DEUTSCHE GESCHICHTE BIS AUF KARL DEN GROSSEN: BD. DIE GERMANEN DER...

Georg Kaufmann

Deutsche Geschichte

bis auf Karl den Großen.

Von

Georg Kaufmann.

Erster Band:

Die Germanen der Urzeit.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1880.

Die

Germanen der Urzeit.

Von

Georg Kaufmann.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1880.

Rudolf Sohm

gewidmet.

Ihnen, lieber Freund, bringe ich dies Buch als Erinnerung an manche frohe und an manche trübe Stunde, zugleich als Dank für die mannigfaltigste Belehrung und Anregung. Nicht ohne Zagen geschieht es, denn es ist ein schwerer Versuch, aber in der Ueberzeugung, daß er einmal gemacht werden mußte. Endlos häufen sich die Monographien. Die Forschenden theilen sich in Gruppen, von denen die einen die anderen beschuldigen nur nordisches Recht oder nur fränkisches zu verstehen, andere ausschließlich Kirchengeschichte treiben, andere immer nur Chroniken ableiten von Chroniken und ihr Verhältniß zu einer verlorenen Urchronik wieder neu bestimmen. Seit mehr als zehn Jahren habe ich mich mit diesem Gedanken getragen, aber verzagt bin ich immer wieder zur Monographie zurückgekehrt. Nun ich mich aber entschlossen habe, so will ich den Blick auch unverrückt auf das Ganze richten, und es soll mir ein geringerer Kummer sein, wenn mir bei der Benutzung der theilweise vor vielen Jahren angestellten Untersuchungen oder fremder Forschungen ein Irrthum im Einzelnen unterläuft, als wenn ich fehlgreife in der Erfassung des Zusammenhanges, in welchem die Thatsachen miteinander stehen.

Ich gebe die Darstellung ohne gelehrte Begründung, denn sollte das nicht bloß zum Scheine geschehen, so müßte sich das Buch in ein Bündel von Monographien auflösen. Aus demselben Grunde vermeide ich es auch, mich mit den früheren Bearbeitungen auseinanderzusetzen oder die Schriften aufzuzählen, denen ich da folgte, wo ich nicht selbst die Untersuchung führte. Nur eine Ausnahme muß ich machen mit der Schrift von Gustav Wilmanns, „Die Römische Lager-

stadt Afrikas“, denn es sollte die letzte Arbeit sein, die er uns schenkte, und wir hofften, es sollte die erste sein einer langen Reihe. So hatte er gesammelt und gesichtet lange Jahre.

Der Mehrzahl unserer Gebildeten gilt es freilich als ausgemacht, daß man über diese Periode nichts wissen könne, was sich zu wissen lohne; aber dieser Eindruck schwindet, wenn man den Dingen auf den Grund geht. Allerdings bleiben uns mit Ausnahme der Helden der Kirche die handelnden Personen meist fern und fremd, oder es treten doch nur einzelne Züge ihres Wesens hinreichend scharf hervor. Man muß zufrieden sein, wenn es gelingt, den Platz zu bezeichnen, auf dem der Mann stand, die Aufgabe, die er erfüllte. Wollte man näher eindringen in das Geheimnis, wie sich seine Persönlichkeit gestaltete und verhielt im Kampfe mit den sie umgebenden Nothwendigkeiten, so müßte man das Urtheil fast immer auf Grund von zerstreuten Blättern sprechen, die gerade zufällig aus den Acten seines Lebens erhalten sind. Aber das ist ja auch nicht die einzige Aufgabe der Geschichte, wenngleich die reizvollste. Die Geschichte wird in erster Linie nicht für die Todten geschrieben, nicht um ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen, sondern für die Lebenden. Und bei aller Dürftigkeit ist die Ueberlieferung dieser Periode doch reich genug, um einen Ueberblick über die Entwicklung der Gesellschaft zu gewähren und ein erschütterndes Bild von dem Werden und Vergehen menschlicher Lebensordnungen.

Die Zeit des römischen Kaiserreiches war an und für sich nichts weniger als eine Periode des Rückschrittes — in der Form des Kaiserstaates vollendete das römische Volk seine eigene Entwicklung und erschloß der Cultur neue, weite Gebiete. Aber bei cultivirten Völkern ist aller Despotismus kurzlebig, und ohne eine gesunde Vertheilung der Güter kann vollends kein Staat bestehen. Deshalb war das römische Reich bereits im vierten Jahrhundert zur Ruine geworden, längst ehe es die Germanen zerstörten. Rom hatte noch immer eine Fülle von gelehrten und in jedem Zweige einer höheren Cultur erfahrenen Menschen, es fehlte ihm auch nicht an kriegerischen Talenten und an dem Muthe, der für seine Ueberzeugung freudig das

Leben läßt. Dazu kam der Reichthum an Capital jeder Art, ein Schatz geschichtlicher Erinnerungen, die selbst in schlaffen Seelen Begeisterung weckten, und endlich eine gewaltige Erneuerung des religiösen Lebens. Aber es war alles vergebens. Hoffnungslos und rettungslos verbrauchten sich alle diese Kräfte und Gaben in gegenseitiger Vernichtung. Wer sich die Augen nicht verschließt, der muß hier begreifen lernen, daß der Staat die unentbehrliche Grundlage alles gesitteten Daseins bildet. Der Staat muß den Menschen erst herausheben und sicher stellen vor den Fluthen gemeiner Leidenschaften: dann mag Kunst und Religion das Werk vollenden. Aber ohne ihn vermögen sie nichts, ohne ihn erzeugen sie nur rasch welkende Blüthen, denen das Gebäude fehlt, das sie schmücken sollen. Die Völkerwanderung überfluthete diese Welt der alten Cultur mit barbarischen Völkern: den Osten mit Slaven — das Abendland mit Germanen. Die alte Cultur sank in Staub, aber wo Germanen zerstört hatten, da wuchs ein frischer Wald von jungen Völkern aus den Ruinen. Freiheitssinn, Arbeitskraft und entwicklungsfähige Anfänge einer neuen staatlichen Ordnung hatten sie als Saat eingestreut in den von den Arbeitsresultaten vieler Jahrhunderte gesättigten Boden. Die von den Slaven besetzten Lande blieben todt, trotzdem auch die Slaven dem Christenthum gewonnen wurden, dem großen Vermittler der Cultur. Es ist schwer zu sagen, woran dies lag, aber die Geschichte will ja auch nicht das Geheimnis der schlummernden Kräfte untersuchen, sondern durch das Spiel der lebendig wirkenden belehren, erfreuen und erschüttern.

Straßburg i. E., September 1879.

Georg Kaufmann.

Inhalt.

Druckfehler.

S. 7 Z. 2 u. 7 v. o. l. Langobarden statt Longobarden.
S. 8 Z. 12 v. o. Gallien statt Italien.
S. 11 Z. 5 omnipotent statt omnipotens.
S. 14 Z. 2 v. u. den Ruf statt diesen.
S. 180 Z. 12 die statt alle.

Einleitung.

Drei Söhne hatte Mannus, erzählten die Deutschen, Inguo, Istio und Ermino, von denen stammen alle Männer ab. Den gelehrten Mönchen war das nicht genug: sie fügten auch die Heroen der Bibel und der römischen Heldensage hinzu, und Jafet und Rhea Silvia traten neben die drei Söhne des Mannus als Ahnherrn der Germanen.

Diese Fassung der alten Ursprungssage ist ein Bild der Entwicklung der deutschen Geschichte und zugleich der neueren Geschichte überhaupt. Sie beginnt mit dem Auftreten der Germanen — aber sowie sie auftraten, wurden sie in den Kreis der römischen Cultur hineingezogen, deren lebenskräftigstes Element das Christenthum war. Aus dem Zusammenwirken und Zusammenschmelzen römischer und germanischer Bestandtheile erwuchsen die Völker des Mittelalters, die Staaten des Mittelalters, die Sitten und die Cultur des Mittelalters.

Der Anblick dieses Gährungsprocesses ist nicht erfreulich.

Wir sehen untergehen, was ehemals so stolz dastand als Träger der Geschichte der Menschheit, und wir übersehen leicht, daß es nur noch Ruinen waren des alten Prachtbaues, die hier so zusammenfielen. Auch täuschen uns die klagenden Stimmen zartfühlender Zeitgenossen, die vergehen wollen vor Schmerz und sich voll Abscheu abwenden von den neuen Gewalten. Mochten die Bauern ihr Ackergut im Stich lassen und die angesehensten Bürger aus der Stadt fliehen, weil der Staat die Menschen nicht mehr schützen und nur noch quälen konnte: der Dichter, der Gelehrte, der vornehme Dilettant hielten den Glanz fest und die Größe, die einst war.

Die Zukunft bot ihnen nichts. Der Untergang Roms war ihnen gleichbedeutend mit dem Untergang göttlicher und menschlicher Ordnung überhaupt.

Die gebildeten Heiden starrten ins Chaos, die gebildeten Christen sagten: es naht das Weltgericht.

Aber es war kein Untergang.

Tausende von Römern haben nach kurzem Schrecken die Wohlthaten der neuen Ordnungen gepriesen, die sich auf den Trümmern des alten römischen Reiches erhoben.

In ihnen sind neue Völker erwachsen, die germanischen und romanischen Nationen Europa's. Weder die einen noch die andern sind die reinen Nachkommen der Germanen oder der Römer. Wo keine Mischung des Blutes stattfand, da haben sich doch die Ideen gemischt.

Man hat diesen Ursprung oft zu leugnen versucht.

Unter Ludwig XIV. ward ein französischer Schriftsteller in die Bastille gesteckt, weil er in einem gelehrten Werke nachwies, daß die Franken Germanen waren: und noch heute können es viele Franzosen nicht vertragen, wenn man daran erinnert, daß Chlodwig und Karl der Große deutsch redeten und deutsch waren. Gelehrsamkeit und Geist sind aufgeboten, um nachzuweisen, daß die Germanen in Gallien wohl viel zerstört haben, aber nichts gegründet.

Sie schufen ein Chaos, heißt es, aber alles, was schön und groß ist in der französischen Geschichte, das stammt von den weltbeherrschenden Römern oder den ritterlichen Celten.

Noch heute gilt dieser Satz vielen Franzosen als ein zweifelloses Dogma, und auch bei den Deutschen hat es nicht an entsprechender Neigung gefehlt, ihren geistigen Stammbaum rein zu halten.

Vollständig ist der römische Einfluß freilich wohl nie geleugnet. So weit konnte sich auch der ärgste Deutschthümler nicht verirren. Aber man suchte eine Ehre darin, den Reichthum urgermanischer Zustände zu preisen und den Werth des römischen Einflusses herabzusetzen.

Solch reizbares Nationalgefühl kann geschichtlich berechtigt sein.

Als z. B. in den Tagen nach den Freiheitskriegen die römische Idee des absoluten Staates den Deutschen nicht nur die freie Bewegung entzog, sondern auch das erwachende Nationalgefühl erdrückte, da mußte dies Nationalgefühl krankhaft empfindsam werden.

Aber so erklärlich diese Empfindsamkeit deshalb im einzelnen Falle sein mag, so ist sie darum nicht weniger krankhaft. Denn was heißt das überhaupt, eine Nation ist unvermischt, hat kein fremdes Blut, keine fremden Ideen in sich aufgenommen?

Es heißt, in historischer Zeit ist es nicht geschehen; aber ist da-

mit irgendwelche Bürgschaft gegeben, daß es überhaupt nicht geschehen sei?

Und wäre es ein Ruhm, wenn es sich verbürgen ließe?

Die Menschen sind geboren, um zu geben und zu empfangen: einer erzieht den andern, dient dem andern, lernt von dem andern. Das ist die Ehre der Griechen, daß sie zu nutzen wußten, was sie von den Phöniciern empfingen; das ist die Ehre der Gegenwart, daß sie die Arbeitsresultate der Vergangenheit zu empfangen und auf ihnen weiter zu bauen versteht.

Das Volk würde sehr arm sein, das in seiner Sprache, in seiner Cultur, in seinen Ideen nichts hätte als das Erbe seiner natürlichen Vorfahren. Der Reichthum des modernen Lebens ist zu groß, als daß er aus einer Quelle fließen könnte.

Oft ist der Einzelne freilich deshalb nur um so ärmer. Er erhält leicht alles getrübt, er kann nicht ohne Weiteres schöpfen, was er braucht, er hat von all dem bunten Vorrath, allein von keiner Art genügend. — Aber bunt ist der Vorrath.

Wir bauen den Acker nicht, wir schließen kein Handelsgeschäft, wir gehen keine Ehe ein, wir machen kein Gedicht, wir geben kein Gesetz, wir sprechen kein Gebet: ohne uns bald alt-römischer, bald italienischer, bald französischer, bald jüdischer, bald arabischer Formen zu bedienen oder uns solchen Vorstellungen hinzugeben.

Und das gilt von allen modernen Völkern. Zwar hat jedes derselben aus diesem mannichfaltigen Stoffe sich eine eigenartige Cultur erarbeitet. Die verschiedenen Bestandtheile liegen nicht roh und unvermittelt neben einander; aber auch heute prägt sich wenigstens in der Sprache jene Mannichfaltigkeit noch mit sinnlicher Anschaulichkeit aus.

Wenn der Italiener den Bannerträger gonfaloniere und das Banner gonfalone nennt von dem althochdeutschen gundfano die Kriegsfahne — wenn das deutsche Wort marca das Land in dem italienischen marchese, dem französischen marquis — wenn der deutsche mundwald in dem italienischen mondualdo Kurator einer Frau, der deutsche Schöffe in dem italienischen scabino und dem französischen échevin, das deutsche „Bann“ in zahlreichen politischen und militärischen Ausdrücken der französischen Sprache wiederkehrt, so hat man gewissermaßen den urkundlichen Beweis vor sich, daß das staatliche Leben, besonders die Kriegs- und Rechtsverfassung Frankreichs und Italiens unter germanischem Einfluß gestanden hat. Darum

heißen auch die Franzosen nach den deutschen Franken und die Norditaliener nach den deutschen Longobarden, darum führen die französischen Könige die deutschen Namen Heinrich, Karl, Ludwig, und viele italienische Namen, wie Grimaldi, Garibaldi, Alighieri, sind nur leise Aenderungen altdeutscher Namen.[1]) Umgekehrt trägt die deutsche Sprache in allen Theilen die Spuren des römischen Einflusses, vielleicht ist ein Drittheil unseres heutigen Wortschatzes romanischen Ursprungs.

Je weiter man aber in der Geschichte zurückkehrt, um so schärfer und unmittelbarer zeigen sich bei diesen Völkern die germanischen und die römisch-christlichen Elemente, die in ihnen vereinigt wurden. Anfangs ist sogar die Herkunft der Personen noch zu bestimmen.

Der Proceß begann mit der Gründung der germanischen Staaten auf römischem Boden. Die Römer hatten selbst schon keine einfach nationale Cultur mehr, sie waren in dieser Beziehung ein modernes Volk. Zu dem altrömischen Wesen waren, abgesehen von andern Elementen, etruskische und griechische Cultur und das auf semitischem Boden erwachsene Christenthum hinzugekommen. Es war ferner eine Cultur, die ihren Höhepunkt schon überschritten hatte, reicher an Formen und Erinnerungen vergangenen Lebens als an Kraft.

Auf diesem von so mannigfaltigen Elementen getränkten Boden gründeten nun die Germanen im fünften und sechsten Jahrhundert ihre Staaten.

Ein wunderbares Schauspiel.

Die Barbaren wagen es, ihren Staat zu gründen inmitten einer übercultivirten Welt und zwar mit der Absicht, diese Cultur zu erhalten, die Römer nicht auszurotten.

Römer und Germanen waren verschieden in Sprache und Sitte, in Recht und Religion, die einen waren Barbaren, die andern überfeinerte Großstädter. Es schien unmöglich, daß es gelingen könnte, sie zu einen. Und doch ist es nicht blos in einem Staate, von einem Stamme versucht, sondern von vielen..

Man sieht, es war die rechte Stunde. Die Germanen waren zwar noch Barbaren, aber empfänglich für den hohen Werth der Cultur und zugleich im Stande, den Römern zu geben, was ihnen fehlte: ein neues Rechtsleben und ein neues Staatsleben.

Sechs Staaten sind es, die so entstanden: die der Westgothen,

---

[1]) Ich wähle gern diese Beispiele, die kürzlich von Victor Hehn seinen geistvollen Betrachtungen zu Grunde gelegt sind.

Burgunden und Franken in Gallien, der Vandalen in Afrika, der Ostgothen und Longobarden in Italien.

In den Staaten der Vandalen in Afrika und der Ostgothen in Italien waren Römer und Germanen mehr nur äußerlich vereint, und beide Staaten hatten auch nur vorübergehende Bedeutung. Hätten sie länger bestanden, so hätten sie in die Wege der Burgunden, Westgothen, Franken und Longobarden einlenken müssen. Alle diese vier Völker haben aus Römern und Germanen einen einheitlichen Staat zu machen gesucht.

Je nach der Zahl der Völker und ihren Mitteln, ferner nach der Zeit und den Umständen haben sich diese Versuche sehr verschieden gestaltet. Besonders wichtig ist der Unterschied, daß bei den einen der Einfluß der romanischen Bevölkerung stärker war, bei den andern geringer.

Am glücklichsten war die Stellung der Franken.

Als Chlodwig seinen kleinen Staat, der fast noch ganz in den Formen der Urzeit steckte, durch die Eroberung des größten Theiles von Gallien zur merowingischen Monarchie erweiterte, da hatten in Gallien die Westgothen schon über sechzig, die Burgunder schon über vierzig Jahre an der Aufgabe gearbeitet, Römer und Germanen in einem Staate zu vereinen.

Die Formen waren gefunden, die Wege waren gewiesen, und die Menschen glaubten allmählich an die Möglichkeit.

Die verzweifelte Frage, was soll werden, wenn Rom nicht mehr ist? hatte eine Antwort gefunden, und seit mit der Revolution Odovakars von 476 auch der Schatten des weströmischen Reiches verschwunden war, gab es nur noch Wenige, die sich nicht bei jener Antwort beruhigten.

Die Römer waren nicht mehr, was sie im Anfang des Jahrhunderts gewesen. Sie hatten den Hochmuth verlernt, mit dem sie auf die „fellbekleideten Barbaren" herabsahen; sie hatten vor ihren Gerichten Recht nehmen, in ihren Heeren kämpfen und ihren Königen dienen gelernt.

Der Gegensatz von germanischem und romanischem Wesen war in dem fränkischen Staate nur halb so stark als im westgothischen und burgundischen.

Und endlich fehlte dem fränkischen Staate auch der bittere Stachel des religiösen Gegensatzes.

Die Gothen und Burgunder waren Arianer; die Franken waren

theils Heiden, theils Katholiken wie die Römer, und ihr Staat gewann noch unter Chlodwig einen ausgesprochen katholischen Charakter. Dem Kriege gegen die arianischen Gothen wußte Chlodwig den Charakter eines Kreuzzuges zu geben. Die Kirche, welche die Staaten der Burgunden und der Westgothen zerspaltete, einte die Franken mit den Römern.

In der Kirche suchte der gallische Adel Ersatz für die Carriere, die Ehren und Würden, die ihm einst das römische Kaiserthum geboten: um so leichter trat er in den Dienst der Franken, deren Schwert die arianischen Kirchen Galliens zerschlagen hatte.

Hundert Jahre nach Chlodwig waren Römer und Franken in Italien einander wesentlich gleich: auch die Römer hatten fränkisches Nationalgefühl.

Der fränkische Staat hat dann alle anderen in sich vereinigt und sich zu der geistlich-weltlichen Universalmonarchie erweitert, in welcher die ganze germano-romanische Welt oder, was dasselbe heißt, die abendländische Christenheit mehrere Jahrhunderte gemeinsamer Entwicklung verlebte.

Die Zeit dieser gemeinsamen Entwicklung war das Mittelalter, das Ergebniß derselben sind die Völker der Neuzeit.

Auch das Mittelalter sah verschiedene Staaten; aber in der Vorstellung der Menschen galten sie als Theile eines kirchlich-weltlichen Gesammtstaates. Auch das Mittelalter unterschied verschiedene Völker; aber die politisch bedeutsamen Stände — die Ritter und die Geistlichen — hatten einen internationalen Charakter. Sie hatten gemeinsame Interessen und gemeinsame Lebensformen, die den französischen Ritter dem deutschen Ritter näher stellten, als dem französischen Bauern.

An der Spitze standen Kaiser und Papst.

Zunächst war der Kaiser das Haupt, und der König der Deutschen war der Kaiser. Ihn zierten die stolzen Titel All der Welt Herr oder caput mundi, alter post Christum, vicarius Christi.

Aber als sich im 11. Jahrhundert die Päpste erhoben, um den Kaiser aus dieser Stellung zu verdrängen, da fanden sie in den Fürsten der anderen Staaten, die den König der Deutschen ungern über sich ertrugen, bereitwillige Unterstützung. Und so vollzog sich in einem zweihundertjährigen Kampfe die ungeheure Revolution.

Bis dahin war der Papst nur der erste Geistliche im Reiche, vom Kaiser ernannt und — in zahlreichen Fällen — vom Kaiser

gerichtet. Jetzt war der Papst der Herr, und der Kaiser der höchstbetitelte Diener des Papstes.

Allein in dem Kampfe hatte die Universalmonarchie ihre politische Bedeutung verloren.

Es ist natürlich, daß der Papst sie festzuhalten suchte, daß er die Ansprüche sogar noch viel weiter ausdehnte, als je ein Kaiser gewagt hatte, und daß es ihm in vielen einzelnen Fällen gelang, sie durchzusetzen: denn nur langsam schwinden Ideen, die einmal die Welt beherrschten. Ja, in den Plänen Karl's V., in den Träumen französischer Könige und zuletzt noch in dem verzehrenden Ehrgeiz des ersten Napoleon lebte auch die Kaiseridee gleichsam gespenstisch wieder auf, und die ehrwürdige Maske Karls des Großen erfüllte die Welt mit Entsetzen.

Aber im Ganzen betrachtet war die Welt doch verändert. Das Selbstbewußtsein der einzelnen Nationen war im 14. Jahrhundert bereits so stark, daß die Idee der Gemeinschaft zurücktrat. Die Universalmonarchie ward mehr nur noch als eine Universalkirche gedacht. Es war die Zeit des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit, die Zeit, in welcher der Stand der Neuzeit, der Bürgerstand, eine gleichberechtigte Stellung neben den mittelalterlichen Ständen, den Rittern und Geistlichen, gewann. Und der Bürgerstand war von vornherein national geschieden.

In demselben Jahrhundert erhoben sich endlich auch die ersten kräftigen Stimmen gegen das ganze System des kirchlich-weltlichen Staates mit dem Papste an der Spitze.

Wycleff und die Lollarden nannten es ein „Reich des Antichrists", sie jubelten über das Schisma: nun sei das Haupt des Antichrists gespalten.

Der Sturz der Spitze hatte das ganze Gebäude erschüttert; indem sie gegen die Kaiser kämpften, hatten die Päpste ihr eigenes Ansehen untergraben. Ihre Macht und ihr Rang waren gestiegen; aber der Glaube an ihre Heiligkeit war gemindert. Bann und Interdict hatten ihre Kraft verloren, sie waren zu oft mißbraucht.

Langsam löste sich so die Welt aus den Formen und Vorstellungen des Mittelalters: die eine Nation früher, die andere später, die eine in dieser, die andere in jener Weise.

Vollendet wurde der Proceß durch die Reformation, welche auch die kirchliche Gemeinschaft der abendländischen Christenheit auflöste.

Mehr als tausend Jahre waren verflossen seit der Gründung der germano-romanischen Staaten, siebenhundert Jahre seit der Vollendung der mittelalterlichen Universalmonarchie.

So lange hatte eine Form die in gewaltiger Gährung sich durchdringenden germanischen und römischen Volksgeister umschlossen.

Schwer ist es im Einzelnen nachzuweisen, wie sie sich umbildeten — aber die Grundzüge der Entwicklung treten in anschaulicher Klarheit hervor. Im merowingischen Reiche herrschten die Römer auf allen Gebieten des geistigen Lebens, des Handwerks und des Ackerbaues; die Regierung dagegen, das Heerwesen, die Gerichtsverfassung, die Ordnung der Gemeinde erhielt germanische Form.

An Stelle des stehenden Söldnerheeres trat das unbezahlte Volksheer, an Stelle des großen Beamtenapparates mit seinen Rangstufen und seiner Trennung von militärischen und bürgerlichen Gewalten trat der Graf, welcher militärische und bürgerliche Gewalt vereinigte, wie er ganz ähnlich in dem Staat der Angelsachsen wiederkehrt. An Stelle des römischen Richters trat die germanische Gerichtsversammlung, an Stelle der römischen Untersuchung das germanische Beweisverfahren mit Eidhelfern und Zweikampf, an Stelle der römischen Strafen das germanische Geldbußensystem.

An Stelle des römischen Kaisers trat der germanische König, der nichts Wichtiges thun konnte ohne den Rath der Großen, und der sich fügen mußte, wenn das versammelte Heervolk den beschlossenen Krieg verwarf oder die Friedensbedingungen nicht annahm. An Stelle der absoluten Gewalt trat die eigenthümliche „Banngewalt", an Stelle der Stadtverfassung die Gauverfassung, an Stelle der römischen Thronfolge die germanische Erbfolge, die zugleich eine Wahl war.

So zweifellos diese Thatsache ist, so schwer wird es zunächst, sie zu begreifen.

Der Staat der Germanen war wenig entwickelt, hatte keine Formen und keine Uebung für die Lösung der Aufgaben, die das hochentwickelte Culturleben auf römischem Boden an ihn stellte. Man hätte erwarten sollen, daß die Franken die römischen Einrichtungen übernommen hätten, zumal ihre Könige früher schon zeitweise als römische Beamte fungirt hatten.

Daß es nicht geschah, erklärt sich aus zwei Ursachen.

Das staatliche Leben der Römer war zu verkommen, und der Geist desselben wie des antiken Staates überhaupt den Germanen völlig zuwider.

Der antike Staat war omnipotent. Allgewaltig ist zwar die wörtliche Uebersetzung, bezeichnet aber nicht das, worauf es ankommt. Die fremde Sache fordert auch einen fremden Ausdruck. Die Silbe „all" verstärkt nur den Sinn von gewaltig; aber in dem lateinischen omnipotens liegt der entscheidende Sinn in dem ersten Theile des Wortes. Alle Gebiete des Lebens machte der antike Staat sich unterthan und forderte den ganzen Menschen. Ihren vollendeten Ausdruck hat diese antike Staatsidee in der spartanischen Verfassung gefunden. Sie hatte das Volk zu einem Orden umgestaltet. Der Spartaner durfte nicht essen in seinem Hause, sein Gut nicht nutzen wie er wollte, seine Kinder nicht erziehen, keinen Besuch empfangen und keine Reise unternehmen: er lebte nicht für sich, er lebte nur für den Staat.

So schroff war der römische Staat nicht organisirt; aber auch er zog alles in seinen Bereich, kannte keinerlei Schranke.

In der römischen Republik war der Beamte unumschränkt, und im Kaiserreiche waren die Menschen zahlreich zu Staatssclaven herabgedrückt. In mannichfaltige Gruppen eingetheilt, hatten sie dem Staate zu frohnden. Die einen mußten Steine liefern und Kalk, die anderen als Schiffer, andere als Bäcker die Magazine des Staates füllen; andere hatten Postpferde, andere Soldaten zu stellen; andere mußten als Decurionen die Städte verwalten, die Steuern eintreiben, die Unterbeamten ersetzen.

Sie mochten eine ganz andere Thätigkeit wünschen, zu ganz anderen Diensten bereit sein: wessen Vater Decurion, Schiffer u. s. w. gewesen war, der mußte es wieder werden, und wen der Befehl des Kaisers dazu berief, der mußte nun sein Leben darin verbringen.

Die Deutschen haben einem derartigen Staate von jeher widerstrebt.

In tausend Bedürfnissen, Einrichtungen und Gewohnheiten, in mannigfaltigen, bei den verschiedensten Völkern des Stammes wiederkehrenden Zügen kommt eine andere Staatsidee zum Ausdruck.

Ihr Staat muß dem Menschen freie Bewegung lassen; der Mensch soll nicht im Staate aufgehen, soll noch etwas für sich sein. Ihre Staaten zerfielen in Theilstaaten, die Theilstaaten in Gemeinden, die gleichfalls dem Staate ähnlich organisirt waren und sich wie kleine Staaten fühlten.

In der Gemeinde endlich war jedes Haus eine Burg und ein Reich für sich.

Nur in seltenen Fällen, nur unter der Bewahrung feierlicher Formen durfte die Gewalt des Staates die Schwelle des Hauses überschreiten.

Traf der Waldhüter den Holzdieb auf handhafter That und verfolgte ihn in das Dorf, so mußte er stehen bleiben vor dem Hause. Drang er ein, so durfte der verfolgte Dieb die Axt nehmen, die in dem Stützbalken seiner Wohnung stak, und den Beamten als einen Friedbrecher niederschlagen. Er war straflos, wenn der Getroffene innerhalb der Schwelle niedersank.

Nicht ohne Grund haben feinsinnige Beobachter den deutschen Staat erstehen lassen durch Vertrag der ursprünglich wie kleinste Staaten nebeneinanderstehenden Häuser und Höfe.

Nur in dem durch Colonisation von Norwegen aus besiedelten Island ist der Staat so entstanden; ursprünglich konnte er nicht so entstehen. Aber wenn die Theorie falsch ist, so waren doch die Beobachtungen richtig, von denen sie ausging. Unabhängig stand das Haus in der Gemeinde und die Gemeinde im Staate.

In dem fränkischen Reiche erfuhr diese germanische Staatsordnung mannigfaltige Umgestaltung und Weiterbildung. Unter dem befruchtenden Einfluß des neuen Bodens und der neuen Umgebung trieb der Baum neue Sprossen, und auch die alten Zweige gewannen ein anderes Ansehen.

Aber er entartete nicht.

Wohl gewann der König eine straffere Gewalt, und es hätte Gefahr entstehen können, daß sie zuletzt in römischen Despotismus ausarte. Da erstand das Lehnwesen und bot der individuellen Freiheit einen weiten Spielraum.

Gewiß wäre es falsch, das Lehnwesen schlechthin als ein Erzeugniß „der germanischen Staatsidee“ zu betrachten. So einfach vollziehen sich geschichtliche Processe nicht.

Das Lehnwesen erwuchs zunächst aus den wirthschaftlichen Veränderungen, welche den Bauernstand vernichteten, das alte Gefolgewesen und die alte Heerverfassung, den soldlosen Kriegsdienst der Gemeinfreien unmöglich machten.

Aber daß das Lehnwesen sich auf diese eigenthümliche Weise entwickelte, dazu wirkten die eigenthümlichen Vorstellungen mit, welche die Germanen über den Staat und die Stellung des Mannes zum Staat hegten.

Nur gewisse Leistungen schuldete der Mann dem Lehnsherrn und

damit dem Staate — im übrigen bildete er in seiner Burg, mit seinem Gebiete selbst einen Staat: der Beamte des Königs durfte es nicht betreten.

Der altgermanische Staat, in welchem jedes Haus für sich war, lebte hier in aristokratischer Form wieder auf.

Und dieselbe Entwicklung nahm das Städtewesen. Jede Stadt suchte im Reich einen möglichst selbständigen Theilstaat zu bilden, und in der Stadt suchte wieder jede Zunft sich frei zu machen von dem Gericht der Stadt und sich als ein Staat im Stadt-Staat zu organisiren.

So zersetzte dieser Zug der germanischen Staatsidee in seiner Uebertreibung alle staatliche Ordnung: und es war ein Segen, als seit dem 15. Jahrhundert der absolute Beamtenstaat diesen verwilderten Lehnsstaat allmählich verdrängte und ersetzte.

Wieder waren es gar mannichfaltige Strömungen, die sich vereinigten, um diesen Wald von Hindernissen hinwegzureißen.

Die Noth des Augenblicks, die steigende Bedeutung des Geldes, der Mißbrauch, den die großen Lehnsträger mit ihrer Gewalt trieben, die Veränderung des Kriegswesens: kurz, vielerlei Ursachen wirkten zusammen, aber unter ihnen als eine der bedeutsamsten die durch das Studium des römischen Rechts erneuerte Erinnerung an den römischen Staat und des Kaisers absolute Gewalt.

Merkwürdig, wie gleichzeitig, inmitten dieser Bewegung, in den kleinen Republiken der Schweizer und der Marschbewohner der altdeutsche Staat wiederauflebte, zum Theil in ganz überraschender Uebereinstimmung mit dem Staate des Tacitus. Wie in dem „Dinghof" der Gutsbauern des 13. und 14. Jahrhunderts die alte Gemeindeverfassung der freien, ihre eigene Mark verwaltenden Bauern der taciteischen Zeit wieder erscheint, so erprobte sich in jenen Republiken die unverwüstliche Triebkraft der altgermanischen Staatsidee. So lehrreich aber deshalb diese Bildungen sind, so blieben sie doch für die geschichtliche Entwicklung im Ganzen ohne Bedeutung.

Der Staat der Gegenwart ist erwachsen aus dem absoluten Staate, der unter dem Einfluß römischer Staatsanschauung stand und im 16., 17. und 18. Jahrhundert alle größeren Völker beherrschte.

Aber trotz dieser gleichartigen Entwicklung ihres Staates offenbart sich in den fertigen Völkern der Neuzeit der alte Gegensatz römischer und germanischer Auffassung des Staates.

In den fertigen Völkern bricht der Charakter des vorherrschenden Elements wieder durch, der in der Gährungsperiode des Mittelalters verhüllt war durch die gemeinsame Form des Lehnstaates.

Nicht als ob jeder einzelne Angehörige der Nation bestimmte Ansichten über den Staat hätte.

Weitaus die meisten haben überhaupt keine, und die Schriftsteller sind in ihren Meinungen vielfach nicht der Ausdruck des Geistes ihres Volkes, sondern beherrscht von der Schule, in der sie erwuchsen, oder gegen welche sie sich erheben.

Aber sind nicht die Ueberzeugungen am wirksamsten, über die wir niemals nachgedacht, die wir uns niemals zum Bewußtsein bringen? Jede Nation hat, wie sich Wilhelm von Humboldt ausdrückt, ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgiebt. Dieses gemeinsame Empfinden hat eine hervorragende Stelle unter den Mächten, welche die Geschichte eines Volkes gestalten. Und was zeigt die Geschichte Frankreichs?

Seit dem Sturz des Lehnstaates hat der Geist des absoluten Staates, die mechanische Centralisation der Volkskräfte in der Hand der Regierung, unter allen noch so schroffen Wechseln der staatlichen Form die Oberhand bewahrt.

Die Republik der neunziger Jahre behandelte das Volk ebenso als gleichgiltige Masse, wie Ludwig XIV. vorher und Napoleon I. und die folgenden Gewalten nachher.

All die gewaltigen Umwälzungen berührten doch nur die Oberfläche Frankreichs: das Regiment blieb im Wesentlichen das gleiche. Immer hing Alles ab von *einem* Willen, von einer großen Centralbehörde.

Am schroffsten offenbart sich dies in der hilflosen Abhängigkeit der Schule und zeitweise auch der Kirche von der politischen Gewalt.

Von Zeit zu Zeit ward diese Staatsgewalt durch Revolutionen zu Boden geworfen, und ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, als seien diese Revolutionen eine nothwendige Zugabe zu diesem Regiment, dem sonst alles politische Leben erliegen würde — und als müßten sie fortdauern, bis der Geist der römischen Centralisation, unter dessen Druck das Leben der Gegenwart nicht gedeihen kann, aus dem Staate ausgeschieden ist. Geistvolle Franzosen haben diesen Ruf nach einer solchen Germanisirung ihres Staatswesens gerade in neuester Zeit oft und laut erhoben.

Für uns Deutsche war dagegen der römisch-absolute Staat nur ein Uebergang. Zwar wandeln wir noch unter seinen Ruinen, und im Kampfe der Parteien wird noch oftmals sein Schatten beschworen: aber die Herrschaft hat er verloren.

Wir haben es erfahren, wie segensreich die römische Centralisation der Kraft in gewissen Perioden und auf gewissen Gebieten zu wirken vermag, und werden sie hier nicht wieder preisgeben wollen: aber andererseits wird auch die Forderung nicht wieder zum Schweigen zu bringen sein, daß der Staat die Grenzen seiner Gewalt anerkenne, daß er die großen und kleinen Kreise der Gesellschaft die Angelegenheiten selbst besorgen lasse, die sie allein angehen, und daß er vor allem das Gebiet des geistigen Lebens mit schonender Hand behandele.

Die Kirche, die Wissenschaft, die Schule haben dem Staate zu dienen, aber nicht als Bediente des Staates. Der Staat ist die höchste Organisation des Volkes, aber nicht die einzige: er ertödtet sein eigenes Leben, wenn er das der anderen erstickt.

Unser Volk ist im Aufstreben, und da muß auch in seinem Staate der Geist sich erhalten, der ihm eigenthümlich ist. Der Geist des antiken Staates hat ihn wohl befruchtet und beeinflußt, zeitweise auch unterdrückt; er konnte ihn aber nie erdrücken.

Dieser Gegensatz römischen und germanischen Geistes wiederholt sich bei den Völkern Europa's auch auf dem kirchlichen Gebiete.

Es ist nicht zufällig, daß sich in der Reformation die germanischen Nationen in Masse von dem Papste lossagten — die Dänen und die Skandinavier, die Deutschen, die Schweizer, die Holländer und Engländer, — daß dagegen die romanischen Nationen der Masse nach in der römischen Kirche verblieben.

Acht Jahrhunderte hindurch hatten die Deutschen ihr religiöses Leben in den von Rom oder doch von römischem Geiste geschaffenen Formen gelebt, in römischer Sprache ihren Gottesdienst gehalten, alle Gnadengaben der Kirche von den kirchlichen Gewalthabern erwartet.

Im 16. Jahrhundert erhob sich dagegen der germanische Geist der individuellen Freiheit, und das war seine Forderung: daß jeder Laie Gott eben so nahe stehe wie der Pabst, daß die Kirche nicht Hüterin eines Gnadenschatzes sei, aus dem sie Vergebung der Sünden spende, sondern daß ein jeder Vergebung der Sünden erhalte durch gläubige Hingabe an Gottes Gnade und keiner priesterlichen Vermittelung bedürfe.

In der römischen Kirche vollendete sich dagegen gerade seitdem die Centralisation, welche die Bischöfe zu Agenten des Papstes herabdrückte und alle kirchliche Gewalt in der Hand des Papstes vereinigte.

Es war schon früher angestrebt: aber unter Constantin und Theodosius war die Kirche ein Theil der großen Staatsmaschine, selbst im Dogma von der Laune des Kaisers abhängig. Im fünften, sechsten, siebenten Jahrhundert mußte sie sich den Ordnungen der verschiedenen germanischen Staaten einfügen: die Kirche zerfiel in mehrere Landeskirchen.

Bis dahin konnten die Versuche einer Centralisation wenig Erfolg haben.

Seit aber die Universalmonarchie Karls des Großen die Kirche äußerlich einte, da erneuerten sie sich mit siegreicher Gewalt. Nur das hielt sie eine Zeitlang auf, daß die Kirche in die Formen des Lehnstaates eingegangen war, daß die Bischöfe mächtige Fürsten geworden waren.

Nicht die geniale Kraft der Cluniacenser und Jesuiten, der Gregore und Innocenze hat das Werk gegründet, das in unsern Tagen mit dem Unfehlbarkeitsdogma gekrönt ward: nicht die Herrschsucht einzelner Männer ist anzuklagen, welche die bisherigen Genossen zu Dienern herabdrückte. Auch die genialsten Männer erhalten nur Bedeutung durch die weltbeherrschende Strömung, die in ihnen Gestalt gewinnt. Diese Centralisation ist der Ausdruck des Geistes, der in der römischen Kirche waltet, der echten Tochter des römischen Kaiserstaates.

Noch eine Beobachtung ist nachzuholen aus dieser Entwicklung.

Gerade um die Zeit befreiten sich die Deutschen auf dem kirchlichen Gebiete von dem römischen Einfluß, in welcher sie den Staat mehr und mehr im Geist des römischen Absolutismus umgestalteten. Und gerade um diese Zeit nahmen sie auch das römische Recht an und lebten nach seinen Vorschriften, bis auf die großen Gesetzgebungen des letzten Jahrhunderts.

Das altdeutsche Gerichtsverfahren war im späteren Mittelalter in unglaublicher Weise erstarrt, und die Einführung des fremden Rechts war in vieler Beziehung eine Erlösung. Aber es ging das nicht ab ohne die gröbste Vergewaltigung des Rechtsbewußtseins der Nation und der Rechtsverhältnisse, in denen sie lebte. So nahm man den Bauern den letzten Rest ihrer Rechte, drückte sie aus zum Theil noch ganz behaglicher Existenz in hülflose Sclaverei herab, in-

dem man dem deutschen Gutsherrn die Gewalt zusprach, die der römische Herr über seine Sclaven hatte.

Nicht, als ob das römische Recht den Ruin des Bauernstandes ausschließlich verschuldete.

Dieser Ruin war ein Ergebniß, zu dem sehr verschiedene Ursachen zusammen wirkten; aber die unglückselige Uebersetzung von Grundherr mit dominus und abhängigem Bauer mit servus hat viel Bitterkeit in diesen Kelch geworfen, hat vielerorts den Proceß vollendet, der die Dörfer in große Güter und die Bauern in Tagelöhner und Knechte umwandelte.

So sind denn nacheinander alle Gebiete unseres Lebens zeitweise der Herrschaft des römischen Geistes unterworfen gewesen — aber niemals alle zugleich.

Im Mittelalter erstreckte sie sich vorzugsweise auf das geistige und religiöse Leben, während im Staat und im Recht germanische Ordnungen bestanden.

Im 16. Jahrhundert lösten wir uns aus der geistigen und kirchlichen Vormundschaft — traten aber in Staat und Recht in die Schule römischer Institutionen.

In der Gegenwart hat sich die Lehrzeit vollendet; der germanische Geist ist durch den langen Kampf mit der überlegenen Cultur bereichert, aber nicht unterdrückt, und kann fortan ohne Gefährde in freier Wechselwirkung mit dem antiken Wesen sich entfalten.

Es soll die Aufgabe dieser Darstellung sein, das Ringen dieser Geister bis zu dem Punkte zu begleiten, wo sie sich zur Schöpfung der großen Universalmonarchie des Mittelalters vereinigten.

Der erste Band soll die Urzeit umfassen und die Zeit des Ueberganges.

Er wird in den beiden ersten Büchern von den Germanen im Allgemeinen handeln, in dem dritten Buche ausschließlich von den Westgothen, welche in der Zeit des Ueberganges die Träger der Entwicklung waren.

Der zweite Band begreift die Geschichte der auf römischem Boden gegründeten germanischen Staaten.

Erstes Buch.

Geschichte der Germanen bis 375 n. Chr.

Erstes Capitel.

Die vorgeschichtliche Zeit. Die Kämpfe der Germanen und Römer bis 16 vor Christo.

In grauer Vorzeit, zu der nicht einmal die Sage zurückreicht, saß in Asien ein Nomadenvolk, von dem die Perser und Inder in Asien, die Griechen, Italiker, Kelten, Germanen, Letten und Slaven in Europa abstammen.

Die Sprachen dieser Völker zeigen in dem Wortschatz und, was noch entscheidender ist, in den Bildungsgesetzen der Grammatik eine solche Uebereinstimmung, daß der erst so fremdartige Gedanke, daß alle diese Völker Brudervölker sind, jetzt als eine Thatsache gelten muß. Man hat die Grammatik und das Wörterbuch der Ursprache, also der Sprache des Muttervolkes, wiederhergestellt, und dieser Wortschatz läßt erkennen, welche Gegenstände jenem Urvolke bekannt waren, und in welchen Vorstellungen es lebte.

Das Familienleben und die Anfänge des Staates waren bereits ausgebildet, ebenso ein Kreis von religiösen Vorstellungen. Sie lebten von Jagd und Viehzucht; den Acker bebauten sie noch nicht, und auch das Salz war ihnen noch unbekannt.

Die Europäer müssen dann eine Zeit lang als ein ungetheiltes Ganze zusammengeblieben sein in einer Gegend, wo man Salz gewinnen und den Acker bebauen lernte. Auch in Sitte und Religion machten sie in dieser Periode manche Entwicklung durch und erwarben einen gemeinsamen Schatz von neuen religiösen und sittlichen Vorstellungen. Er ward zwar später von den einzelnen Völkern in sehr verschiedener Weise gemehrt und umgeformt, läßt aber in manchen Zügen die Uebereinstimmung auch da noch erkennen. Als es zum Todeskampfe

ging, rief Leonidas den Genossen zu: „Frühstückt rasch, im Hades werden wir zu Mittag speisen!" und ebenso sagte in der Hervararsaga Hialmar zu Oddr: „Heut' Abend werden wir Odins Gäste in Valhöll sein!" und in der Hromundarsaga spricht Kari zu König Olaf: „Lebt wohl, Herr, ich werde bei Odin gasten".

Noch überraschender ist die Uebereinstimmung mancher Mythen und Sagen. So decken sich die Sagen von dem nordischen und von dem griechischen Ahnherrn der Schmiedekunst oder ursprünglich wohl der Kunstfertigkeit im Allgemeinen in einer ganzen Anzahl der eigenthümlichsten Züge. Der Schmied Wieland hinkt wie Hephästos, wird aus dem Meer gerettet von der Wasserfrau wie Hephästos von der Thetis, ist in Gefangenschaft wie Dädalos, der Heros, welcher nach dieser Seite den Hephästos vertritt, und entflieht wie dieser mit einem kunstvollen Flügelkleide. Aber bei derartigen Mythen und Sagen ist es meist unmöglich, den altgemeinsamen Besitz auszuscheiden aus der Masse des späteren selbständigen Erwerbes [1]). Man ist dabei zu vielfachen Täuschungen ausgesetzt.

Ueberall jagt der Sturm die Wolken über das Land, und wechselt der todte Winter mit dem knospenstrotzenden Frühjahr. Davon sagen die verschiedensten Völker in ähnlichen Bildern und Sagen. Noch mehr verwirrt die Wanderung der Sagen und Erzählungen. Was das eine Volk erfunden, ward von den Nachbarn nacherzählt, wanderte von Stamm zu Stamm über unglaublich weite Strecken, verband sich mit den Sagen dieser Lande und gab ihnen nun die auffallendste Aehnlichkeit mit Mythen, die ihnen ursprünglich fremd waren.

Unter den Europäern sind die Germanen den Slaven und den diesen nahe verbundenen Preußen-Letten nächst verwandt. Diese drei Stämme haben also vielleicht längere Zeit im heutigen Rußland als ungetheiltes Ganze gesessen, bis ein Theil sich loslöste und in den

---

[1]) Kuhn, die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der indogermanischen Völker in Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. 4, 1855, läßt keinen Zweifel, daß in den Sagen von Wieland uralter Besitz steckt. Die Märchen und Sagen von Hephästos auf der Insel Lipara und die Sagen, die in der Gegend von Münster schon in heidnischer Zeit über den unsichtbaren Schmied umgingen, lassen sich unmöglich von einander ableiten. Die westfälischen Bauern haben sie sicher nicht den Griechen nacherzählt. Für das hohe, in die heidnische Zeit zurückreichende Alter der Schmiedsagen dort bürgt der älteste Name von Münster: Mimigardiford, von Mimir, dem Lehrmeister Wielands.

Ländern zwischen Weichsel und Rhein zu dem besonderen Volke der Germanen erwuchs. Dies Land bezeichnet die Sage als die ursprüngliche Heimat der Germanen, und hier saßen sie auch, als sie zuerst erwähnt werden. Das geschah durch Pytheas von Marseille, der um 320 v. Chr. auf einer kühnen Entdeckungsfahrt den cultivirten Ländern des Südens die erste Kunde von diesen Gegenden brachte. Aber das blieb dann für lange Zeit die einzige Kunde und berührte nur die Küste, wahrscheinlich sogar nur die Nordseeküste. Das Binnenland ist erst durch die Römer aufgeschlossen.

Ihre Beziehungen zu den Germanen begannen um 180 v. Chr. Damals veranlaßte der Macedonierkönig Perseus die germanischen Bastarner, die am Nordufer der unteren Donau saßen, zu einem Einfall in Italien. Der Angriff scheiterte an dem Widerstand der Dardaner im heutigen Serbien, und beim Rückzug über die gefrorene Donau brach das Eis, und der größte Theil der Bastarner ertrank. So blieb Italien verschont.

Etwa um dieselbe Zeit oder noch früher drangen andere germanische Stämme oder Theile derselben über den Niederrhein, gewannen dort Wohnsitze und verschmolzen mehr oder weniger mit keltischen Stämmen jener Gegend. Cäsar begreift sie später mit unter dem Namen der Belgier, der die nördlichen Theile Galliens umfaßt; aber er fügt hinzu, daß vier von diesen Stämmen — die Eburonen, Condrusen, Caeroesen und Paemanen — noch als Germanen bezeichnet und als solche von den übrigen Belgiern geschieden würden.

Diese Nachricht ist später benutzt zu seiner Lösung der von den römischen Gelehrten vielfach behandelten Frage nach der Entstehung des Namens Germanen. Man deutete die Angabe Cäsars so, als hätten die Eburonen und ihre Nachbarn den Namen Germanen als Stamm geführt, und von diesem Stamme sei dann der Name auf die ganze Nation ausgedehnt. Ueberliefert ist uns diese Theorie von Tacitus, der sie aber schon bei Anderen vorgefunden hatte. Sie ist sicher falsch; denn sie widerspricht Cäsar, aus dessen Angabe sie entstanden ist.

Cäsar gebraucht den Namen Germanen nur als ethnographischen Begriff weitesten Umfangs, der alle Stämme der Nation umfaßt.

Die Entstehung des Namens ist noch dunkel. Cäsar muß ihn bei den Kelten gehört haben; denn die Germanen selbst gebrauchten ihn nicht. Sie hatten für sich überhaupt keinen gemeinsamen Namen.

Sie hatten auch kein Bedürfniß dafür, da die Nation keine gemeinsamen Interessen hatte und jeder Stamm für sich ging. Erst im Verkehr mit Rom erwachte etwas davon, und da haben sie sich denn allerdings im Nothfall auch mit dem bei den Römern üblichen Namen Germanen genannt. Als später ein wirkliches Bewußtsein von der Einheit der Nation erwachte, da ist ein anderer Name aufgekommen, der Name Deutsche.

Geraume Zeit nach jenem Vordringen der Eburonen u. s. w. über den Niederrhein verließen große Schaaren der Cimbern ihre Heimat an der unteren Elbe und Eider. Gewaltige Fluten, wie sie dort im Laufe der Zeit die ganze Dünenkette zerrissen und ein gut Theil der dahinter liegenden Marschländer wegspülten, sollen sie zur Auswanderung getrieben haben.

Im Jahre 113 v. Chr. erschien ihr ungeheuerer, durch Zuzug aus anderen Stämmen vermehrter Schwarm an der Nordostgrenze Italiens und schlug das römische Heer daselbst bis zur Vernichtung. Ebenso siegten sie 109 und 105 im Rhonethal, und drei Mal stand ihnen so der Weg nach Italien frei, zumal auch noch andere barbarische Völker sich auf die Römer stürzten. Aber sie wandten sich nach Spanien und dann gegen die Belgier. Erst 102 entschlossen sie sich zu dem Marsch auf Rom. Die Cimbern zogen über die östlichen Alpen, die Teutonen, das andere Hauptvolk, durch das Rhonethal. Diese Theilung und die Tapferkeit des C. Marius rettete Rom. Marius schlug erst die Teutonen bei Aquae Sextiae 102 und dann die Cimbern in Oberitalien 101. Was von den Hunderttausenden die Tage der Schlacht überlebte, das füllte die Sclavenzwinger der römischen Herren.

Zwölf Jahre hatte Rom vor einem Germanenschwarm gezittert — es war das Vorspiel eines langen Kampfes.

Der nächste Zusammenstoß erfolgte, als jedes der beiden Völker die Kelten in Gallien zu unterwerfen versuchte. Im Großen und Ganzen standen die meisten Kelten damals auf derselben Culturstufe wie die Germanen, und dies hat manchen sonst scharfsinnigen Forscher verführt, sie für ein Volk zu halten oder einen Theil des Keltenstammes mit den Germanen zu vereinigen. Allein die sorgfältige Prüfung der Ueberlieferung und der Thatsachen hat es zweifellos gemacht, daß der erste und gründlichste Kenner, der große Feldherr und Schriftsteller C. Julius Cäsar, Recht hatte, da er die Germanen als ein besonderes Volk den Kelten entgegensetzte.

Die Kelten Galliens hatten in manchen Punkten eine höhere Cultur erreicht. Sie hatten Segelschiffe, Bergbau, Salzsiedereien, gemünztes Geld, auch Bewußtsein von dem nationalen Zusammenhang der verschiedenen Stämme. Ihre Priester, die Druiden, besaßen sogar eine Art Wissenschaft. Aber trotzdem waren sie Barbaren.

Im Krieg und im Frieden folgten sie dem nächsten Antriebe, und selbst die Heimat zu verlassen, waren sie noch leicht zu bewegen. Sie waren von tollkühner Tapferkeit, und leicht sammelte ein tüchtiger Führer Tausende um sich — aber ebenso leicht liefen sie wieder auseinander. Alle jene Zierden der Cultur waren eben nur Zierden und hatten das Leben nicht veredelt. Die Sitte blieb roh, und die Hoffnungen wie die Arbeit der Masse bewegten sich in den engsten Grenzen. Ein wilder Kampf, eine gute Ernte, ein geliebter oder grausamer Herr: das waren die Punkte, um die sich ihr Leben drehte. Der Besitz war in den Händen Weniger, die Masse besitzlos, verschuldet, den Reichen verknechtet. Ein Einzelner erschien in der Volksversammlung mit 10,000 Mann, die in der einen oder anderen Weise von ihm abhängig waren. Die staatlichen Einrichtungen schwankten zwischen Königthum und Republik; aber diese Republiken waren ein Spielball der Mächtigen. Kurz: es fehlte den Zuständen die Einfachheit und unverdorbene Frische der Barbaren; aber die zerstreuten Anfänge der Cultur hatten keinen Ersatz geschaffen in sittlichen Mächten höherer Ordnung.

Bis auf Cäsar beherrschten die Römer von Gallien nur das Gebiet an der unteren Rhone und eine Militärstraße von Italien nach Spanien.

Die Verwaltung dieser Provinz übernahm Julius Cäsar in einem Augenblick, wo Gallien von drei zahlreichen Völkerschwärmen bedroht wurde — an der Rhone, am Oberrhein und am Niederrhein.

Unmittelbar gingen ihn diese Bewegungen nichts an; allein mittelbar war die römische Provinz gleich stark davon bedroht, und Cäsar freute sich der Gelegenheit, seinen Ruhm und seine Macht zu mehren. Das aber hat ihn zu einem großen Manne gemacht, daß er seine Gaben an einer für die Geschichte des Menschengeschlechts unendlich bedeutungsvollen Aufgabe versuchen konnte, und daß er sich ihr gewachsen zeigte.

Die schlimmste Gefahr hatten die Gallier selbst über sich heraufgeführt.

Naturgemäß stritten ihre Stämme vielfach mit einander, und vor allen die mächtigsten. Keiner wollte dem andern das politische Uebergewicht, die Führung im Kreise der Nachbarn überlassen.

Damals rangen so die Sequaner, welche an der Saone, dem Doubs und der Ill wohnten, mit den Häduern, ihren Nachbarn. Da die Häduer bei Rom Unterstützung fanden, so riefen die Sequaner Söldner herbei von den Germanen, welche in dem von den Helvetiern geräumten Südwestdeutschland umherzogen.

Es war im Jahre 71 v. Chr., dreißig Jahre nach dem Untergange der Cimbern und Teutonen, als der erste Schwarm von 15,000 Köpfen den Rhein überschritt. Ihnen folgten immer neue Schaaren, im Ganzen etwa 120,000, die zwar sieben verschiedenen Stämmen, aber alle einem Führer angehörten, dem Ariovist. Sie kamen mit Weib und Kind und erwarteten bessere Wohnsitze in Gallien. Ariovist gab sie ihnen im oberen Elsaß, das damals zuerst von Germanen besetzt ward. Die Sequaner selbst hatten hier gesessen und es nun abtreten müssen an ihre Söldner, die ihre Herren geworden waren. Es war ein Drittel ihres Gebietes, und später sollten sie noch ein zweites Drittel abtreten. Aehnlich litten andere Stämme.

Zehn Jahre herrschte so bereits Ariovist als gefürchteter König, da vereinigten sich die Kelten unter Führung der Häduer, um ihn zu vernichten. Diesen Massen war Ariovist nicht gewachsen; aber er kannte die Kelten und den Gang des Krieges. Er hielt sich in geschützter Stellung, bis die Gegend das ungeheuere Heer, das ihn belagerte, nicht mehr ernähren konnte. Da mußten die übrigen Stämme abziehen, und nur die Häduer blieben zurück. Alsbald brach Ariovist vor und schlug die Häduer bei Admagetobriga bis zur Vernichtung 61 vor Christo. Jetzt mochte ihm Niemand mehr widerstehen, und auch Rom erkannte die Herrschaft des gefürchteten Häuptlings als legitim an, indem es ihn mit dem Titel König und Freund ehrte. Es geschah das unter dem Consulat des Cäsar, der somit selbst zur Befestigung der Herrschaft Ariovists in Gallien beigetragen hat.

Welchem von jenen sieben Stämmen, aus denen sein Heer bestand — Haruden, Markomannen, Triboker, Vangionen, Nemeter, Sedusier und Sueben — Ariovist angehörte, ist unbekannt: Bedeutung gewann er auch nicht durch den Ruhm und die kriegerische Kraft seines Stammes, sondern als Haupt und König jenes bunten Heervolkes.

In diesem Volke selbst wurde dagegen die Besonderheit der Stämme nicht verwischt. Jeder der sieben Haufen wird seinen besonderen Häuptling und gesonderte Sitze gehabt haben. Die Häuptlinge standen zu Ariovist als Unterkönige, gleichviel ob sie diesen oder einen anderen Titel hatten. In allen Lebensbeziehungen galt der Markomanne dem Triboker, der Triboker dem Sueben als Fremder. Bei Streitigkeiten wurde jeder nach dem Rechte seines Stammes gerichtet, und Ehen schlossen sie regelmäßig nur im eigenen Stamme, so wie fünfhundert Jahre später die Rugier, die unter den Ostgothen wohnten. Bot sich lockendere Beute, wurde ein angesehener Genosse von Ariovist beleidigt und erhob sich zum Widerstand, oder trat sonst ein wichtiges Ereigniß ein, das die Interessen spaltete, so löste sich ein Haufe von der Masse und ging seine eigenen Wege.

Die folgenden Jahrhunderte haben noch viele Heervölker der Art gesehen, und manche waren an Masse noch bedeutender. So die Schaaren des Rhadagais, die Stilicho vernichtete. Aber bei keinem trat auch nur annähernd die Bedeutung des Führers so hervor, wie bei Ariovist. Darum war die Gefahr so ungeheuer: es schien, als sollte die Herrschaft des Kriegsfürsten von längerer Dauer sein, und ein großer Theil Galliens von Germanen besetzt werden. Aus Deutschland konnte Ariovist beliebig viele Verstärkungen an sich ziehen; denn an Kriegslustigen fehlte es nie, und damals waren die germanischen Stämme gerade in besonders starker kriegerischer Erregung. Vielleicht war das noch eine Folge des Zuges der Cimbern und Teutonen, der ein Menschenalter zuvor von der Nordsee bis zum Mittelmeer die ganze germanische Welt in Aufregung gebracht hatte. Aus dem einen Volk hatten sich Schaaren angeschlossen, das andere hatte einige Monate lang oder gar Jahre lang Theile des Schwarms in seinen Grenzen dulden und ernähren müssen, noch andere waren ganz verdrängt oder vernichtet. Und auch die, welche sich des Andrangs glücklich erwehrten, blieben nicht unberührt davon.

In den fernsten Winkel war die Kunde getragen von dem reichen Lande im Süden mit dem glänzenden Himmel und den üppigen Bewohnern. Erkennbar sind uns heute noch drei besonders starke Wellen aus diesem Völkergewoge. Aus dem südwestlichen Deutschland, dem heutigen Wirtemberg und Baden, waren nicht lange vorher die keltischen Helvetier verdrängt. Das Land war verheert, und in dieser „helvetischen Wüste" saßen oder nomadisirten zahlreiche kleine Stämme

oder vielmehr Bruchtheile von Stämmen, von denen uns jene sieben bekannt sind, aus denen Ariovist Zuzug erhalten hatte. Größere oder kleinere Stammestheile waren in den alten Sitzen geblieben.

Um dieselbe Zeit, etwa um 62 v. Chr., suchten im südöstlichen Deutschland die aus Böhmen vertriebenen Bojer drei Jahre lang vergeblich neue Wohnsitze, und am Niederrhein endlich die von den Sueben vertriebenen Usipeter und Tencterer, die 400,000 Köpfe zählten.

Um diese Zeit verließen ferner auch die Helvetier ihre Heimat zwischen Rhein, Rhone und Jura. Mit Mühe hatten sie bis dahin die Angriffe der Germanen an ihrer Nordgrenze abgewehrt; durch Ariovist waren sie nun auch in Westen bedroht. Das mag der tiefere Beweggrund zu ihrer Auswanderung gewesen sein. Bestimmt wurden sie dann durch den Ehrgeiz des Orgetorix, des hervorragendsten ihrer Häuptlinge, der jedoch vor der Ausführung des Planes gestürzt wurde und starb. Wäre es nur sein Werk gewesen, so wäre die Auswanderung jetzt unterblieben. Aber nach zweijährigen Vorbereitungen brachen sie im April 58 v. Chr. auf, verstärkt durch einige benachbarte Stämme und die heimatlosen Bojer — im Ganzen 369,000 Menschen, darunter 90,000 Waffenfähige.

Cäsar versperrte ihnen den Weg durch das Rhonethal, und da sie nun über den Jura zogen, schlug er sie bei Bibracte, der Hauptstadt der Häduer, dem heutigen Autun. Etwa ein Drittel der ungeheueren Massen war erschlagen — der Rest mußte in die alte Heimat zurück und die beim Abmarsch verbrannten Städte und Dörfer wieder aufbauen.

Nach diesen Siegen trat Cäsar als Herr von Gallien auf und befahl dem Ariovist, den Häduern ihre Geißeln zurückzugeben und fortan keine Germanen weiter über den Rhein zu ziehen.

Ariovist antwortete mit trotzigem Selbstgefühl. Seit vierzehn Jahren war er nur an Siege gewöhnt. Zudem hatten ihn die politischen Gegner Cäsars belehrt, daß Cäsar nicht das ganze römische Volk hinter sich habe, daß eine mächtige Partei sich freuen würde, wenn er in Gallien zu Grunde gehe.

Die Römer zitterten bei Ariovists Namen. Als es in Cäsars Lager bei Besançon verlautete, daß der Marsch gegen ihn gehe, da löste die Angst alle Bande der Ordnung.

Zunächst flüchteten sich die vornehmen jungen Herren, welche, ohne eigentlich Dienste zu leisten, unter allerlei Titeln den Feldzug

mitmachten als Vorbereitung für ihre politische Carriere. Unter kläglichen Vorwänden erbaten sie Urlaub von dem verwegenen Feldherrn. Andere blieben zurück, weil sie sich schämten — aber sie waren in verzweifelter Stimmung. Sie zogen Erkundigungen ein bei Dolmetschern und Händlern — und lauschten mit ängstlicher Begier ihren Schilderungen von den riesenhaften Gestalten und der fessellosen Wuth der Germanen.

Sie fragten ohne Zweck und Ziel, und was sie auch hörten, das steigerte ihre Angst.

Sie machten ihr Testament und saßen traurig zusammen. Ihre Angst ergriff auch die bewährten Soldaten. Kluge Reden wurden geführt über Weg und Steg, über Mangel an Reiterei und Unmöglichkeit der Verpflegung. Cäsar sah in all dieser Klugheit nur die Angst, und als einige gar mit der Nachricht kamen, die Soldaten würden dem Marschbefehle nicht gehorchen, wenn er sie gegen Ariovist führen werde: da steigerte der Zorn seinen trotzigen Muth ins Ungeheuere. Er berief eine Versammlung aller Officiere und schalt sie mit heftigen Worten, daß sie es wagten, über den Plan des Feldherrn zu klügeln. Ihre Pflicht sei es, das Befohlene zu thun. Dann ging er auf die einzelnen Bedenken ein, widerlegte sie und schloß mit der Versicherung, er werde in der nächsten Nacht den Marschbefehl geben, und wenn das übrige Heer aus Feigheit den Gehorsam weigere, so werde er mit der zehnten Legion allein marschiren; denn die verlasse ihn nicht. Des sei er gewiß.

Cäsar hatte eine unwiderstehliche Persönlichkeit. Sein Blick, sein Wort, sein Wille bändigten die Massen. Der Soldat hing an seinem Auge, er zweifelte nicht länger, wenn Cäsar gesprochen hatte. Und hier hatte dieser nun noch den alten und doch immer neuen Kunstgriff angewandt: er hatte die Rivalität der Truppenkörper wachgerufen.

Was noch von Furcht vorhanden war, das mußte jetzt der Scham und dem Aerger weichen oder bei der zehnten Legion der stolzesten Freude.

Sie sandte sofort ihre Stabsofficiere an Cäsar, um ihren Dank und ihre unbedingte Bereitwilligkeit auszusprechen. Und dieser Deputation folgten die der anderen Legionen.

Sie überboten sich in Versicherungen, sie waren alle zu allem bereit.

Sieben Tagemärsche führte Cäsar sein Heer nach Norden. Ariovist zog ihm etwa von Breisach aus entgegen, und dann lagerten

sie im oberen Elsaß, 5 Meilen von einander entfernt. Es mag in der Gegend von Mülhausen gewesen sein; genau ist der Ort nicht zu bestimmen. Cäsar hatte sechs Legionen, die damals schwerlich mehr als 30,000 Mann umfaßten, dazu gallische Hülfstruppen. An Zahl war Ariovists Heer nicht unbedeutend stärker, aber doch wohl nicht doppelt so stark. Nach vergeblichen Unterhandlungen kam es zum Kampf.

Ariovist erwies sich als ein wirklicher Feldherr. Er kannte die Ueberlegenheit der römischen Legionen und hielt sein Fußvolk in geschützter Stellung.

Seine Reiterei war dagegen der römischen überlegen und beherrschte das Vorterrain.

Durch einen ebenso kühnen wie klugen Marsch gewann er eine Stellung, welche dem Cäsar die Zufuhr abschnitt. Cäsar mußte sein Heer theilen, um es nicht ganz zurückzuführen. Er legte zwei Legionen in ein kleineres Lager südlich von Ariovists Stellung, um die Verbindung mit Besançon zu sichern; vier Legionen blieben in dem alten Lager. Zwischen beiden stand Ariovist und warf sich plötzlich auf das kleinere Lager. Nur mit Mühe ward der Sturm abgeschlagen.

So hatte sich der Kampf hingezogen, und Gefangene sagten aus, die weisen Frauen hätten verkündet, daß die Germanen nicht siegen würden, wenn sie vor dem Neumond kämpften. Deshalb vermeide Ariovist noch immer die Entscheidung. Aber am folgenden Tage nahm er plötzlich doch die Schlacht an.

Jeder der sieben Stämme bildete einen besonderen Gewalthaufen, und hinter der ganzen Schlachtreihe waren die Wagen aufgestellt, ineinandergeschoben zu einer zusammenhängenden Mauer. Auf den Wagen standen die Weiber mit den Kindern und flehten die Männer an, sie nicht der Knechtschaft preiszugeben. Wer fliehen wollte, stieß auf diese Massen und mußte unter dem Schelten der Weiber in den Kampf zurück.

Eine allgemeine Flucht konnte dies Hinderniß freilich nicht aufhalten.

Der Flügel, auf welchem Ariovist selbst kämpfte, war siegreich; aber der andere wurde geschlagen, und als nun die römische Reserve eingriff, da wurde auch der siegreiche Flügel in die Flucht verwickelt.

Die beiden Frauen des Ariovist und eine Tochter kamen auf der Flucht um; er selbst rettete sich über den Rhein. Aber seine Zeit war dahin, sein Name tauchte nie wieder auf.

Das Heer ward zum großen Theil vernichtet; doch blieben von den im Ober-Elsaß angesiedelten Germanen wahrscheinlich ansehnliche Reste in den seit zwanzig Jahren behaupteten Sitzen und bildeten den Grundstock für die spätere Germanisirung.

Drei Jahre darnach (55 v. Chr.) schlug Cäsar am Niederrhein die noch größere Schaar der Usipeter und Tencterer. Sie waren von den Sueben aus ihren Sitzen vertrieben und schweiften drei Jahre lang umher, bis es ihnen im Jahre 56 v. Chr. gelang, am Niederrhein dem keltischen Volke der Menapier einen Theil seines Gebietes zu entreißen. Da kamen die benachbarten Stämme der Belgier zu ihnen und forderten sie auf, vom Rhein weg mehr in das Innere Galliens zu ziehen. Sie versprachen, ihnen dabei jeden Vorschub zu leisten. Allein Cäsar brachte jene gallischen Staaten rasch wieder auf seine Seite und vernichtete den größten Theil der Germanen durch einen verrätherischen Ueberfall.

Es schwebten Verhandlungen über einen Waffenstillstand zwischen Cäsar und den Germanen, — da kam es zu einem Reitergefecht, indem 800 germanische Reiter sich auf 5000 römische Reiter stürzten und sie in die Flucht jagten. Am folgenden Tage begaben sich die Fürsten und Aeltesten der Germanen als Gesandte zu Cäsar und erklärten, der Angriff sei gegen ihren Willen geschehen, sie wollten die Verhandlungen weiterführen. Aber Cäsar nahm sie gefangen und überfiel dann das nichtsahnende und seiner Führer beraubte Germanenheer. Es kam zu keiner Schlacht. Der Widerstand der Männer wurde rasch gebrochen, als sie ihre Frauen und Kinder von der römischen Reiterei verfolgt sahen.

Ein großer Theil der zahlreichen Völker war vernichtet, — der Rest fand Zuflucht bei den Sigambrern an der Sieg.

Es war das keine Handlung des Mitleids. Die Sigambrer legten sich kein Opfer auf. Ihr Gebiet war größer als nöthig, so ließen sie „die Elenden" dort siedeln, die dafür in eine lose Abhängigkeit von ihnen getreten sein werden. Eben diese Sigambrer folgten einige Jahre später der Aufforderung Cäsars, ihm bei der Verwüstung des Eburonengebietes zu helfen. Daß Cäsar ihre Freunde vernichtet hatte, daß der Sieg über die Eburonen seine Herrschaft am Rhein verstärkte und ihnen selber Gefahr brachte, daran dachten sie nicht, — sie waren Barbaren, der Krieg und der Raub die Poesie ihres Lebens. Sie nahmen es dem Cäsar gar nicht übel, daß er jeden angriff, den er glaubte besiegen zu können.

Während sie plünderten, machte sie einer von den Gefangenen aufmerksam, daß in Tongern, dem Hauptquartier Cäsars, viel reichere Beute zu holen sei und zwar leicht, denn die Besatzung sei schwach. Sofort ließen sie ab von den Eburonen und stürmten auf Tongern. Schon wankte das Thor, da kam Hülfe — aber Alles, was vor den Thoren gewesen war, war verloren.

So hatte Cäsar Gallien vor drei gewaltigen Angriffen bewahrt.

Zweimal hat er dann auch noch den Rhein überschritten, aber nicht um zu erobern. Es waren nur Streifzüge, um seine Macht zu zeigen, damit er von den Germanen nicht wieder gestört werde bei der Unterwerfung Galliens.

Und so konnte er sie auch wirklich ungestört vollenden. Es ist das größte Werk seines Lebens.

Gallien nahm die römische Cultur rasch und leicht auf. Arles, Lyon, Trier, Bordeaux, Toulouse und viele andere Städte glänzten als Pflanzstätten der Kunst und Wissenschaft in den Jahrhunderten des Kaiserreiches. Brücken und Straßen verbanden das Land. Zahlreiche Villen zierten die Ufer der Flüsse, und die vornehme Jugend besuchte die Schulen in Rom und Athen. Latein wurde die Sprache der Gebildeten; römischer Gottesdienst, römische Sitten und römische Moden zogen ein. In den Bauten von Trier finden sich alle die kostbaren Steine, welche die wechselnde Mode der römischen Hauptstadt nacheinander den Reichen vorschrieb.

Auch an dem geistigen Leben nahm Gallien seinen vollen Antheil. Besonders ausgezeichnet waren seine Rhetorenschulen, und als das Christenthum in das Abendland kam, da konnte Gallien mit Italien wetteifern in der Zahl hervorragender Lehrer und Kämpfer.

Hätten die Germanen unter Ariovist Gallien erobert, sie hätten nur verwüsten können. Die Halbcultur Galliens konnte sie nicht beherrschen. Als sie es 500 Jahre später den Römern entrissen, da fanden sie eine Cultur, welche Bewunderung forderte, und sie beugten sich ihr.

Auch sie selbst waren unterdeß däfür empfänglicher geworden. Dem Vordringen ihrer überschüssigen Bevölkerung nach Westen und Süden war lange Zeit ein fester Damm entgegengesetzt gewesen. Das hatte sie genöthigt, auf dem engeren Raume fertig zu werden, und zugleich wurden sie mit tausend Bedürfnissen und Producten römischer Kunst und römischen Reichthums vertraut.

So ist die Niederlage des Ariovist der Entwickelung unseres Volkes nicht weniger förderlich geworden als später der Sieg Armins.

Doch nicht so ohne Weiteres ward diese Rheingrenze anerkannt. In schweren Kämpfen mußte Cäsars Werk gesichert werden.

Zunächst freilich blieb es ruhig, obwohl die Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus und die des zweiten Triumvirats eine bequeme Gelegenheit boten, den Versuch Ariovists zu erneuern. Im Jahre 39 ließ sich sogar der mächtige Stamm der Ubier durch Agrippa, den großen Feldherrn des Augustus, auf das linke Rheinufer verpflanzen und diente Rom. In ihrem Hauptort ward ein Altar errichtet für die Verehrung des Kaisers, und auch Deutsche waren Priester an diesem römischen Cultus. Im Jahre 50 n. Chr. wurde dann eine Veteranencolonie hierher geführt auf Betreiben und im Namen der Agrippina, von der die Stadt den Namen Colonia Agrippinensis empfing. Der Ehrentitel einer römischen Colonie wurde nicht vielen Städten verliehen und deshalb mit besonderem Stolze geführt. So wurde er zum Hauptnamen und lebt noch heute, nur durch den Wegfall der Endung und den Umlaut zu „Cöln" verändert.

Agrippina war in Cöln geboren. Sie war eine Tochter des Germanicus und jener älteren Agrippina, welche der Kaiser Tiberius mit leidenschaftlichem Hasse verfolgte. Sie war das Weib des Domitius und des Kaisers Claudius, die Mutter des Nero. Um Kaiserin zu werden, gab sie sich schon vorher dem Claudius preis und, um als Kaiserin ihre Zwecke zu erreichen, dem Freigelassenen Pallas. Zuletzt suchte die alternde Frau aus demselben Grunde ihren Sohn Nero zu verlocken und fand endlich den Tod durch diesen fürchterlichen Sohn, für den sie Alles gethan. „Occidat, dum imperet!" soll sie gesagt haben, als ihr einst Chaldäer weissagten, ihr Sohn werde die Herrschaft gewinnen, aber seine Mutter tödten. „Mag er mich tödten, wenn er nur den Thron gewinnt," dies Wort zeigt, wie Agrippina den Menschen erschien.

Sie hat Memoiren geschrieben, in denen sie die Schicksale ihres Hauses erzählte. Wenn sie uns erhalten wären, so würden wir nicht nur von diesem dämonischen Weibe, sondern zugleich von der römischen Gesellschaft ein lebendigeres Bild erhalten, welche sich jetzt am Rheine niederließ.

Nicht in reinen Formen, nicht aus unbefleckten Händen empfingen die Barbaren die höhere Cultur; aber auf tausend Wegen wurden sie in ihren Zauberkreis gezogen.

Zweites Capitel.

Der große Krieg von 16 vor Chr. bis 16 nach Chr.

Außer den Ubiern dienten Rom auch die Bataver und einige kleinere Stämme. Sein Einfluß reichte selbst schon auf das rechte Rheinufer. Da begann ein mehr als dreißigjähriger Krieg, in dessen Verlauf die Römer eine Zeit lang die sichere Hoffnung hegten, das Land bis zur Elbe zu unterwerfen, der sie aber zuletzt zwang, sich mit der Rheinlinie zu begnügen.

Die Veranlassung gaben die Sigambrer. Sie kreuzigten mehrere Römer, die sie in ihrem Gebiet ergriffen, und brachen dann vereint mit den Resten der Usipeter und Tencterer unter ihrem Herzog Melo über den Rhein. Sie schlugen den römischen Legaten, eroberten den Adler der fünften Legion und drangen weit in Gallien ein. Das geschah im Jahre 16 v. Chr. und erregte in Rom großen Schrecken, aber es war nur eine vorübergehende Gefahr. Die Germanen wurden bald wieder zum Frieden gezwungen; aber Augustus entschloß sich, dergleichen Angriffen ein für allemal zu begegnen und das Land zu unterwerfen. Er kam selbst nach Gallien, die Vorbereitungen zu leiten, während seine Stiefsöhne Tiberius und Drusus Rhätien und Vindelicien — Baiern und Schweiz — unterwarfen, um die Germanen auch vom Süden her anzugreifen. Im Jahre 13 begab er sich nach Rom zurück und übertrug den Angriff dem Drusus.

Der Kampf, der sich nun entspann, zerfällt in zwei Perioden. In der ersten, 13 v. Chr. bis 9 n. Chr., gewannen die Römer immer festere Gewalt in den Landen zwischen Rhein und Elbe; in der zweiten, 9 n. Chr. bis 16 n. Chr., zerstörte Arminius diese römische Herrschaft.

Als Basis für die Eroberung befestigte Drusus die Rheinlinie und den dem Ufer nächstgelegenen Landstrich zwischen Main und Lippe durch zahlreiche Castelle, die durch Straßen mit einander verbunden waren. Das zum Bau derselben nöthige Land kaufte er den Stämmen ab, in deren Gebiete sie lagen.

So schonte er vorsichtig und klug die Empfindlichkeit der Barbaren und nutzte ihre thörichte Habgier, die nicht über den Tag hinaussah. Ferner baute er einen Kanal, der aus dem Rhein in die Yssel führte und dann durch den Flevus — einen Binnensee, der später durch Sturmfluten zu dem Busen des Zuydersee geworden ist — in die Nordsee. Dieser Weg blieb in Roms festem Besitz, und wenn die Heere sich mühsam den Weg durch die Wälder bahnten, dann fuhr die Flotte in die See, steuerte die Küste entlang bis zur Ems, bog in den Fluß ein und fuhr ihn aufwärts mitten hinein in das Gebiet der vier mächtigen Stämme der Friesen, Chauken, Bructerer und Angrivarier. Dort traf sie das Heer, das die entsetzlichsten Wege durch Moor und Haide hinter sich hatte, verstärkte es durch die Abtheilung, die eingeschifft war, und versah es mit den Vorräthen und den schwereren Geräthen, die auf den Landwegen kaum hätten befördert werden können. Im Jahre 5 n. Chr. ist die Flotte sogar in die Elbe eingefahren; die Einfahrt in die Weser ist nicht versucht. Auf eben diesem Canal unternahm Drusus im Jahre 12 seinen ersten Feldzug. Er eroberte Borkum und andere friesische Inseln, fuhr in die Ems ein und erreichte, daß sich die Friesen ihm unterwarfen. Sie verpflichteten sich, einen mäßigen Tribut zu zahlen und Hülfe zu leisten. Diese wurde gleich dringend gebraucht; denn die römischen Schiffe geriethen auf den Sand, wurden aber von den sachkundigen Friesen gerettet. Drusus hat dann noch mit den Chauken und Bructerern gekämpft — mit den letzteren auf der Ems; doch wurde durch den ganzen Feldzug kein größerer Erfolg erzielt.

Im Jahre 11 zog Drusus siegreich bis zur Weser. Er fand nur geringen Widerstand, weil die Sigambrer mit den Chatten kämpften, die Drusus durch die Ueberlassung eines Landstrichs gewonnen hatte. Drusus konnte also ungestört plündern. Auf dem Rückmarsche wurde er aber von den Sigambrern und deren Verbündeten umstellt und entkam nur durch einen glücklichen Vorstoß der Legionen. Hierbei hatten die Germanen so schwere Verluste erlitten, daß sie sich zurückhielten, und Drusus das berühmte Castell Aliso bauen konnte. Es lag an der Lippe, da, wo ihr ein kleiner Nebenfluß zuströmt.

Welcher Nebenfluß das aber ist, und wo das Castell also lag, ist eine von den Streitfragen, die eben deshalb immer wieder aufgeworfen werden, weil sie nicht entschieden werden können.

In den Jahren 10 und 9 marschirten die Legionen gegen die Chatten, die das Land zurückgegeben und den Bund mit Rom gelöst hatten. Es geschah das ebenso wenig aus Patriotismus, wie der Vertrag des vorigen Jahres Verrath genannt werden darf. Die Barbaren handelten nach dem Antriebe des Augenblicks und stets ganz rücksichtslos. Auf welcher Seite ihnen Sieg und Beute winkte, da kämpften sie. Der Zug vom Jahre 9 war der bedeutendste von allen. Drusus zog von Mainz aus, schlug die Chatten in mehreren Treffen, griff dann die Cherusker an, überschritt die Weser und drang bis zur Elbe. Ja, er versuchte auch die Elbe zu überschreiten; aber es gelang ihm nicht, und auf dem Rückwege stürzte er mit dem Pferde so unglücklich, daß er den Schenkel brach und nach dreißig Tagen verschied. Er starb in den Armen des Tiberius, der auf die Nachricht von Pavia nach Mainz eilte und dann unter Begleitung eines einzigen Mannes die 40 Meilen vom Rhein entfernte Unglücksstätte aufsuchte. Dieser Zug charakterisirt den Mann, der nun den Oberbefehl übernahm. Er war der gefährlichste Gegner unter allen, welche die Germanen bedrängt haben.

Gleich den Feldzug des nächsten Jahres 8 v. Chr. begann er mit einem großartigen Erfolge.

Als er den Rhein überschritt, schickten ihm die Sigambrer ihre angesehensten Männer als Gesandte entgegen, um Frieden zu erbitten. Tiberius nahm sie gefangen und vertheilte sie in verschiedene gallische Städte. Vor Zorn und Wuth haben sie sich hier selbst den Tod gegeben, während Tiberius ihr führerloses Volk leicht überwältigte und 40,000 derselben auf das linke Rheinufer verpflanzte. Sie wohnten hier zwischen den Ubiern und Batavern und dienten Rom fortan mit derselben Tapferkeit, mit der sie ihm bisher widerstanden hatten. Der Theil des Volkes, der sich nicht verpflanzen ließ, ist den Römern dagegen auch später noch oft furchtbar geworden — zeitweilig unter dem Namen Marsen, später wieder Sigambrer genannt — aber für den Augenblick war hier und bei den Nachbarn jeder Widerstand gebrochen. Triumphirend berichtete Tiberius nach Rom: „Alles Land zwischen Rhein und Elbe ist unterworfen".

Ueber die folgenden zehn Jahre bis 3 n. Chr. fehlt es an Nachrichten; nur einzelne zum Theil schwere Kämpfe werden gemeldet.

Im Ganzen mußte sich aber die römische Herrschaft schon durch die bloße Dauer bedeutend befestigen. Je länger die Römer in den Castellen an Lahn und Lippe saßen, je häufiger die Legionen den Marsch von dem Rhein zur Weser machten, desto besser lernten sie das Land kennen und die Schwierigkeiten überwinden, die ihnen die Natur des Landes und die Beschaffenheit der Wege entgegenstellten. Im Jahre 4 übernahm Tiberius den Oberbefehl zum zweiten Male, und er hat so viel Kämpfe zu bestehen gehabt, daß jene triumphirende Depesche vom Jahre 8 v. Chr. damit von selbst berichtigt wird. Den Feldzug des Jahres 4 dehnte er bis in den Dezember aus und nahm dann mitten in Deutschland an den Quellen der Lippe seine Winterquartiere. Im Jahre 5 unterwarfen sich ihm zahlreiche bisher unbezwungene Völker, vor allen die verschiedenen Völkerschaften der Chauken und die Langobarden an der unteren Elbe. In festem Lager erwartete er hier die Flotte, die erste, welche in die Elbe eingefahren war. Das Wagnis gelang, und Tiberius stand mit all seiner Macht und mit allem Apparat auf dem linken Elbufer. Das rechte hielt der Heerbann der Semnonen und Hermunduren besetzt, doch regte sich auch bei ihnen das Gefühl, daß Widerstand nutzlos sei. Es erhob sich unter ihnen ein alter Häuptling von mächtiger Gestalt, stieg in seinem vollem Kriegerstaate in einen Einbaum und ruderte sich in die Mitte des Stromes. Dort machte er Halt und bat um Erlaubnis, an das Ufer kommen zu dürfen und den Cäsar zu sehen. Seine Bitte ward gewährt, und er trieb seinen Kahn an das Land.

Lange betrachtete er schweigend den Cäsar; dann sagte er: „Unsere jungen Leute sind rasend. Euch Kaiser verehren sie als Götter, solange ihr in der Ferne seid, und seid ihr gegenwärtig, so wollen sie euch nicht gehorchen". Voll Ehrfurcht berührte er die Hand des Cäsar, und als er sich darauf zurückruderte, hielt er den Blick noch immer auf die Herrlichkeit gerichtet, die ihn umleuchtet hatte.

Aber rasend war der Entschluß der jüngeren Leute doch nicht. Tiberius wagte keinen ernstlichen Versuch, die Elbe zu überschreiten. Er ging zurück, um im folgenden Jahre das mächtige Reich des Marbod zu unterwerfen. Vorher war jeder Kampf östlich der Elbe aussichtslos.

Marbod ist nächst Armin die bedeutendste Gestalt unter den Germanen dieser Zeit. Er war früh nach Rom gekommen und hatte die Bedeutung der straffen Ordnung erkannt, welche die Kräfte des

Staates einem Willen dienstbar macht. Später kehrte er in die Heimat zurück und bewog seine Stammgenossen und Bruchtheile anderer Stämme, ihre Sitze am oberen Main zu verlassen und über das Gebirge in das rings umschlossene Böhmen zu ziehen.

Wahrscheinlich war dies Land schon seit etwa fünfzig Jahren im Besitz der Markomannen; jetzt aber wurde es unter dem Eindruck der römischen Siege zum Hauptsitz gemacht.

Marbod ward der Führer der Wanderung und der König des Volkes. Bald gewann er unter den Königen und Häuptlingen der Germanen eine ganz außergewöhnliche Macht. Sein Heer zählte 70,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter und war in strengerer Ordnung gehalten, als sie sonst der germanische Heerbann kannte. Manche Schaaren waren auch halb und halb nach römischer Art bewaffnet und geschult. Der Königssitz war eine befestigte Stadt, in welcher sich römische Kaufleute niedergelassen hatten, und die Kriegsbeute geborgen war. Sein Gold sicherte ihm Schaaren von fremden Kriegern, und die benachbarten Stämme hatte er in wiederholten Kriegen zur Heeresfolge gezwungen, zeitweise sogar Semnonen und Langobarden. Er galt als eine den Römern ebenbürtige Macht. Vertriebene suchten hier Zuflucht, bedrängte Völker Hülfe. Mehrfach gingen seine Gesandten nach Rom und führten dort eine stolze Sprache.

So groß aber seine Macht war, so blieb sie doch in den hergebrachten Formen.

Das Heer blieb trotz der Anfänge römischer Zucht und Kampfesweise rechtlich ein Volksheer. Es setzte sich zusammen aus dem Heerbann der Markomannen, dem Gefolge, dem Zuzug der abhängigen Stämme und aus Söldnerschaaren. Aber diese germanischen Söldnerschaaren waren nicht den römischen Söldnern oder den modernen Landsknechten zu vergleichen. Aus Ariovists Feldzügen sind sie bekannt. Zum Theil waren es Bruchtheile von Völkern, die mit Weib und Kind herbeizogen und Sold nnd Beute suchten, auch wohl Land zu neuer Siedelung. War der Krieg beendet, so zogen sie mit der Beute in die Heimat, oder wohin sie sonst gerade die Gelegenheit führte.

Als das Volk sich gegen ihn erhob, da hatte Marbod nicht eine große, ihm allein ergebene Söldnerarmee zu seinem Schutze — sondern nur sein Gefolge blieb ihm, das aber viel zu klein war, ihn zu halten. Auch die Volksversammlung wurde nach wie vor gehalten und

die Adelsversammlung. Die Gerichtsbarkeit blieb in der Hand der gewählten Richter und wurde nicht von königlichen Beamten verwaltet, die sich den Grafen der Merowinger vergleichen ließen.

Hätte Tacitus von derartigen Aenderungen Kunde gehabt, mit welchem Nachdruck würde er Armin das benutzen lassen in jener berühmten Rede, durch welche er kurz vor dem Entscheidungskampf den Marbod verhaßt und verächtlich zu machen sucht! Gerade dergleichen emphatische Wendungen von der Freiheit der Väter und tyrannischer Anmaßung hätte sich Tacitus an dieser Stelle nicht entgehen lassen. Trotzdem konnte Marbod ein sehr persönliches Regiment führen. List und Gewalt ersetzen in so ursprünglichen Zuständen leicht, was an rechtlicher Befugniß fehlt.

Im Jahre 6 wollte Tiberius dies Reich vernichten. Er hatte dazu außerordentliche Vorbereitungen getroffen: zwölf Legionen, die mit den zugehörigen Bundesgenossen etwa 140,000 Mann ausmachten, führte er gegen den Feind. Von zwei Seiten erfolgte der Angriff. Tiberius zog von Carnuntum aus — unterhalb Wien, der March gegenüber — sein Legat Sentius Saturninus vom Rhein her. Bei Tiberius befand sich auch Vellejus Paterculus, der diese Kämpfe leider nur zu kurz beschrieben hat.

Noch fünf Tagemärsche war man von dem Feind, die Spannung hatte den höchsten Grad erreicht: da kam die Nachricht von dem Aufstande der Völker in Pannonien und Dalmatien. Italien und Griechenland schwebten in der größten Gefahr; denn die Aufständischen waren zahllos und hatten theilweise römische Waffen. Augustus sagte im Senat, in zehn Tagen könne der Feind vor Rom stehen. Da eilte Tiberius, mit Marbod Frieden zu schließen, und bändigte in dreijährigem Kampfe die Aufständischen an der Donau und der Küste des Meeres. In Deutschland gebot unterdeß P. Quintilius Varus, und unter ihm begann die zweite Periode des germanischen Krieges, der Freiheitskampf des Armin.

Die Römer haben den Varus schwer angeklagt, und es wäre ein nutzloses Unternehmen, ihn retten zu wollen. Wir haben keinen Zeugen dafür, daß er besser war als sein Ruf; aber an dem Aufstande selbst war er nicht in dem Maße schuld, wie die Römer klagten. Sie brauchten einen Sündenbock, um die Schande der Niederlage von sich abzuwälzen, und Varus war dazu die geeignete Person.

Vor Varus Thorheit, heißt es, war Alles auf dem besten Wege. Die Römer hatten einzelne untereinander verbundene Punkte besetzt;

ihre Heere überwinterten in Germanien. Städte wurden gegründet, zahlreiche und friedliche Volksversammlungen abgehalten. Der Adel erwarb das römische Bürgerrecht. Vom Volke traten viele in den Solddienst. Augustus selbst hielt in Rom eine starke germanische Leibwache. Die Germanen nahmen mehr und mehr römische Sitte und römisches Wesen an. Sie thaten dies ohne Unmuth, sie merkten nicht einmal, wie sehr sie sich veränderten. So schreibt Dio Cassius, und nach Florus wurde selbst der Himmel milder, und die Erde veränderte sich aus Freude über den tiefen Frieden. Diese Uebertreibung ist eine Warnung zur rechten Zeit, alle jene Schilderungen mit Vorsicht aufzunehmen. Der Aufstand Armins hat jenen glücklichen Zustand der Romanisirung nicht nur beendet, er beweist auch, daß es mit derselben noch nicht so weit gekommen war.

Varus soll die Germanen gereizt haben durch die ungestüme Art, wie er Germanien zu romanisiren suchte: aber gerade diejenigen Stämme blieben ruhig, die den Druck, das fremde Wesen am stärksten spüren mußten, wie die Bataver, die Ubier, die Friesen und Sigambrer. Wenn sich ein Führer fand, so genügte schon ein geringer Anlaß, die Germanen unter die Waffen zu bringen. Auch die vorsichtigste Behandlung konnte das nicht hindern.

Weiter hat man dem Varus vorgeworfen, daß er der Anzeige des Segestes keinen Glauben schenkte: aber er kannte vielleicht die heftigen Streitigkeiten zwischen den Häuptlingen der Cherusker und fürchtete, von dem Segest als Werkzeug einer Privatrache gebraucht zu werden.

Durfte er einen Mann wie Armin, der Rom viele Jahre gedient hatte und noch wichtige Dienste zu leisten berufen schien, so schwer beleidigen, solange nicht jeder Zweifel beseitigt war? Doch, wer will die Anklagen vergangener Zeiten sichten und genauer nachspüren, wie viel Schuld trotz alle dem, was sich gegen jene Beschuldigungen sagen läßt, an dem General haften bleibt? Haben wir doch nicht einmal einen einzigen Befehl von ihm, geschweige denn Kenntniß der Umstände, unter denen er erlassen ward. Auch ist die Frage nach den Personen nebensächlich, wo es sich um einen so ungeheueren Umschwung der Dinge handelt. Denn dieser Kampf hat unser Land von der Fremdherrschaft befreit und über seine ganze Zukunft entschieden.

Aber er ist nicht ausgefochten durch einen Bund aller Germanen zur Rettung des Vaterlandes und ebensowenig durch einen Bund aller Gutgesinnten und Ehrenhaften in allen Stämmen.

Man muß sich hüten, die Vorstellungen von dem politischen Leben und die Forderungen der politischen Ehre der Gegenwart in die barbarischen Zustände jener Tage hineinzutragen. Es ist nicht passend, von einer römischen Partei zu reden in dem Sinne, als hätte eine Partei durch den Anschluß an die Römer eine raschere und glücklichere Entwickelung ihres Volkes gehofft, und von den Patrioten, als hätten sie den Untergang germanischen Wesens abzuwenden gesucht.

Gefühle gar mannigfaltiger Art führten dem Armin die Schaaren zu: aber an das Schicksal der Nation haben die Wenigsten gedacht. Nicht der Patriotismus, nur die Kraft kann uns freuen, die unser Volk hier bewiesen.

Wer die römische Fessel gefühlt hatte, der schlug die Schlacht, um den stolzen Nacken nicht wieder zu beugen; wer zurückgesetzt war, der hoffte sich zu rächen an dem ungerechten Herrn und an dem Nebenbuhler: — aber wer Beute gemacht hatte, befördert war, die goldene Kette, die schöne Waffe trug, oder gar von dem römischen Feldherrn belobt war, ferner, wer dem Armin den Ruhm nicht gönnte, wer sich schämte, von ihm überflügelt zu werden: der focht für Rom und empfand dabei keine Gewissensbisse.

Armin selbst aber dachte an sein Volk; sein Blick war freier, er war seinen Genossen um mehr als ein Jahrhundert voraus. Die Reden, die ihm Tacitus in den Mund legt, sind ja freilich Reden des Tacitus. So dachte er sich den Armin. Und Tacitus war mehr Rhetor als Geschichtschreiber. Die eigene Gefühlswelt und die prächtig tönende Sprache gaben die Farben her zu seinen glänzenden Bildern; aber wo ihn nicht besondere Leidenschaften störten, da verstand er die Thatsachen genau zu erfassen, die Grundzüge des Bildes sorgfältig zu zeichnen.

Man muß das rhetorische Element in Tacitus' Darstellung stark betonen; aber wenn man es auch thut, so bleibt uns dies doch gewiß: Die Nachrichten, die er erhielt, gaben ihm die Ueberzeugung, daß hier ein überlegener Geist die Barbaren einte und ordnete, ein Geist, in welchem die Begriffe Volk und Vaterland bereits vollere und vollendetere Gestalt gewonnen hatten als in den Uebrigen.

Tacitus hat in den Historien einen ähnlichen Stoff behandelt, den Kampf des Julius Civilis: aber die Vergleichung bestätigt nur, was wir eben fanden. So sehr er die Tüchtigkeit des Civilis preist, und so laut er ihn den Ruf „Freiheit" erheben läßt —, es war doch ein anderer Ton, der dem Heere des Varus den Todesschrecken ein-

jagte und die Rache beschwor zum Kampf gegen den Räuber Germanicus.

Armin stammte aus dem königlichen Hause der Cherusker, die eines der Hauptvölker im mittleren Deutschland bildeten. Sie wohnten nördlich vom Harz, der sie schon zu Cäsars Zeiten von den Chatten schied. Die Weser floß durch ihr Gebiet. Das Hauptland lag jedoch östlich derselben; die Cherusker hatten damals keinen König und auch keinen anderen Beamten, keinen princeps civitatis, an der Spitze des Stammes. Die Richter sprachen Recht in den Gauen; Landesinteressen wurden von der Versammlung der Großen und zuletzt von der Landesgemeinde oder Heerversammlung entschieden. Wenigstens sollte es so sein. Aber die Landsgemeinde des ganzen Volkes scheint in dieser Zeit, wenn überhaupt, so doch nur unregelmäßig und selten zusammengetreten zu sein. Während dieses langen Kampfes wird sie niemals erwähnt. Einzelne von den Richter-Häuptlingen ragten über die anderen hervor und einigten so kleinere oder größere Gruppen von Gauen zu Theilstaaten im Volke, aber keiner von ihnen konnte allen Cheruskern gebieten, keiner hatte eine rechtlich anerkannte höhere Gewalt, und alle strebten nach dem gleichen Ziele, nach dem leitenden Einfluß im ganzen Staate. Jeder war des Anderen Rival, und die Fehden hatten kein Ende.

Der Staatsverband der Völkerschaft schien sich in den staatlosen Stammesverband aufzulösen.

Vier solcher Häuptlinge sind uns bekannt; wie viele es sonst noch gab, wissen wir nicht.

In den Kämpfen dieser Tage trieben sie Politik auf eigene Hand. So machte erst Segest, dann sein Bruder Segimer für sich Frieden mit Rom; Armins Oheim Inguiomer scheint gegen Varus überhaupt nicht mitgekämpft zu haben. Auch an den Kämpfen gegen Germanicus betheiligte er sich erst im Jahre 15, und im Kriege der Cherusker gegen Marbod trat er auf Marbods Seite gegen seine Stammgenossen. Seine Macht war so bedeutend, daß dieser Uebertritt die Cherusker wesentlich schwächte und als Gegengewicht angesehen ward zu der Schwächung, die Marbod durch den Abfall der Semnonen und Langobarden erlitt.

Aehnlich war die Macht des Segest und des Segimer, seines Bruders. Hielt es doch Germanicus der Mühe werth, jedesmal eine bedutende Heeresabtheilung abzusenden, als sie sich mit ihrem Anhange ergeben wollten.

Der Vierte jener Häuptlinge war Armins Vater Segimer[1]). Sein Anhang bildete den Kern von Armins Heere.

Der Gewalthaufe eines solchen Häuptlings bestand zunächst aus den Männern seines Geschlechtes oder seiner Freundschaft und aus seinem Gefolge. Dazu kamen unter Umständen der Heerbann seines Gaues und Haufen von Männern, die sich für diesen Kampf freiwillig dem bekannten Führer anschlossen.

Unter den adligen Familien der Cherusker war die des Armin die hervorragendste. Sie hieß die königliche, und wenn sich die Cherusker einen König wählten, so hatte diese Familie den ersten Anspruch darauf.

Schon früh war Armin in den römischen Dienst getreten und hatte das römische Bürgerrecht und die römische Ritterwürde erworben. Im Jahre 9[2]) war er Befehlshaber einer Schaar germanischer Hülfstruppen im Heere des Varus.

Was ihn abhielt, gleich so manchem Anderen in diesem Dienste aufzugehen — waren es zufällige Erfahrungen, persönliche Wünsche, war es ein besonders tiefes Gefühl für den Segen, der in der treuen Bewahrung vaterländischer Art liegt, oder ein besonders scharfer Blick für die Schäden der römischen Gesellschaft? Es läßt sich das nicht unterscheiden und abwägen.

Glückliche Umstände werden der glücklichen Anlage zu Hülfe gekommen sein, das jugendliche Herz vor dem fremden Glanze zu bewahren und seinem Ehrgeiz das höhere Ziel zu stecken, die Herrschaft der Römer in Germanien zu brechen. Und mit seiner Aufgabe wuchs dann der Mann; alles, was groß in ihm war, entfaltete sich und steigerte sich. Er begann seine Heldenlaufbahn gleich mit einem gewaltigen Siege, dem größten, den er überhaupt erfochten hat. Aber seine Mittel waren noch gering. Die meisten Stämme hielten sich zurück. So waren die Friesen und Chauken im Norden, die Sueben und Markomannen im Süden und Osten an dem Kampfe gegen Varus nicht betheiligt. Zweifelhaft ist es von den Chatten, und bei den

---

[1]) Jacob Grimm hat vermuthet, daß Armins Vater Segimer derselbe sei wie Segestes' Bruder Segimer. Allein das ist gewiß nicht der Fall, sonst hätten die Römer gar laut damit geprahlt, als sich Segestes' Bruder Segimer ergab. Nicht als Bruder des Segestes, sondern als Vater des Armin hätten sie ihn bezeichnet.

[2]) Ich habe mich nicht überzeugen können, daß die Schlacht in das Jahr 10 zu legen sei.

Angrivariern scheinen sich die Parteien gestritten zu haben. Ihren späteren König Bojocalus ließ Armin fesseln.

Bructerer, Marsen und Cherusker stellten die Massen, doch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie von vornherein in ihren Landesgemeinden den Krieg beschlossen. Eine Anzahl der hervorragenden Männer, besonders der Adligen, verschworen sich untereinander, und als der Kampf begann, da riß die angeborene Kriegslust, der glückliche Erfolg und die unerhört reiche Beute bei den nächstwohnenden Stämmen auch die Massen mit fort. Einer Rüstung bedurfte es ja nicht erst lange. So war es beim Aufstande des Civilis, so auch hier. Nicht einmal die Cherusker waren anfangs einig. Der mächtige Häuptling Segestes machte sogar die äußersten Anstrengungen, den Aufstand zu hindern. Armin war sein Gegner, und er mußte dessen Pläne kreuzen. Noch am letzten Abend vor dem verhängnißvollen Abmarsch des Armin hatte er bei einem Gastmahle den Varus aufgefordert, alle germanischen Häuptlinge, die im Lager seien, ihn selbst eingeschlossen, gefangenzusetzen.

Ihrer Führer beraubt, würde die Masse des Volkes keinen Abfall wagen.

Als Varus sich aber nicht bereden ließ und der Kampf begann, da ward auch Segestes von der kriegerischen Bewegung mit fortgerissen und hieb mit ein auf die Römer, deren Freund zu sein er eben so eifrig versichert hatte. Es hat ihm das nicht viel Ueberwindung gekostet und nachträglich keine Reue verursacht. Er freute sich der Beute so gut wie die Anderen, und keinem einzigen der unglücklichen Gefangenen, die auf seinen Antheil gefallen waren, hat er die Freiheit geschenkt und zur Heimkehr verholfen. Erst im Jahre 15 verstand er sich dazu, als er in seiner Fehde mit Armin die Hülfe des Germanicus erkaufen mußte.

Sechs Jahre hindurch hatte er die Gefangenen als seine Sclaven gehalten; sechs Jahre lang hatte er seine Halle mit den Schilden und Helmen und all den anderen Spolien geschmückt, die seine Leute erbeutet hatten.

Der Aufstand begann mit der Erhebung einiger Stämme an der Weser. Varus brach aus seinem bereits im Innern Germaniens gelegenen Lager auf, sie zu züchtigen, und ließ den Armin zu den Aufständischen abgehen, als dieser vorgab, die Stammgenossen ihm zur Hülfe herbeiführen zu wollen. Im Teutoburger Walde sah er sich von den Germanen angegriffen, und Arminius, der ihm Hülfe bringen

sollte, fiel ihm in den Rücken. Der Wald gestattete nicht, die Schlachtreihe zu ordnen; unendlicher Regen erschöpfte die Soldaten, erschwerte den Marsch. Von allen Seiten flogen die Lanzen, die Steine, die Keulen in die römischen Reihen, ihre besseren Waffen kamen nicht zur Geltung. Mit Mühe erreichte man am Abend einen Platz, an dem ein Lager aufgeschlagen werden konnte. Für die Nacht gewährte das Lager Schutz; aber auf den Höhen ringsum und auf den Wegen standen die Germanen, und sowie die Römer aus dem Lager aufbrachen, erneuerte sich der Angriff. Wie am ersten Tage goß der Regen herab, immer tiefer wurde der Boden aufgeweicht, immer verzweifelter die Stimmung des Heeres. Zwar gelang es auch am Abend dieses Tages noch, ein Lager aufzuschlagen, stark genug, die Germanen vom Angriff zurückzuhalten — aber es verrieth doch schon die tiefe Noth des Heeres. Am folgenden Tage war der letzte Act der großen Tragödie: die Reihen wurden zerrissen, und was nicht fiel, wurde gefangen. Varus selbst stürzte sich in sein Schwert. Nur Wenigen gelang die Flucht. Das ganze Heer, das aus drei Legionen bestand und mit den üblichen Hülfstruppen 30—40,000 Mann gezählt haben wird, war vernichtet.

Und der moralische Eindruck der Schlacht war noch größer. Es war bewiesen, daß der Kampf gegen Rom nicht hoffnungslos sei, daß die Keule des Germanen und seine rohe Lanze auch die glänzend gerüsteten Legionen überwinden könne. Ein ungeheuerer Siegestaumel bemächtigte sich der Germanen.

Jede wilde Leidenschaft war entfesselt, glaubte sich einmischen zu dürfen in diesen Jubel. Hier plünderte man die Leichen, dort schleppte man die Gefangenen zur Beute oder zum Opfer. Besonders quälte man die römischen Advocaten, die in den Lagern germanische Processe nach römischem Recht behandelt und römische, den Germanen ehrenrührige Strafen wie Stockschläge veranlaßt hatten. Einigen stach man die Augen aus, anderen schlug man die Hände ab, und einem nähte ein wüthender Mensch den Mund zu, schlug ihm die herausgerissene Zunge unter die Augen und rief: Nun wirst du Natter nicht mehr züngeln und zischen. Unter diesen Scenen trat Arminius auf den Stein und redete zu den Genossen. Es werden wilde Worte gewesen sein, und am Schluß befahl er das furchtbare Opfer — die Tribunen und die angesehensten Centurionen dem Wodan zu opfern und ihre Köpfe an die Bäume zu nageln, deren Krone und Aeste vorher abgeschlagen waren.

Man hat mit unermüdlichem Eifer den Ort der Schlachten näher zu bestimmen gesucht, aber die Nachrichten der Quellen sind zu unbestimmt. Sicher ist nur, daß die Namen „Feldrom" und das „Römerfeld" im Lande Lippe keine Erinnerungen bewahren, sondern nur entstellt sind aus Zusammensetzungen mit de Drom, einer niederdeutschen Bezeichnung für Berg [1]). Als zweifellos kann man wohl noch das annehmen, daß das Schlachtfeld näher an der Weser lag als am Rhein. Sonst würde schon Tiberius bei seinen Zügen in den Jahren 10 und 11 die Leichen bestattet haben.

Nach dem Kampfe fielen die zahlreichen römischen Castelle auf dem rechten Rheinufer in die Hände der Germanen, selbst die Saalburg und das feste Aliso. Hier zwang der Hunger die Besatzung, einen Ausfall zu versuchen, durch den sie auch glücklich an den Rhein entkam.

Ebenso gelang dem Legaten des Varus, die zwei Legionen, die ihm dieser übergeben hatte, über den Niederrhein zu führen. Die Rheingrenze wurde nicht bedroht, obwohl die Römer für Gallien, ja für Italien fürchteten und zitternd wieder des cimbrischen Schreckens gedachten. Tiberius eilte von Pannonien herbei, wo er den Aufstand glücklich bezwungen hatte, und machte in den Jahren 10 und 11 Raubzüge auf das rechte Rheinufer, ohne jedoch tiefer in das Land einzudringen. Das römische Heer ward auf acht Legionen gebracht, die mit den Hülfstruppen etwa 100,000 Mann ausmachten. Je vier Legionen standen unter einem Legaten; der eine hatte in Mainz, der andere in Cöln sein Hauptquartier; beide aber standen wieder unter dem Befehl des Statthalters von Gallien.

Diese Würde bekleidete im Jahre 14 Germanicus, der Sohn des Drusus. Er ist der Liebling des Tacitus und war auch eine ritterliche Persönlichkeit und ein tüchtiger Soldat, aber den schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen. Bei der Nachricht vom Tode des Augustus brach unter den vier Legionen von Untergermanien eine Empörung aus. Es waren Klagen und Wünsche sehr verschiedener Art, welche den Aufstand veranlaßten, mehr als alles andere aber der Widerspruch, der in der ganzen Stellung der Legionen lag.

[1]) Dieser Nachweis ist das Verdienst von Chr. Clostermeier: Wo Hermann den Varus schlug. Lemgo 1822. Seine Annahme, daß das erste Lager bei Herford, das zweite im Teutoburger Walde und das Schlachtfeld des dritten Tages in der Senne zu suchen sei, ruht, wie alle anderen Annahmen, auf Vermuthungen.

Thatsächlich waren die Legionen die Herren des Reiches; sie wußten, daß nur der Gewalt habe, dem sie gehorchen wollten: und dabei mußten sie bei kargem Solde unendlich schweren Dienst thun.

Germanicus bewältigte die Empörung und führte die Truppen dann sofort zu einem Raubzuge über den Rhein in das Gebiet der Ruhr. Dort überraschte er die Marser, welche das Fest der Göttin Tanfana gefeiert hatten und trunken und sorglos in ihren Hütten lagen. Germanicus hatte sein Heer in vier Haufen getheilt und verwüstete einen Landstrich von zehn Meilen Länge. Widerstand fand er erst auf dem Rückwege. Die Bructerer und ihre Nachbarn hatten ihm die Pässe verlegt und gaben sie nur nach schwerem Kampfe frei. Die folgenden Feldzüge verliefen in ganz ähnlichem, aufreibendem Wechsel.

Im Jahre 15 unternahm Germanicus zuerst zwei kleine Züge. Auf dem ersten verwüstete er das Chattenland, und auf dem zweiten nahm er den Cheruskerfürsten Segest auf.

Nach der Schlacht im Teutoburger Walde hatten sich die Fehden unter den Häuptlingen der Cherusker erneuert; und Armin hatte keineswegs immer die größeren Massen auf seiner Seite. Einmal ward er sogar von Segest gefangen und gefesselt, doch gewann er später wieder das Uebergewicht und schlug den Segest in Fesseln. Aber auch Segest kam wieder frei und vertheidigte sich in seinem Hause, das durch Wasser und Waldverhau geschützt war oder durch eine der Heidenschanzen, aus großen unbehauenen Steinen, wie sie noch heute die Bergkuppen krönen. In manchen Gegenden z. B. in der Lausitz waren sie zu großartigen Vertheidigungssystemen vereinigt.

Es war das eine Fehde, wie sie in endloser Reihenfolge die erste Periode der deutschen Geschichte durchziehen, analog den Fehden der Feudalzeit, nur in anderen Formen und mit anderen Mitteln. Ein rascher Streit beim Methkrug, ein alter Mord, Verletzung des Hausrechts, gekränkter Stolz, Neid auf den glücklicheren Schützen oder darauf, daß der Nachbar vorgezogen ward bei der Herzogswahl, das sind die immer wiederkehrenden Motive solcher Fehden.

Es ist nicht möglich, zu untersuchen, ob der Haß des Segestes gegen Armin erst erwachte, als dieser sich zum Führer in dem Freiheitskampf aufwarf, oder ob ein alter Gegensatz der Familien bestand; aber wir wissen, daß persönlicher Streit den politischen Gegensatz verschärfte. Armin liebte Segests Tochter Thusnelda, und Segest hatte sie einem andern verlobt. Thusnelda ließ sich entführen und ward Armins Weib. Dies scheint im Jahre 14 ge-

schehen zu sein. Segest hatte dann aber die Tochter wieder in seine Gewalt gebracht, und als er deshalb von Armin in seinem Hause bedrängt ward, da rief er des Germanicus Hülfe an. Er wollte lieber die Heimat verlassen, als dem Rivalen wieder in die Hände fallen.

Sein Sohn hatte an dem Kampfe gegen Rom leidenschaftlichen Antheil genommen. Er war Priester gewesen am Altar des Augustus in Cöln; aber als der Aufstand begann, da zerriß er seine Priesterbinde und eilte in die Heimat, die Schlacht mitzuschlagen. Auch beschuldigte ihn das Gerücht, mit der Leiche des Varus ein unwürdiges Spiel getrieben zu haben. Jetzt mußte er die Boten des Vaters zu Germanicus begleiten und für seinen Abfall um Verzeihung bitten. Germanicus nahm ihn freundlich auf, schickte ihn unter Bedeckung nach Gallien und eilte mit einem Heerhaufen in das Cheruskerland. Die Belagerer zerstreuten sich sofort, und Segest folgte mit seinem ganzen Anhange und den Weibern und Kindern dem Germanicus auf das römische Gebiet. Dabei war auch Thusnelda. Sie kam nur gezwungen, sie war Armins Weib und wollte auch jetzt nichts anderes sein. Sie war schwanger und gebar in der Gefangenschaft einen Sohn, den Strabo Thumelicus nennt. Zwei Jahre alt mußte er mit seiner Mutter den Triumphzug des Germanicus schmücken inmitten einer langen Reihe von Gefangenen und wilden Thieren. Freilich hatte Germanicus den Verwandten des Segest Verzeihung versprochen; aber es mochte ihm genügend scheinen, wenn sie nicht nach dem Triumph, wie üblich, dem Henker übergeben wurden. Unmöglich konnte er den Triumphzug der ersten Zierden berauben, der Gemahlin und des Sohnes des gefürchteten Armin.

Nie sah dieser Sohn Armins die Heimat; er starb im Römerlande in jungen Jahren eines elenden Todes. —

Nach diesen Raubzügen rüstete Germanicus den eigentlichen Feldzug, und auch Armin bot seinen ganzen Einfluß auf, die Cherusker unter die Waffen zu bringen, sein Weib und sein erhofftes Kind zu rächen. Großen Eindruck machte es, daß ihm jetzt sein mächtiger Oheim Inguiomer beitrat, der sich bis dahin ferngehalten hatte und bei den Römern seit langen Jahren in hohem Ansehen stand. Inguiomer trat jedoch nicht unter den Befehl Armin's, nicht als Cherusker folgte er dem vom Stamme gewählten Herzoge; er kam als eine selbständige Macht und bewahrte neben Armin eine selbständige Bedeutung. Das Heer der Cherusker und ihrer Verbündeten hatte jetzt zwei Herzoge an der Spitze. Wollte man einen Einzelnen als das Haupt bezeichnen,

dann nannte man freilich den Armin; aber das war nur Folge seiner Persönlichkeit und seines Ruhmes, nicht seiner Stellung.

Germanicus übergab die Hälfte des Heeres seinem Legaten Caecina, um sie durch das Gebiet der Bructerer an die Ems zu führen: er selbst fuhr mit den anderen vier Legionen durch den Drususcanal in die Nordsee, dann zur Ems und den Fluß aufwärts. Die Vereinigung gelang, und Chauken und Friesen unterstützten ihn bei der Verwüstung des Landes der Bructerer. Dann wandte er sich nach dem unweit davon gelegenen Schlachtfelde, wo die Gebeine der drei Legionen des Varus noch immer der schützenden Erde entbehrten. Noch standen die Altäre, noch starrten von den Bäumen die Schädel hernieder, und zerbrochene Waffen bedeckten den Boden. In feierlicher Stille vollzog Germanicus die heilige Pflicht und führte dann das scham- und wuthentflammte Heer gegen Armin. Aber die gute Jahreszeit verging, ohne daß es zu einem entscheidenden Kampfe kam. Unverrichteter Sache mußten die stolzen Römer wieder den Rückmarsch antreten.

Bis zur Ems zog das Heer zusammen, dann theilte es sich. Die eine Hälfte sollte unter Caecina den Landweg nehmen; die anderen vier Legionen schiffte Germanicus auf der Ems ein. Es geschah dies ein gut Theil unterhalb Meppen, wo die Ems schiffbar wird. Caecina's Weg führte durch das Moorgebiet westlich der Ems, dessen Natur sich seither nicht verändert hat: nur daß große Strecken bewaldet waren, die heute kahl sind.

Dies Moor ist sehr ausgedehnt; allein das Bourtanger Moor mit dem Twist deckt 25 Quadratmeilen in ununterbrochener Fläche.

Zwischen den Mooren ziehen sich bald breitere bald schmälere Streifen der festen Geest, eines thonigen Sandbodens, bald nur wenige Fuß höher als das Moor, bald 40 und 50′, ja bis zu 200′ ansteigend.

Es giebt wohl weite Flächen im Moore, auf denen der Boden fast eben ist, so daß man wie auf freiem Meere den Horizont durch eine reine Kreislinie geschlossen sieht, aber das ist nicht überall, und wo Geest und Moor zusammenkommen, da entsteht bisweilen ein recht lebhafter Wechsel von Thal und Hügel. Dazu kommt noch der Wechsel von Wasser und Land. Zahlreich sind kleinere und größere „Meere“, namentlich die kleinen Seen inmitten der sogenannten Hochmoore. Auch der Boden des Moores ist nicht gleichartig. Bald ist es nur ein Pflanzenfilz, der einen See oder einen Theil desselben

überdeckt und bei jedem Tritte elastisch nachgiebt. Er trägt dann zwar Bäume und Häuser, bisweilen wird jedoch ein Stück vom Winde losgerissen und mit allem, was darauf steht, an das andere Ufer geführt. Bald ist es eine braune oder schwarze Schlammmasse, aus der sich schwer befreit, wer in sie hineinsinkt, und in der nur einige Pflanzenhorste oder „Bulte" festeren Tritt gewähren. Bald ist das Land mit Haide überzogen, mit Wachholdersträuchen, mit Gruppen von Birken und Nadelholz besetzt.

Streckenweise ist deshalb das Moor gangbar, aber von Strecke zu Strecke unterbricht den Weg ein Sumpf, der je nach der Jahreszeit ganz oder theilweise unwegsam ist.

So bilden die Geeststreifen, welche die Moorflächen trennen, die militärisch beherrschenden Straßen, und die Pässe auf denselben bilden die Stellen, wo eine sumpfige Niederung die trockene Geest unterbricht. Caecina hatte auf seinem Wege besonders einen dieser Sümpfe zu fürchten. Er war jedoch nicht ganz unpassirbar, und im Jahre 1 v. Chr., also vor 17 Jahren, hatte Domitius Ahenobarbus einen Holzdamm hindurch geführt, den man als die „langen Brücken" kannte und fürchtete. Diese Stelle bildete den entscheidenden Paß, zumal es in der zweiten Hälfte des September war, und die nasse Jahreszeit begonnen hatte mit ihren dichten Nebeln und tagelangen Regengüssen. Es kam deshalb darauf an, den Damm zu erreichen, ehe Armin ihn verlegte.

Das Heer gelangte glücklich hin — aber der Damm war verfallen und die benachbarten Höhen von Armins Schaaren besetzt.

Caecina war ein erfahrener Soldat — es war dies sein vierzigster Feldzug. So gab er ruhig Befehl, am Rande des Sumpfes das Lager aufzuschlagen, und ließ dann einen Theil der Truppen an der Besserung des Dammes arbeiten, während die anderen den Feind abwehrten.

Aber die Arbeit im Moore war schwer. Weder rechts noch links vom Damme fester Boden, auf Brettern und Reisigbündeln mußten die Leute stehen.

Die Germanen fanden leichter die festen Punkte. Ihre langen Lanzen dienten ihnen als Springstangen, und so sprangen sie von Bult zu Bult an den Weg heran, während auf dem festen Lande dichte Schaaren die Wachen bedrängten. Das währte den ganzen Tag, erst die Nacht beendete den Kampf, aber Ruhe brachte sie den Römern nicht.

Von den umgebenden Höhen, meist wohl aus den kleinen Seen der Hochmoore, leitete der Feind Wasser auf die Niederung, welche den Sumpf bildete, und machte ihn noch unpassirbarer. Was durch die Arbeit an dem Damme den Tag vorher gebessert worden war, das ging so wieder verloren.

Die Germanen lagen auf den Höhen um helle Feuer, feierten Siegesmahle, und freuten sich schon des Gemetzels, das der Tag bringen sollte. Wüst und wild schallte ihr Geschrei herab zu den Römern, die bei mattem Feuer die Nacht halbwachend hinbrachten. Sie horchten am Grabenrande in die Nacht hinaus auf jeden fallenden Zweig, sie liefen von Zelt zu Zelt, aber sie fanden keinen Trost. Einer steigerte die Angst des Anderen.

Selbst Caecina konnte nicht ruhig schlafen. Die Erinnerung an Varus' Schicksal ließ sich nicht bannen und gestaltete sich im Traume zu einem furchtbaren Gespenst. Varus erschien ihm, über und über bedeckt mit Blut und Schlamm, und rief ihm zu. Da er nicht folgte, so streckte das Gespenst die Hände nach ihm aus, als wollte es ihn greifen. Caecina stieß es zurück und befreite sich so gewaltsam von der beängstigenden Erscheinung.

Schwer lag die Stimmung auf dem Heere, als es bei Tagesanbruch das schützende Lager verließ und den gefährlichen Marsch begann. Eine Legion sollte den Zug eröffnen, eine den Rücken decken, je eine die Angriffe der wilden Schaaren von den begleitenden Höhen abwehren. In der Mitte, also womöglich auf dem Damme, sollten die Kranken- und die Packwagen ziehen.

Aber die Legionen, welche zu beiden Seiten des Dammes auf dem trügerischen Boden stehen sollten, eilten so rasch als möglich vorwärts auf ein trockenes Feld jenseit des Sumpfes. Die Wagen saßen indeß noch mitten in dem Moraste, einer hemmte den anderen. Das Commando ward nicht mehr gehört.

Da erhob Arminius den Schlachtruf: „Sehet, sie sind in unsere Hand gegeben wie einstmals Varus“! und brach durch die Mitte des Zuges. Caecina wehrte sich mit der geringen Bedeckungsmannschaft, die ihm noch geblieben war, aufs tapferste; aber er wäre verloren gewesen, wenn sich nicht die Deutschen rasch zur Plünderung des langen Gepäckzuges zerstreut hätten. Schon war dem Feldherrn das Pferd unter dem Leibe erstochen, und er kämpfte mit einigen Getreuen um seine Freiheit, schon waren auch die Adler der Legionen in dringendster Gefahr: da eilte die erste Legion herbei, die den Zug

anführte, und machte den Bedrängten Luft. So kamen die Legionen glücklich über den Sumpf auf das festere Land — aber ein großer Theil des Gepäckes war verloren.

Doppelt mühsam war nun die Arbeit des Lagerbaues. Der Schlamm, der Kleider und Körper bedeckte, steigerte die unbehagliche Stimmung, und das Misbehagen raubte die Spannkraft, die ihnen noch geblieben war. Die Scenen des Schreckens, die man eben hinter sich hatte, spielten in der Erinnerung noch fort, sie sollten sich ja am anderen Tage erneuern. Zug um Zug schien sich das Schicksal des Varus zu wiederholen.

„Am ersten Tage bestand er einen unglücklichen Kampf — ganz wie wir —; den zweiten entrann er nur eben noch dem Verderben — ganz wie wir —; der dritte brachte das entsetzliche Ende. Er wird es auch hier bringen. Nur einen Tag haben wir noch zu leben."

Diese trostlose Prophezeiung tönte von allen Lippen, sprach aus den verzweifelten Gesichtern.

Zunächst freilich schaffte das Commando Ordnung und befreiende Thätigkeit. Caecina ließ das Lager regelrecht befestigen und ordnete alles Nothwendige mit Ruhe — aber wie die vorige Nacht, so ward auch diese von den Meisten halb durchwacht. In jedem Augenblicke erwarteten die zitternden Gemüther den Sturm auf das Lager. Da riß sich ein Pferd los und rannte einige Leute über den Haufen. Sie begannen zu schreien, die nächsten erschraken und schrien mit, und im Nu pflanzte sich der Hülferuf von Mund zu Munde durch das ganze Lager. Die Spannung löste sich in dem Schrei, und die ganze Masse, die nicht unmittelbar Augenzeuge gewesen war, stürzte unter dem Ruf: „Die Germanen sind im Lager", in ordnungslosem Gedränge dem hinteren Thore zu. Die Officiere trieben sie zurück und suchten sie zu überzeugen, daß es blinder Lärm sei. Vor allen Caecina selbst. Er befahl, er bat, er beschwor sie. Vergebens, er ward nicht mehr gehört, sie stürmten an ihm vorbei, die Angst machte sie taub. Da warf sich der alte Feldherr in dem Thore auf den Boden und sperrte den Weg mit seinem Leibe.

Die Leute stutzten einen Augenblick und hörten, was man ihnen sagte. Dann gingen sie beschämt zurück, und Caecina berief das Heer in die Mitte des Lagers, wo vor dem Zelte des Feldherrn der große Sammelplatz war mit der Rednerbühne und den Altären.

Er sprach von der Noth, er verdeckte sie nicht. Aber er zeigte auch die Rettung: im Lager wolle er warten, bis die Feinde den

Sturm versuchten, und sie dann im kräftigen Ausfall vernichten. Wer fliehe, sei sicher verloren. Rettung und Ruhm liege in ihrer eigenen Hand. Bei den Germanen wurde ebenfalls Rath gehalten, und sie schwankten lange. Arminius wollte warten, bis die Römer das Lager verlassen und in die folgenden Sümpfe gerathen würden; Inguiomer forderte den Sturm auf das Lager. Mit einem Schlage würde so der Sieg gewonnen. Die Masse jauchzte ihm zu, Armin mußte sich fügen, und mit Tagesanbruch begannen sie den Sturm.

Er ward abgeschlagen, und nun brachen die Römer vor und trieben die aufgelösten Germanen den ganzen Tag siegesfroh vor sich her. Erst am Abend endete das Morden, und am folgenden Tage setzte Caecina ungehindert seinen Marsch fort. Alle Mühsal war vergessen; leicht ertrug jeder den Mangel der Verpflegung und die Strapazen der bösen Wege, die ihm in der Angst der vorhergehenden Tage ganz unerträglich gewesen waren, und gern half jeder den Ermatteten. Das ganze Heer war durch den Sieg wie neugeboren.

Im Standlager von Xanten war unterdes die Kunde verbreitet, das Heer sei verloren, und die Germanen stürmten an den Rhein, um auch Gallien anzugreifen.

Die als Besatzung zurückgebliebenen Mannschaften wollten die Brücke abbrechen; nur mit Mühe hinderte sie die ungewöhnliche Energie der Gemahlin des Germanicus, der stolzen Agrippina.

Allein die Angst war allgemein, und als Erretter begrüßte Agrippina Caecina's selbst kaum gerettetes Heer.

Agrippina achtete nicht der Sitte, welche den Frauen die Theilnahme am öffentlichen Leben wehrte; sie stand selbst an der Brücke, empfing persönlich die heimkehrenden Schaaren und überhäufte sie mit Dankesworten.

Germanicus war noch nicht zurück, und auch um ihn trug man schwere Sorge.

Um die Schiffe zu erleichtern, hatte er zwei Legionen gelandet und am Strande marschiren lassen. Anfangs ging auch alles vortrefflich. Da erhob sich plötzlich ein Nordweststurm, wie er in dieser Jahreszeit an der Nordseeküste öfters zu hausen pflegt, und steigerte die Fluth zu entsetzlicher Höhe. Der breite Strand, auf dem das Heer wie auf weichem Moose marschirte, ward überfluthet, die Wogen drangen bis in die Dünen, und was von ihnen erreicht wurde, war verloren. Wagen und Menschen wurden durcheinander geschleudert, die Ordnung war gelöst, angstvoll rettete sich, wer konnte,

auf die höheren Dünen. Ohne Feuer und ohne Zelte, bunt durcheinander standen die Menschen in dem heulenden Sturme, und um sie toste die Fluth. Jede Woge spülte eine Schicht von dem feinen Sande hinweg, der die Düne bildete.

Am Morgen ließ der Sturm nach — der Strand war wieder frei, und an der Mündung eines kleinen Flusses nahm Germanicus die beiden Legionen wieder in die Schiffe ein. Das Gerücht von diesem Unglück erfüllte das Land: die Germanen waren siegesgewiß, — die Römer hielten sich verloren, sie glaubten nicht, daß Germanicus noch lebe.

So endete das Jahr 15 n. Chr. mit schweren Verlusten, und es gewährte keinen Ersatz, daß sich jetzt Segests Bruder Segimer mit seinem Anhange ergab. Es brachte das dem Armin sogar in gewisser Weise Gewinn. Ein Rival wich aus dem Lande, und ungestörter herrschte sein Einfluß. Das folgende Jahr verlief nicht anders, es brachte beiden Parteien große Verluste, aber keine Entscheidung.

Germanicus drang bis an die Weser, wo Armin den Uebergang wehrte.

Während so die Heere einander gegenüberlagen, nur durch den Strom getrennt, kam es zu einem ergreifenden Auftritt.

Armin rief seinen Bruder Flavus, der im römischen Lager diente, zu einem Zwiegespräch an das Ufer. Es war ein Gespräch wie zwischen Götz und Weislingen, nur war alles viel gröber und roher. Die Männer waren auf demselben Boden erwachsen und folgten doch entgegengesetzten Strömungen, welche sie nun gegen einander schleuderten. Seit einem Menschenalter dienten Tausende von Germanen in Roms Heeren. Armin hatte es Jahre lang ebenfalls gethan. Dann hatte er ein höheres Ziel ins Auge gefaßt: nicht länger wollte er um Sold seine Freiheit verkaufen und sein Volk unterjochen helfen. Und nun verharrte sein eigener Bruder in diesem Dienst, prahlte mit den Ehrenzeichen und Wunden, die er sich im Kampfe gegen seinen Vater und seinen Bruder geholt.

Die Unterredung artete bald in leidenschaftliche Beschuldigungen aus.

Sie konnten ihre Wuth nicht mehr bändigen, sie mußten Einer das Blut des Anderen sehen. Sie gaben ihren Pferden die Sporen und jagten in den Strom hinein; aber von beiden Seiten eilten die Gefährten herbei und rissen sie zurück.

Tags darauf kam es zu einem Reitergefecht, in welchem die

Germanen die Oberhand behaupteten. Doch überschritt Germanicus den Fluß, und einige Tage später ward dann auf den Wiesen am rechten Ufer, welche die Wiesen der Idisi oder Elben genannt wurden, eine schwere Schlacht geschlagen.

Germanicus siegte. Armin und Inguiomer retteten sich nur mit Mühe; aber gleich darauf hatten sie ein neues Heer zusammengebracht. Es stand noch dazu im Rücken der Römer auf dem linken Ufer der Weser, an einem theils durch den Strom, theils durch Wald und Sumpf gedeckten Platze. Nur an einer Seite war er leichter zugänglich; aber diese Stelle deckte ein hoher Wall, der die Grenze zwischen den Cheruskern und Angrivariern bildete.

Germanicus mußte sie hier angreifen und war doch verloren, wenn er geschlagen ward. Denn hinter sich hatte er die Weser und die unbesiegten Völker des Ostens, und den Weg zum Rhein sperrte das feindliche Heer, das sich verdoppelte, sobald es einen Erfolg gewann. Auch der gemeine Mann erkannte die Gefahr.

Germanicus traf seine Anordnungen mit Klugheit. Von verschiedenen Seiten ließ er die Feinde angreifen, während er die Hauptmasse persönlich gegen den Wall führte.

Der erste Angriff ward abgeschlagen. Die Wurfspeere der Germanen, ihre Keulen und Lanzen trafen von der Höhe herab mit doppelter Wucht.

Da ließ Germanicus die Legionäre ein wenig zurückgehen und zog Schleuderer vor und schwere Wurfgeschütze. Die Geschosse räumten furchtbar auf in den dichten Massen, die sich auf dem Walle drängten, und als nun die Legionen zum Sturm vorgingen, da nahmen sie den Wall.

Die Germanen hatten damit ihre beste Schutzwehr verloren: was sie bisher schützte, schloß sie jetzt ein; ein geordneter Rückzug war unmöglich, sie mußten kämpfen, wo sie standen. Ein gewöhnliches Barbarenheer hätte sich in solchem Augenblick dem panischen Schrecken überlassen. Armins Leute hielten zusammen, und lange schwankte der Kampf. Alle Leidenschaften waren entfesselt, jeder Nerv gespannt. Römer wie Germanen wußten, daß der Besiegte verloren sei, und entblößten Hauptes schritt Germanicus durch die Reihen der Seinigen. „Schlagt Alles nieder," rief er ihnen zu. „Macht keine Gefangenen. Der Krieg hat kein Ende, wenn das Volk nicht ausgerottet wird."

Endlich siegte die bessere Bewaffnung der Römer. In dem

dichten Handgemenge waren die langen Lanzen der Germanen unbrauchbar, die kurzen Schwerter der Römer dagegen vortrefflich. Es war gerade umgekehrt wie bei dem ersten Sturme auf den Wall. So wurden denn viele Tausende erschlagen, aber doch keineswegs das ganze Heer vernichtet. Während des langen Kampfes konnten sich viele bergen, und die Reiterei behielt sogar eher die Oberhand. Für den Gang des Krieges im Ganzen war keine Entscheidung gewonnen.

Der Hauptgewinn war die Rettung des Heeres aus der verzweifelten Lage, die freie Rückzugslinie.

Auf dem Schlachtfelde ließ Germanicus freilich aus den Waffen, die den Boden bedeckten, ein stolzes Denkmal errichten, dessen Inschrift besagte, daß das Heer des Kaisers Tiberius alle Völker zwischen Rhein und Elbe besiegt habe; — aber die Elbe hatte man nicht gesehen, man war kaum über die Weser hinausgekommen, und jetzt ging es zurück an die Ems. Von da fuhr ein Theil zur See zurück, ein Theil marschirte zu Lande, in derselben Weise wie im vorigen Jahre. Und wieder erlitt die Flotte die schwersten Verluste. Germanicus war so verzweifelt, daß er sich in das Meer stürzen wollte. Er mußte mit Gewalt zurückgehalten werden. Endlich wurde das Wetter besser, und da nun die unterworfenen Küstenstämme den geschädigten und verschlagenen Schiffen zu Hülfe kamen, so gelangte die Flotte doch noch glücklich in den Flevus und durch den Kanal in den Rhein. Dunkele Gerüchte hatten die Flotte indes bereits wiederum verloren gesagt. Um den bösen Eindruck zu verwischen und den Germanen zu zeigen, daß er doch noch zu fürchten sei, gönnte Germanicus weder sich noch seinen Soldaten Ruhe bei der Ankunft in dem Standlager von Xanten. Er ließ sofort etwa 30,000 Mann in das Chattenland einfallen, während er selbst mit einem noch größeren Heere das Gebiet der Marsen durchzog. Diese westlichen Lande und die Nordküste waren ihm preisgegeben, und im nächsten Jahre hoffte er die Unterwerfung zu vollenden —, aber Tiberius urtheilte anders. Er befahl, der Rhein solle die Grenze sein, man sollte die Germanen ihren eigenen Zwistigkeiten überlassen.

Die Opfer, die dieser Krieg seit mehr als dreißig Jahren forderte, waren zu ungeheuer, und man war nicht einmal wieder so weit, wie zur Zeit des Drusus.

Es ist der Ruhm des Arminius, daß es so war. Ohne Zweifel war er, und er allein der Befreier Deutschlands.

Die Tausende von tapferen Männern, welche unter seiner Führung gegen Rom kämpften, hätten ohne ihn ihr Verlangen nach kriegerischen Aufregungen und Anstrengungen in Roms Dienst gesättigt. Er sammelte die zerstreute Kraft, er ordnete sie, er lenkte ihren nach allen Seiten auseinanderfahrenden Haß und Zorn in eine Bahn.

Armin ist oft geschlagen, aber er erschien immer wieder im Felde. Er war kein König der Germanen und auch kein König der Cherusker. Nicht durch seinen Befehl konnte er den Heerbann aufbieten; nur durch seinen Einfluß, seine Begeisterung, seine Leidenschaft konnte er die Schaaren sammeln.

Aber er war ein gewaltiger Krieger, und die Verhältnisse lagen so, daß die Jugend dem Rufe eines Helden willig folgte, so schwer der Kampf auch sein mochte, zu dem er aufrief.

Und so siegte er trotz des ungeheueren Heeres der Feinde, trotz ihrer Festungen und Flotten, trotzdem mächtige Stämme und einflußreiche Häuptlinge zu den Römern hielten, und trotzdem das Kriegsglück ihm oftmals ungünstig war.

Armin war noch ein junger Mann, als er so Großes vollbrachte. Fünfundzwanzig Jahre war er, als er den Varus schlug, und dreiunddreißig, als er die Römer zwang, den Gedanken der Eroberung Germaniens aufzugeben. Vier Jahre später ward er plötzlich ermordet. Für seine Freunde mag das ein herber Verlust gewesen sein: er selbst hatte genug gelebt. Genug für seinen Ruhm, denn sein Volk pries ihn noch lange in seinen Liedern, und die Feinde bewunderten ihn. Genug auch für sich selbst und für sein Volk.

Zu einem Staatsleben im höheren Sinne war das Volk noch nicht reif, außer dem Kampfe gegen Rom gab es nur kleinliche Interessen, die Armin wohl aufregen, aber nicht befriedigen konnten. Er hatte das Höchste geleistet, was einem Manne zu leisten möglich ist: er hatte die Fremdherrschaft gebrochen in dem Augenblick, da sie sich für immer festsetzen wollte. — Ihm danken wir es, daß es ein deutsches Volk giebt; ohne ihn wären unsere Väter romanisirt, ehe sie die Fähigkeit gewonnen hatten, ihr Wesen den Fremden gegenüber zu behaupten. Er sicherte den Quell, aus dem 400 Jahre später neuer Geist und neues Blut ausströmten, die erstarrte Welt zu verjüngen.

Von seinen Thaten rühmt man am lautesten, daß er den Varus schlug, denn dies war sein erster und vollständigster Sieg: aber

größer erscheint er in den Kämpfen gegen Germanicus. Im Teutoburger Walde siegte er durch hinterlistigen Ueberfall, den man wohl entschuldigen kann, weil die Römer gegen die Germanen ebenso verfuhren, der aber doch den Glanz des Sieges trübt. Gegen Germanicus hatte er dagegen im offenen Kampfe und zum Theil unter recht schwierigen Verhältnissen zu kämpfen.

Drittes Capitel.

Der Aufstand des Civilis.

Abgesehen von kleinen Raub- und Plünderungszügen ruhte der Kampf für etwa 150 Jahre. Roms Herrschaft in Gallien und südlich der Donau blieb ungestört; aber es versuchte auch nicht das eigentliche Germanien zu unterwerfen. Indessen erfüllte sich das Wort des Tiberius: die Germanen zerfleischten sich selbst in unaufhörlichen Kämpfen.

So kam es bald nach dem Abzuge der Römer zum Kampfe zwischen Armin und Marbod. Die Semnonen und Langobarden waren von Marbod abgefallen und kämpften für Armin, dem die Masse der Cherusker folgte; aber sein Oheim Inguiomer stand auf Marbods Seite. Die Schlacht blieb unentschieden, aber Marbod zog sich zurück. Er gab es auf, die abgefallenen Stämme zum Gehorsam zu zwingen. Und auch bei den Markomannen war seine Herrschaft erschüttert. Bald darauf kehrte ein Häuptling Namens Catwalda zurück, der einst vor ihm zu den Gothen geflohen war. Das Volk fiel ihm zu, und Marbod mußte im römischen Reiche Zuflucht suchen. Ravenna wurde ihm zum Aufenthalt angewiesen, wo er auch bis an seinen Tod geblieben ist. Er hat keinen Versuch gemacht sein Reich wiederzugewinnen. Catwalda trat an seine Stelle; aber nach kurzer Herrschaft ward auch er gestürzt und floh ebenfalls zu den Römern.

Mit den Königen kamen ihre Gefolge; sie durften nicht in der Heimat bleiben, wenn ihr Herr in das Elend ging, dessen gute Tage sie getheilt hatten. Aber die Römer duldeten nicht, daß sie bei ihren Herren blieben, sondern wiesen ihnen Wohnsitze an der March an und

gaben ihnen den Quaden Vannius zum Könige, der dann 30 Jahre über sie herrschte. Sein Gebiet ward von den Römern nicht als Theil ihres Reiches angesehen, sondern stand zu Rom wie die Friesen, Chauken und andere befreundete Barbaren. So erwuchs aus zwei Gefolgen ein eigenes Volk.

Bald fand Armin ein ähnliches Ende. Er strebte danach, von den Cheruskern zum Könige gewählt zu werden. Eine Partei war für ihn, aber andere wollten keinen König. Es kam zum Kriege, der mit wechselndem Erfolg geführt wurde, bis Armin von einigen seiner Verwandten meuchlings ermordet ward. Es ist erklärlich, daß gerade seine Verwandten gegen ihn waren. Sie gehörten zu den hervorragendsten Adeligen und empfanden es besonders schmerzlich, hinter einen König zurücktreten zu müssen. Der Mord brachte keine Ruhe. Die Blutrache mußte die inneren Kämpfe nur lebhafter entflammen, und sie haben fortgewüthet, bis der gesammte Adel des Volkes vernichtet und die Kraft des Stammes gebrochen war.

Da sandten die Cherusker nach Rom und erbaten sich den Sohn des Flavus zum König, jenes Bruders des Armin, der sein ganzes Leben im römischen Dienste zugebracht hatte.

Der Sohn hieß Italicus; er kam und ward König der Cherusker, freudig begrüßt, weil er den verrotteten Parteikämpfen fremd war; aber bald ward auch er hineingezogen. Es war kein Ende des Kampfes, und das im Anfange des Jahrhunderts so mächtige Volk war zu Tacitus' Zeit ohne Kraft und Bedeutung. Aehnlich ging es anderen Stämmen.

Die mächtigen Bructerer wurden in den neunziger Jahren von ihren Nachbarn bis zur Vernichtung geschlagen. Am Rhein war die Schlacht, dicht am Ufer. Frohlockend konnten die Römer vom linken Ufer aus zusehen. Sechzigtausend sollen da erschlagen sein.

Unter solchen Umständen konnte Rom seinen Einfluß oft weit über seine Grenzen hinaus geltend machen. Den Friesen setzten sie zur Zeit des Kaisers Claudius (41—54 n. Chr.) Vorsteher und zwangen sie zur Beobachtung einer Reihe von Verordnungen. In ähnlicher Weise kamen auch andere Stämme zeitweilig in eine gewisse Abhängigkeit. Andere Völker wurden ihnen dagegen, wenn nicht gefährlich, so doch lästig, und gegen Ende des ersten Jahrhunderts hat Rom die Ruhe oft mit Geld erkauft.

Wirkliche Gefahr aber drohte der römischen Herrschaft am Rhein und der ganzen durch Cäsar Augustus und Tiberius begründeten

Ordnung der Dinge nur in einem dieser Kriege. Das war in dem Aufstande des Bataverѕ Julius Civilis.

Die Bataver waren ein Zweig der Chatten. In unbekannter Vorzeit aber, lange vor Cäsar, waren sie mit den anderen Gauen ihres Volkes an Lahn und Edder in so heftigen Streit gerathen, daß sie nicht länger mit ihnen leben mochten, und hatten dann auf der Insel zwischen Waal und Rhein eine neue Heimat gefunden. Hier erwuchsen sie zu einem mächtigen Volke; aber nach der Eroberung Galliens durch Cäsar konnten sie sich dem römischen Einfluß nicht entziehen. Schon zur Zeit des Augustus waren sie abhängig, und in all den Kämpfen des Drusus, Tiberius, Varus, Germanicus u. s. w. haben Schaaren von Batavern für Rom gefochten.

Sie galten nicht als Theil der römischen Provinz, sondern als ein Volk für sich; auch zahlten sie keine Steuern, aber sie waren der Aushebung unterworfen und standen unter der nach Zeit und Gelegenheit bald strengeren bald loseren Aufsicht des römischen Legaten von Unter-Germanien, der in Cöln residirte. Sie stellten nicht bloß Freiwillige, sondern die römischen Centurionen nahmen zum Kriegsdienst, wer ihnen tauglich schien. Nur das war eine Milderung, daß sie nicht in alle möglichen Truppentheile zerstreut wurden, sondern eigene Abtheilungen unter dem Befehle batavischer Häuptlinge bildeten.

Ihre Tapferkeit war berühmt. In der Schlacht auf den Wiesen der Idisi gab der Bataver Chariovalda dem ganzen Heere ein gepriesenes Vorbild. Sie hatten römische Waffen und römische Kriegszucht und fühlten sich auch mit Stolz als ein Theil des Römerheeres: in den Legionen sahen sie ihre Kameraden. Mehrere Tausend Männer standen so lange Jahre in römischem Dienste und in römischen Landen. Julius Civilis selbst hatte 25 Jahre im römischen Heere gedient, als er den Aufstand begann. Und ähnlich die meisten Vornehmen des Volkes.

Gleichzeitig drang die Cultur auch in das Land selbst ein. Händler, Handwerker und Abenteuerer aller Art stürzten sich auf das Gebiet. Sie beuteten es aus; aber auch die Raubvögel der Cultur verbreiten ihren Segen. Römischer Luxus und römische Sitte fanden vielfach Eingang. Der Hausbau, das Geräth, die Wirthschaft wurden vervollkommnet, und es wurde Sitte, römische Namen anzunehmen. Nicht leicht hätten sich diese neuen Claudier und Julier der Bedürfnisse und Gewohnheiten wieder entschlagen mögen, die sie von ihren gebildeten Freunden gelernt hatten.

Die politische Verfassung blieb trotzdem im Wesentlichen unverändert. Bei dem Abhängigkeitsverhältniß von Rom war das politische Leben des Volkes zu matt, als daß es den Veränderungen der Gesellschaft und der Wirthschaft entsprechende neue Formen hätte erzeugen sollen. Die Versammlung der Großen und die Landesgemeinde hatten die Gewalt. Aber die gemeinsamen Interessen traten meist zurück vor den Parteikämpfen der Vornehmen, die miteinander um den Einfluß rangen. Denn einen König hatten sie nicht: wohl aber galt eine der vornehmen Familien als die königliche, und aus ihr stammte der Held des Aufstandes, Julius Civilis.

Civilis war ein hervorragender Mensch. Voll Kraft des Willens und kühner Gedanken, erfahren in der Welt, in den Wechseln des Krieges wie in dem Getriebe der Parteien vielfach umhergeworfen.

Aber er lebte in keiner glücklichen Zeit: die Menschen zerrieben sich in kleinlichen Kämpfen; es zeigte sich kein großes Ziel.

Civilis ist deshalb nicht mit Armin zu vergleichen: er war kein Mann ersten Ranges; er wies seinem Volke keine neue Bahn und sicherte ihm auch keinen alten Besitz; er konnte die Römer nicht entbehren, gegen die er ankämpfte. Er rüttelte an den Ketten; aber er wäre unglücklich gewesen, hätte er sie wirklich abgeschüttelt und zerbrochen. Es war eine Uebergangszeit, und das lastete auf dem Manne. Bei seinem Volke wie auch bei den Römern stand er in hohem Ansehen; den Kaiser Vespasianus nannte er seinen Freund, und ähnliche Beziehungen hatte er zu vielen anderen hervorragenden Männern. So konnte es nicht fehlen, daß er in die Wirren hineingezogen wurde, welche gegen Ende der Regierung Nero's bei der Rheinarmee ausbrachen. Mit seinem Bruder Julius Paullus wurde er beschuldigt, an dem Aufstande des Vindex betheiligt gewesen zu sein. Ohne Grund, wie es scheint; aber sein Bruder wurde von dem Legaten Fontejus Capito getödtet und er selbst in Ketten nach Rom geschickt. Doch als er hier ankam, war die Revolution geglückt; Nero war todt und Galba im Regiment. So wurde er befreit und Fontejus Capito getödtet.

Das war alles im Jahre 68 geschehen; aber am 2. Januar 69 erhoben die Legionen am Rhein den Vitellius als Kaiser und verfolgten die Mörder des Capito, zu denen sie auch den Civilis rechneten. Civilis entging dem Tode nur, weil Vitellius die Bataver sonst zu beleidigen fürchtete, von denen etwa 4000 Mann in Langres standen.

Civilis suchte Rache für diese doppelte Lebensgefahr, und in

dieser Stimmung trafen ihn Briefe des Primus Antonius, eines geschickten Parteigängers des Vespasianus, den die Legionen in Syrien und Aegypten zum Kaiser ausgerufen hatten.

Diese Briefe forderten ihn auf, am Rhein einen Aufstand zu beginnen und dadurch den Vitellius zu hindern, die germanischen Legionen nach Italien zu führen.

So war in seine Hand eine große Entscheidung gegeben — aber weshalb sollte er sich für diese Prätendenten in Gefahr stürzen, die doch nicht größer waren als er selbst? Er war entschlossen, die Gelegenheit für sich selbst auszubeuten. Deshalb wartete er, bis Vitellius die Rheinarmee nach Italien gezogen hatte und nur noch schwache Stämme der Legionen und Cohorten am Rhein standen, die durch neue Aushebung verstärkt werden sollten. Solche Aushebung pflegten die Unterbeamten zu Erpressungen aller Art zu mißbrauchen. Sie hoben Kranke und Schwache aus, damit sie sich loskauften, oder schöne Knaben zu schändlicher Wollust. Es herrschte deshalb große Aufregung bei den Batavern, und dies benutzte Civilis, um sie zum Aufstande zu bewegen.

Er berief die Vornehmsten des Volkes und dazu tüchtige Leute aus den Gemeinfreien in einen heiligen Hain. Scheinbar zu einem Opferfeste. Als aber Zeit und Ort und die gehobene Stimmung des Gelages die Versammelten einander näher betrachten, da begann Civilis von der Bedrückung zu reden, und wie günstig der Augenblick sei, die Fesseln zu sprengen. „Die Legionen sind hinweg, nur die leeren Namen sind zurückgeblieben — und geht es schlecht, so geben wir vor, für Vespasian gekämpft zu haben. Gelingt es, so haben wir Niemandem Rechenschaft zu geben."

Die Männer sprangen auf, laut schallten die Reden durcheinander, sie drängten sich an den Führer, sie boten ihm ihre Hand, und das Fest wandelte sich eine Verschwörung.

An dem blutigen Opfersteine schwuren sie unter schauerlichen Verwünschungen, daß sie treu zusammenstehen wollten im Kampfe. Es rauschten dazu die heiligen Bäume, fühlbar nahe war ihnen der gewaltige Gott, zu dem sie schwuren. Er hörte den Eid und würde ihn rächen.

Nach der Väter Sitte übernahm dann Civilis noch das Gelübde, daß er sein Haar nicht scheren wolle, bis er auf den Leichenhaufen der vernichteten Legionen stehe.

Die Verschworenen beriefen nicht eine Landesgemeinde ihres

Volkes, sie wollten den offenen Abfall vermeiden und ihre Vertrauensstellung zu Rom ausnutzen. Ihre Nachbarn, die Caninefaten, sollten beginnen. Diese waren auch sofort bereit, strömten auf der Dingstätte zusammen, erhoben den Brinno, einen wilden Gesellen aus vornehmem Geschlechte, als Herzog auf den Schild und trugen ihn unter lautem Geschrei im Kreise durch die Menge, daß ihn Alle sehen konnten. Brinno riß auch die nahen Friesen mit fort, schlug die Römer todt, die sich im Lande aufhielten und erstürmte ein Lager von zwei Cohorten, das nahe an der Meeresküste lag und statt seiner 1000 Mann nur eine kleine Besatzung hatte. Die Befehlshaber der kleineren Posten wagten keinen Widerstand, zündeten die Baracken an und sammelten sich in dem oberen Theile der Insel, nach Cleve zu. Civilis hielt sich noch immer zurück und bemühte sich, das Commando gegen die Aufständischen zu erhalten. Aber der Legat durchschaute seine Stellung und zwang ihn dadurch, offen als Führer des Aufstandes hervorzutreten. Er kam an der Spitze seiner Cohorte und mit dem Zuzuge der Verschworenen. Neben diesem Bataverheere bildeten die Friesen und die Caninefaten gesonderte Haufen und zwar auch in der Schlacht. Es wurde nicht beachtet, ob dadurch die Abtheilungen der Schlachtreihe ungleich ausfielen; wenn nur jeder Stamm für sich kämpfte und seine Thaten unterscheiden konnte von den Thaten der verbündeten Stämme.

Der erste Kampf war glücklich. Eine germanische Cohorte — es waren Tungern, nach denen noch heute die Stadt Tongern in Limburg heißt — ging zu Civilis über, und die batavischen Ruderknechte hinderten die Rheinflotte, in den Kampf einzugreifen. Dieser Sieg gab Waffen in Menge, und was noch wichtiger war, auf die Kunde davon kamen Gesandte von allen germanischen Völkern in der Runde und boten ihre Hülfe an.

Der Aufstand verlief in zwei streng von einander geschiedenen Perioden. In der ersten kämpfte Civilis allein mit den Batavern und anderen Germanen des linken Ufers. Verstärkt wurden seine Schaaren durch den Zuzug der rechtsrheinischen Germanen, unter denen die Prophetin Veleda im Bructererlande (Münsterlande) für den Kampf wirkte.

Veleda war eine Jungfrau aus vornehmem Geschlecht, als Vertraute der Götter, als Runenkundige gepriesen bei ihrem Volke und von Vielen geradezu als eine Göttin geehrt. Es war nicht ein zufälliger, gelegentlicher Einfluß, sie hatte eine öffentlich anerkannte und

mit feierlichen Formen umgebene Stellung. Civilis hatte in ihr seine Hauptstütze bei dem Aufstande, der römische Feldherr Cerealis unterhandelte mit ihr, ihre Entscheidung riefen die Ubier an, als die Tencterer die Zerstörung der Mauern von Cöln forderten. Sie sandten Boten mit Geschenken an sie, aber die Prophetin nahm ihre Bitten nicht persönlich entgegen. Sie kannte die Macht des Geheimnißvollen. In einem Thurme an der mittleren Lippe hielt sie sich verborgen, und einer von den Männern ihres Geschlechtes war dazu erwählt, ihren Verkehr mit der Welt zu vermitteln. Er nahm die Geschenke entgegen, trug ihr die Anliegen und Fragen vor und überbrachte den Harrenden ihre Entscheidungen oder Weissagungen. Nicht leicht wagte einer ihrem Worte zu trotzen, selbst die wilden Tencterer verzichteten auf die Zerstörung von Cöln, als Veleda es gebot.

Dem Civilis hatte sie Sieg, den Römern Untergang prophezeit, und sie ließ sich auch durch die Drohungen des Cerealis nicht abschrecken, den Krieg zu predigen. Nachdem der Aufstand gebändigt war, machte Cerealis deshalb seine Drohungen wahr. Er ging über den Rhein, überfiel die Bructerer und führte die Veleda gefangen nach Rom, wo die Seherin von der vornehmen Gesellschaft mit einem Gemisch von Spott und Scheu angestaunt ward.

Sie wird nicht mehr jung gewesen sein — ihr Ansehen war zu groß, es mußte sich schon lange ausgebreitet haben. In diesem Kriege hatte sie auf alle Germanen, auf die halbromanisirten Bataver so gut wie auf die rechtsrheinischen einen leitenden Einfluß.

Das wichtigste Ereigniß in dieser ersten Periode des Kampfes war der Abfall von acht batavischen Cohorten (4000 Mann). Sie waren aus Britannien herbeigerufen und standen in Mainz, um nach Italien geführt zu werden. Da ließen sie sich durch die Boten des Civilis gewinnen, kehrten nach Norden um, schlugen die Legion von Bonn, welche ihnen den Weg versperren wollte, umgingen Cöln und erreichten in geordnetem Marsche den Civilis. Kurz vorher hatte dieser zwei Legionen geschlagen, wieder unterstützt durch den Abfall einer germanischen Abtheilung. Es war eine Schwadron von einigen Hundert batavischen Reitern unter der Führung des Claudius Labeo, eines vornehmen Batavers, der den Civilis bitter haßte und beneidete. Daß die Cohorte trotzdem überging, ist ein Beweis, wie populär der Aufstand, und wie verhaßt die römische Herrschaft war. Labeo wurde gefangen, doch wagte Civilis nicht, ihn zu tödten, und sandte ihn den Friesen zur Bewachung. Die geschlagenen Legionen retteten sich nach

Castra vetera (Xanten), und um diese Festung drehte sich der fernere Kampf.

Das Lager war eine Festung mit Mauern und Thürmen und wurde von Civilis mit den Maschinen belagert, welche die römische Kriegskunst kannte. Aber die Belagerten wehrten sich tapfer und erregten Schrecken durch neue Maschinen. Namentlich eins entsetzte die Stürmenden. Eine Art eiserner Hand an einem langen Hebelarme fuhr plötzlich von der Mauer in die Haufen, welche von einem Thurme oder dem Damme aus die Mauer zu erreichen suchten, ergriff einen oder auch mehrere und schnellte dann ebenso gewaltsam zurück, ihre Beute in weitem Bogen in das Lager werfend.

So wurden alle Stürme abgeschlagen; aber der Entsatz mißglückte, und zuletzt capitulirte die Besatzung, die zu klein war für die ausgedehnte Festung. Es war ihr freier Abzug versprochen ohne Gepäck, doch eine Meile vom Lager wurde sie überfallen und zusammengehauen. Einige flohen in das Lager zurück, aber auch hier war keine Rettung. Sie vergingen im Kampfe oder in dem Feuer, das die Baracken des Lagers verzehrte.

Es war ein großer Sieg: die stärkste Zwingburg am Niederrhein war gebrochen. Das Land fühlte sich frei, und Civilis wußte dies stolze Gefühl klug zu steigern. Auf dem Schlachtfelde, über den Leichenhaufen der erschlagenen Römer ließ er sich das Haar scheren, das seit Jahresfrist wild gewachsen war und ihm in langen röthlichen Büschen um den Kopf hing.

Das Gelübde war erfüllt.

Aber das Heer löste er nicht auf: er wußte am besten, wie schwere Kämpfe nöthig waren, um zu vertheidigen, was gewonnen war. Civilis hatte im Ganzen etwa 6000 Mann römisch geschulter Truppen, dann halb und halb geordnete Schaaren, die er aus Caninefaten, Friesen und Chauken gebildet hatte, und endlich die ungeregelten Schwärme der Germanen vom rechten Rheinufer. Auch gelang es ihm jetzt, die Landsgemeinde der Bataver zum Kampfe zu bestimmen. Trotzdem wäre er der römischen Rheinarmee sicher nicht gewachsen gewesen, wenn diese nicht durch beständigen Aufruhr gegen den Legaten selbst ihre Kraft gebrochen hätte.

Unterdessen war die Nachricht gekommen, daß Vitellius todt sei († 24. December 69), und daß die Rheinarmee dem Vespasian huldigen solle.

Damit begann die zweite Periode des Aufstandes. Bisher hatte

Civilis vorgegeben, für Vespasian zu kämpfen; nun mußte er sich offen gegen Rom erklären. Einen Ersatz gewährte, daß es ihm jetzt gelang, einige vornehme Gallier und mit ihnen ihre Stämme, die Trevirer (Trierer) und die Lingonen (in Langres), zum Abfall zu bewegen. Sie wollten ein „Reich der Gallier" gründen, unabhängig von Rom. Es war ein ganz unreifer und unklarer Gedanke, aber zunächst hatten sie damit ungeheuere Erfolge.

Das römische Heer, welches schon längst nicht mehr wußte, wem es zu gehorchen habe, ließ sich gewinnen und leistete „dem Reiche der Gallier" den Treueid. Nur einzelne Abtheilungen blieben fest gegen die Agitation. Ferner kam die wichtige Stadt Cöln in ihre Hand, und das mächtige Volk der Remer berief in seine Stadt Rheims eine Versammlung aller Stämme, um zu berathen, ob man sich dem Aufstande anschließen sollte oder nicht, und was in dieser Lage zu thun sei. Diese Versammlung ist höchst merkwürdig.

Vier Menschenalter waren es, seit das Land unter Vercingetorix im leidenschaftlichen Kampfe um seine Freiheit gerungen hatte — jetzt war die Gelegenheit, sich von Rom loszureißen, so günstig wie möglich. Auch war der Weg der Rebellion schon betreten, denn die Versammlung war selbst schon ein Bruch des Gehorsams gegen Rom, eine Rückkehr zu den Zuständen der unabhängigen Vorzeit. Aber trotzdem erklärte sich die große Masse der Versammelten mit aller Entschiedenheit gegen den Aufstand.

„Was soll werden, wenn Rom nicht mehr ist?" fragte ein Remer. „Sollen wir den Trevirern oder den Batavern dienen?"

Diese Erwägungen sind bezeichnend. Man fühlte sich ganz außer Stande, unabhängig von Rom ein geordnetes Staatswesen zu gründen. Rom war eben nicht nur deshalb der einzige Staat, weil es die anderen Völker besiegt hatte, sondern weil diese anderen wußten, daß sich der Krieg aller gegen alle erneuern würde, sobald Rom sie nicht mehr beherrschte. Und diese Erwägungen wurden noch verstärkt durch drei Ereignisse, unter deren Eindrucke die Versammlung tagte. Die Lingonen waren von den Sequanern geschlagen, als sie dieselben zum Anschluß an den Aufstand zwingen wollten. Sodann war ein neues römisches Heer auf dem Marsche nach dem Rhein, und endlich hatte sich Civilis selbst geweigert, dem „Reiche der Gallier" Gehorsam zu schwören.

Hatte er darum den mächtigen und glänzenden Herrn verlassen, um den verachteten Galliern zu dienen?

Aber ein Reich der Bataver war ebenso unmöglich, und die halbcultivirten Germanen am linken Rheinufer konnten unmöglich im Frieden leben mit den wilden Stammgenossen am rechten Ufer. Sogar schon damals, als doch die gemeinsame Gefahr die Zwietracht fernhalten mußte, brach der unversöhnliche Gegensatz hervor.

Die Tencterer, die Cöln gegenüber wohnten, forderten von den Ubiern, daß sie die Mauern ihrer Stadt Cöln zerstören und die Römer tödten sollten, die unter ihnen lebten. Die Ubier waren entsetzt. Seit drei Generationen und besonders seit den letzten zwanzig Jahren hatten sie sich vielfach mit Römern verschwägert — sie waren mit ihnen zu einer Gemeinde verschmolzen. Nur gezwungen hatten sie sich dem Aufstande angeschlossen, und nun sollten sie ihm gleich ihre Stadt und ihre Freundschaft opfern? Sie beschwichtigten die wilden Nachbarn durch das Zugeständniß, daß sie fortan ohne Abgabe und ohne Begleitung eines Soldaten die Stadt betreten dürften, doch ohne Waffen und nur bei Tage. Sie stellten in Aussicht, daß in ruhigen Zeiten auch diese Schranken fallen könnten, und schlugen vor, die anderen Streitpunkte der Entscheidung des Civilis und der Prophetin Veleda anheimzustellen. Die Mauern könnten sie jedenfalls nicht gleich zerstören, da eben ein römisches Heer heranziehe.

So wandten sie das drohende Verderben ab; aber im Herzen brannte die Wuth, und bald kam der Tag der Rache.

Ist es zu verwundern, wenn Civilis unter solchen Verhältnissen keinen Plan und kein Ziel fand?

Nur in einem Augenblicke tauchte ein Gedanke auf, der Klarheit zu schaffen versprach. Als Cerealis, der das neue römische Heer führte, Trier besetzt hatte, boten ihm die Aufständischen an, er möge sich zum Kaiser von Gallien aufwerfen und ihnen die Herrschaft über ihre Stämme lassen. Cerealis ging nicht darauf ein, und er that klug daran, denn ausführbar war auch dies nicht.

Diese Unklarheit lähmte die Kräfte des Aufstandes. Civilis verfolgte seinen Feind Labeo, der aus der Gefangenschaft entkommen war, durch Wald und Feld, und die Gallier verloren die Zeit mit ähnlichen Dingen, während Cerealis auf zwei Seiten, über Windisch, Basel und vom Bodensee, heranzog. Die abgefallenen Legionen kehrten zum Gehorsam zurück und erhielten Verzeihung; auch Trier wurde ohne Widerstand besetzt und damit der eine Herd des Aufstandes gedämpft. Bald darauf erschien jedoch das Heer des Verbündeten,

überfiel bei Nacht das Lager des Cerealis und besetzte die Moselbrücke, welche zur Stadt führte. Die Römer flohen, und nur kleine Abtheilungen hielten zusammen.

Das alles war geschehen, ehe Cerealis auf dem Kampfplatze erschien. Er war eine leichtfertige Natur: auch vor dem Feinde konnte er es nicht lassen, seinen Passionen nachzugehen. Er hatte wieder einmal die Nacht außerhalb des Lagers zugebracht, und erst der Lärm der Flucht schreckte ihn aus den Schlafe. Aber als er auf dem Kampfplatze eintraf, da brachte er mit bewunderungswürdiger Kraft die Weichenden zum Stehen und sammelte die Zersprengten, und da sich gleichzeitig die siegreichen Germanen zerstreuten um zu plündern, so konnte er die Niederlage wieder zum Siege wenden.

Gleich darauf kamen Boten aus Cöln und meldeten von einem anderen Erfolge. Die Fortschritte des Cerealis hatten den Ubiern in Cöln den Muth gegeben, Rache zu nehmen für die Stunden der Angst, die sie ausgestanden. Und sie nahmen sie mit barbarischer Grausamkeit und mit barbarischer Hinterlist.

Ihre Halbcultur und ihr römischer Bürgerstolz hielten sie nicht zurück.

In ihren Häusern mordeten sie, was sich von Leuten des Civilis in Cöln fand, und ebenso eine Cohorte von Friesen und Chauken, die in Zülpich lagerte. Sie luden die Männer — es waren mehrere Hundert — zu einem Gelage in ein großes Gebäude, und als sie vom Weine trunken schliefen, da schlossen sie die Thore und zündeten das Haus an. So verbrannten die Männer mit dem Saale. Keiner entkam. Es war eine auserlesene Schaar gewesen, geschulte Krieger. Auf sie rechnete Civilis vorzugsweise nach dem Unglück von Trier — jetzt mußte er rheinabwärts weichen. Seine Frau und seine Schwester sowie eine Tochter des Classicus, welche in Cöln gewesen waren, wurden dem Cerealis ausgeliefert.

Der gallische Aufstand war damit zu Ende, der Kampf mit Civilis zog sich noch lange unentschieden hin. Die Caninefaten überfielen eine römische Flotte und zersprengten den Landsturm der Nervier. Civilis selbst brachte in Kurzem wieder ein großes Heer zusammen und schlug mit Cerealis bei Castra vetera. Seine Stellung war durch einen Sumpf und durch eine Ueberschwemmung gedeckt.

Er hatte einen Damm in den Strom geführt, der das Wasser theilweise ablenkte und die Gegend, durch welche die Römer heran-

rückten, auf weithin überschwemmte. Das Wasser war flach, und die Germanen liefen gleichmüthig hindurch. Die Römer, die dergleichen nicht kannten, hielt es dagegen wesentlich auf und hinderte sie im Kampfe.

Die Germanen standen in der nationalen Ordnung, nicht in langgestreckter Reihe, sondern in keilförmigen Sturmhaufen, und als Civilis sie kurz vor der Schlacht zur Tapferkeit ermahnte, da schlugen sie die Waffen zusammen und sprangen jauchzend in die Höhe. Der Kampf blieb lange unentschieden: da gaben ihm die Bructerer eine gefährliche Wendung. Sie standen auf Civilis' linkem Flügel dicht am Rhein und auf dem Damme im Rhein. Von dort sprangen sie in den Strom und schwammen abwärts bis an eine Stelle, die ihnen einen günstigen Angriffspunkt gewährte.

Unterdeß aber kam die Entscheidung durch den Verrath eines Batavers, der den Römern einen nur schlecht bewachten Weg durch den Sumpf zeigte. Ihr plötzlicher Angriff brachte die Germanen in Verwirrung. Sie flohen dem Rheine zu. Das große Heer war aufgelöst. Aber der Sieg blieb unvollständig. Die Flotte war nicht da, um die Flucht auf das rechte Ufer abzuschneiden, und die Reiterei wurde durch plötzliches Unwetter und die einbrechende Nacht an der Verfolgung gehindert.

Civilis verbrannte die Stadt der Bataver, die sich nicht halten ließ, und zerstörte den Rheindamm des Drusus. Hierdurch lenkte er die größte Masse des Wassers in den südlichen Arm des Rheins, welcher die Insel der Bataver von Gallien schied und gegen das römische Heer vertheidigte, während der nördliche Arm so seicht ward, daß er den Verkehr der rechtsrheinischen Germanen mit den Batavern nicht mehr hinderte.

Der Kampf zog sich so noch längere Zeit hin, und Civilis freute sich manches glücklichen Schlages. Bei einem Ueberfall der römischen Rheinflotte hätte er beinahe den Cerealis selbst gefangen genommen. Nur der zufällige Umstand rettete ihn, daß er die Nacht wieder einem Abenteuer nachging und sie nicht auf seinem Admiralschiffe zubrachte. Das Schiff wurde von den Batavern genommen und der Veleda als Geschenk zugeführt, ähnlich wie die Griechen auserlesene Beutestücke nach Delphi oder mittelalterliche Fürsten sie an den Papst sandten.

Während des Kampfes hatte Cerealis mit vielen hervorragenden Männern bei den rechtsrheinischen Germanen wie bei den Batavern Verhandlungen angeknüpft und sie durch Versprechungen und Drohungen

zu gewinnen versucht. Auch erregte er Neid und Verdacht gegen Civilis, indem er bei der Verwüstung des Landes seine Häuser und Felder verschonte. Wie die Bauern murrten und der Anhang der Rivalen wuchs, da kam Civilis dem drohenden Abfalle zuvor und legte auf Grund eines Vertrages die Waffen nieder. Aber vor dem Abschluß traute keiner dem andern. Deshalb fand die Verhandlung auf einer Brücke statt, welche in der Mitte zerschnitten war, so daß Civilis und Cerealis je auf einem Ende standen.

Die Bedingungen des Vertrages sind nicht bekannt. Mitten in der Rede des Civilis endet die uns erhaltene Handschrift des Tacitus.

So war Roms Herrschaft in Gallien wiederhergestellt, und einige Streifzüge auf dem rechten Ufer lehrten den Barbaren den alten Respect.

Viertes Capitel.

Das Zehntland. Der Markomannenkrieg.

Die verbrannten Standlager der Legionen, die zerstörten Brücken, Straßen und Wachtthürme wurden wiederaufgebaut; der Rhein war wieder die Grenze des römischen Reiches vom Bodensee bis an das Meer. 80—100,000 Mann bewachten ihn — acht Legionen und 40—50,000 Mann Hülfstruppen — in zwei Heere getheilt. Cöln war das Hauptquartier für das Heer des Niederrheins, Mainz für das oberrheinische. Von den vier Legionen des ersteren hatten je zwei ihr Standquartier in Cöln und Xanten. Auch in Nimwegen, Neuß, Bonn und anderen Orten standen dauernd größere Abtheilungen.

Die Hauptplätze des oberen Heeres waren Mainz und Vindonissa auf der Landzunge zwischen Aar und Reuß, außerdem Kloten in der Schweiz, Zurzach, Basel-Augst, Straßburg — erst im dritten Jahrhundert von größerer Bedeutung — Breisach, Bingen, Andernach, Coblenz u. a.

Nach Vollendung des Grenzwalles von Kelheim an der Donau über Miltenberg und Aschaffenburg nach Coblenz wurde die Zahl der Legionen auf sechs und dann auf vier herabgesetzt, ebenso die Zahl der Hülfstruppen, und im zweiten Jahrhundert standen also nur etwa 50,000 Mann am Rhein.

Schon Drusus und Tiberius hatten an wichtigen Punkten Thürme und feste Lager angelegt, Wege gebahnt und durch die Sümpfe Dämme gezogen. An Donau, Lahn und Main mehrten sich im Laufe des Jahrhunderts diese Befestigungen, während die nördlich gelegenen nach dem Siege Armins meist zerstört wurden.

Der Kaiser Trajan ließ dann in den Jahren 97—99 einen Wall von bedeutender Länge aufwerfen, der von seinen Nachfolgern vervollständigt und verstärkt wurde.

Der Wall ist zum Theil heute noch erhalten. Er lief aus der Gegend von Kelheim an der Donau bis Gunzenhausen in nordwestlicher Richtung, dann südwestlich bis Ellwangen und Pfahlbronn, dann wieder nördlich bis Miltenberg, von da nach Gießen, von da südlich nach der Saalburg bei Homburg, dann endlich über den Taunus zur unteren Ems und an den Rhein und die denselben deckenden Befestigungen. Seine Länge betrug etwa 70 deutsche Meilen. Die Römer nannten ihn limes, palus oder vallum. Alle drei Namen sind von den Deutschen aufgenommen und bei der Bildung von Ortsnamen verwerthet für die Städte und Dörfer wie für die Wald- und Feldabschnitte zur Seite des Walles. Am häufigsten ist palus zu deutsch Pfahl gebraucht — Pfahlbronn, Pfahlheim, Pfahldorf, Pfahlbach u. a. — wie auch der ganze Wall der Pfahlgraben oder der Pfahl genannt zu werden pflegt. Oft freilich nannte man ihn die Teufelsmauer.

Den zerstreuten Barbaren erschien das Werk zu gewaltig, als daß der Mensch es mit seinen natürlichen Kräften hätte vollenden können.

Die östliche Hälfte, welche die Donau begleitete, war eine mehrere Fuß hoch aufgemauerte Heerstraße, vertheidigt durch Thürme und feste Wachtposten, die in nicht zu großen Abständen die Straße deckten. Die westliche Hälfte am Neckar, Main und Rhein bestand aus einem Erdwall von etwa 16 Fuß Höhe, vor dem ein Graben herlief. Am Fuße des Walles und also zugleich am inneren Rande des Grabens lief eine Wand aus starken Pfählen. Hinter dem Walle waren auch hier feste Wachtthürme angelegt, zehn auf je eine deutsche Meile.

Einen ernsthaften Angriff der Germanen konnte der Wall nicht abwehren; leicht war der Graben gefüllt, die Pfahlwand durchbrochen und der Wall überstiegen; aber er hielt die kleinen Raubschaaren ab, die auch inmitten des Friedens allnächtlich zu fürchten waren, und bildete die unentbehrliche Grundlage für den auf bestimmte Plätze beschränkten Verkehr mit den Germanen. Ohne eine solche feste Grenze wäre dies System gar nicht durchzuführen gewesen. Der Wall diente ferner als Allarmlinie. Die Wachthäuser waren so angelegt, daß sie durch Zeichen mit den Nachbarn sprechen konnten, und

sobald eine Gefahr drohte, lief die Kunde von Posten zu Posten zu den größeren Standlagern.

Endlich bildete der Pfahl ein Glied in dem großartigen Befestigungssystem, das die Grenze schützte. Für sich allein war er nicht zu halten, die Linie war viel zu lang; aber vor ihm und hinter ihm lagen an den militärisch wichtigen Punkten feste Lager und Thürme, die durch ihn zu einem großartigen Festungsring zusammengeschlossen wurden.

Der Pfahl ist oft überrannt, aber bis zum Ende des dritten Jahrhunderts behauptet. Zweihundert Jahre hindurch zählte das von ihm eingeschlossene Gebiet zum römischen Reiche und war erfüllt von römischer Cultur und römisch redender Bevölkerung.

Es ist das Gebiet des heutigen Wirtemberg und Baden. Damals hieß es das Zehntland — agri decumates — war den Grenzprovinzen als Vorland angegliedert und der Gewalt der Statthalter derselben untergeben. Die östliche Hälfte stand unter dem Statthalter von Rhätien, der in Augsburg residirte, und nach der Trennung der bürgerlichen und militärischen Befugnisse im dritten Jahrhundert unter dem „Commandeur am rhätischen Grenzwall“, der Westen unter dem in Mainz residirenden Legaten von Ober-Germanien, später unter dem „Commandeur am überrheinischen Grenzwall“. Die Befugnisse derselben grenzten da aneinander, wo ihre Posten zusammentrafen.

Der größere Theil stand unter Mainz. Soldaten aus Mainz und Windisch haben auch an der Geißlinger Steige Schanzen gebaut und Ziegel gebrannt.

Neben den Legionen standen noch ungefähr ebenso viele etwas leichtere Truppen am Rhein, Cohorten, Schwadronen und Rotten. Man nannte sie Hülfstruppen, weil ursprünglich die römischen Bürger nur in den Legionen dienten. Das war nicht mehr der Fall; aber die Masse dieser „Hülfstruppen“ bestand auch jetzt noch aus Provinzialen oder abhängigen Völkern. Sie hatten geringeren Sold, weniger glänzende Waffen und entbehrten mancher Privilegien des Legionars; aber ihr Dienst war auch nicht so schwer. Sie wußten es nicht anders, als daß sie hinter den stolzen Legionaren an Rang zurückstanden, aber sie waren römische Soldaten in vollem Sinne.

Die festen Lager und Thürme der Soldaten bildeten die Mittelpunkte der Romanisirung des Landes.

Außerhalb des Walles, etwa ein Kilometer entfernt, aber im

Schutze desselben erstanden die canabae, die Kneipen der Marketender und Händler; es waren anfangs leichte Zelte und Buden, dann, wie das Lager sich in eine Festung und dauernde Garnison wandelte, baute auch dieser Troß feste Häuser. Zahlreiche Wohnungen forderten ferner die Frauen oder Mädchen der Soldaten, mit denen sie in einem zwar nicht als wirkliche Ehe geltenden, aber doch rechtlich anerkannten Verhältnisse lebten. Sie waren sehr wohl geschieden von dem Schwarm der freien Dirnen; ihre Kinder galten als legitim. Manche Truppe recrutirte sich zum guten Theile aus diesen wilden Lagerkindern. Hier wohnten ferner auch die Veteranen, welche aus dem eigentlichen Dienst entlassen, aber zu bestimmten, besonders ehrenvollen Diensten noch bei der Fahne zurückgehalten wurden. Hier blieben sie meist auch, nachdem sie vollständig entlassen waren.

Was wollten sie noch in der Heimat? Zwanzig, dreißig Jahre lang waren sie in der Ferne gewesen; sie waren vergessen, ihre Freunde waren todt oder verändert, hatten ganz andere Gedanken und Interessen. Sie mußten erwarten, vereinsamt dazustehen und vor Langeweile zu vergehen. Hier hatten sie ihre Kameraden und ihre Erinnerungen, und manchen fesselte ein germanisches Mädchen. Waren doch in Cöln bereits um 70 n. Chr. die Mischehen sehr häufig.

Die großartigsten Bauten indeß erhielt das Lagerdorf durch die Soldaten des Lagers selbst.

Sobald das Lager dauernd war, pflegten Tempel, Bäder und Wasserleitungen, auch wohl ein Amphitheater hergestellt zu werden: der Soldat mußte Ersatz haben für das städtische Leben, das er entbehrte. Er sollte nicht verkümmern an Leib und Seele, während er dem Lande diente.

Alles das baute der Soldat selbst, er war der Culturträger der vier ersten Jahrhunderte, wie die Mönche die des Mittelalters. Und das Lager braucht den Vergleich seiner Leistungen mit dem Kloster nicht zu scheuen, auch nicht in Bezug auf die Mannigfaltigkeit derselben. Unsere gepriesenen Städte am Rhein sind zum großen Theil aus solchen Lagerstädten erwachsen.

Im Lager selbst duldete die gute Zeit keinen Tempel und kein Bad; erst im dritten Jahrhundert finden sich einzelne. Auch in den aus Stein errichteten Lagerfestungen waren nur einige kleine Altäre und nur zur Verehrung des Kaisers und der Götter des Lagers. Denn jede menschliche Genossenschaft hatte ihren Genius, also auch jede Compagnie und jede Schwadron.

Die eigentlichen Tempel aber erbaute sich der Soldat im Lagerdorf.

Diese Anlagen konnten schon zahlreich sein, ein Markt mit Statuen und Bäder mit Parkanlagen den Ort zieren — ehe er als eine vom Lager unabhängige Gemeinde organisirt ward, einige nur als Dorf, andere als Stadt.

Im dritten Jahrhundert ist auch den Soldaten erlaubt, in dem Orte zu wohnen bei ihren Frauen oder Quasifrauen. Dann blieb das Lager nur noch das Amtslocal der Truppe, ähnlich unseren Kasernen für die Soldaten, welche bei den Bürgern einquartiert sind. Doch währte das nicht lange. Die Heere verdarben dabei, und die strenge Zucht mußte wiederhergestellt werden.

Außer den Lagerstädten und Lagerdörfern an der Grenze und den großen Militärstraßen erstand eine Menge Ansiedelungen, wo immer nur die Gelegenheit dazu lockte. Meist wohl in den alten Germanendörfern.

Die alten Besitzer wurden schwerlich alle vertrieben oder ausgerottet; aber gelichtet war die Bevölkerung, und sobald der Grenzwall und das anschließende Festungssystem das Gebiet deckten, strömten aus den benachbarten Provinzen die Ansiedler herbei. Namentlich kamen sie sehr zahlreich aus Gallien, das sich damals herrlich entwickelte. Zum guten Theil war es unruhiges Volk, das in der Heimat abgewirthschaftet hatte oder gern vergessen sein wollte; aber es kam auch mancher tüchtige Mann und brachte Capital und besseren Betrieb ins Land. So füllten sich Baiern, Wirtemberg und Baden ähnlich wie bisher schon die Schweiz und Gallien mit römischen Städten [1]) und Weilern, Dörfern und Villen. Der Lauf der Flüsse ward geregelt, Wald und Sumpf mit Straßen durchzogen — einigen großen Heerstraßen und tausend kleinen Landwegen —, Bergwerke und Steinbrüche

---

[1]) Städte im Sinne des römischen Reiches gab es nur wenige. In Wirtemberg sind nur zwei noch nachzuweisen, civitas Sumalocenna in Rottenburg und die civitas Alisinensis in Benfeld südlich von Heilbronn. In Baden sogar nur eine: civitas Aquensis — Baden-Baden. Das Land nördlich zählte mit seinen Dörfern und Städtchen zu der linksrheinischen civitas Nemetum (Speier). Die Ansichten über Zahl und Größe der römischen Straßen und Bauten gehen noch vielfach auseinander; früher waren sie oft übertrieben. Dagegen wenden sich: Herzog, die römischen Niederlassungen auf württembergischem Boden in: Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1876, und Brambach, Baden unter römischer Herrschaft 1867.

wurden eröffnet. Bäder und Tempel, Wirthshäuser und Fabriken, Theater und Schulen, Haarkünstler und Händler, Schreiber und Gelehrte versetzten Italiens Cultur an den Grenzwall.

Die Hauptorte waren Baden-Baden und Rottenburg. Sie sahen den vollen Glanz römischen Reichthums; aber auch in dem Gebiete der kleinen Oerter wie in dem des Vicus Aurelii (Oehringen) findet man noch heute in den Gräbern oder auf den Trümmerstätten der Häuser und Burgen tausend Zeugen eines behaglich vornehmen Lebens mit zahllosen Bedürfnissen und einem ebenso großen Reichthum an Mitteln, sie zu befriedigen.

Es waren das zum Theil andere Dinge als die, welche der verwöhnte Großstädter von heute nicht entbehren kann; aber sie waren nicht weniger mannigfaltig und forderten nicht geringere Kunst und Sorgsamkeit. Marmor und Bronce, Mosaikarbeiten, Thon- und Glasgefäße, kostbare Hölzer und Steine, Gold, Silber — alles, was werthvoll und glänzend ist, wurde in Menge zusammengebracht.

Die Gesellschaft nahm dieselben Formen an, die in Italien und den Provinzen ausgebildet waren. Sie lebte in Genossenschaften aller Art, bald ähnlich unseren Innungen, bald unseren Actien- und Versicherungsgesellschaften. Alle standen unter dem Schutze einer bestimmten Gottheit, und Viele waren ausdrücklich zu ihrem Dienst gebildet. Die Soldaten der Rheinarmee, welche aus verschiedenen Truppentheilen zur Arbeit in den Steinbrüchen des Brohlthales abcommandirt waren, bildeten alsbald eine religiöse Genossenschaft zur Verehrung des „Herkules vom Fels“ und weihten ihm eine Kapelle, die sie 50 Fuß hoch über der Erde in die steil abfallende Felswand hineinmeißelten.

Vor allen andern Culten verbreitete sich damals die Verehrung des Mithras. Es war der rechte Soldatencult. Der Sonnengott Mithras erneuerte die alten Vorstellungen von Herkules' siegreichen Kämpfen in einer durch die Gedanken und Träume des Orients bereicherten Form.

Im Odenwald sind noch in diesem Jahrhundert zwei große, leidlich erhaltene Altarbilder gefunden, die uns mitten hineinführen in die Gedanken- und Gefühlswelt der Römer, die hier religiöse Erhebung oder religiösen Trost suchten. Das eine Bild ist eine Steinplatte von etwa 12 Quadratfuß, das andere etwa doppelt so groß. Das Mittelstück ist bei beiden gleich. Es zeigt den Jüngling, der den Stier tödtet: das ist die Sonne, welche die Erde überwindet.

Oben und an den Seiten umgeben das Mittelstück Reihen von kleineren Bildern, die ihren Stoff aus dem Mythenkreise des Mithras nehmen — ähnlich den Darstellungen, welche die Bogen der christlichen Domthüren zieren.

Durch die Taufe mit Stierblut und andere feierliche Weihen und Ceremonien sollten die Menschen ihre Andacht und ihre sittliche Kraft steigern, um ähnlich zu werden der unbesiegten Sonne, welche Tag für Tag das hohe Himmelsgewölbe übersteigt.

Die christliche Religion erschien Vielen nur als eine jüdische Nachbildung des echten Sonnencultus, und der Mithrasdienst hat deshalb dem Christenthum überall besonders kräftigen Widerstand geleistet.

In dem Zehntlande ist es jedoch schwerlich zu einem Kampfe der beiden Religionen gekommen: eben als das Christenthum sich in diesen Grenzprovinzen auszubreiten begann, wurden die Römer von den Alamannen vertrieben, und für mehrere Jahrhunderte herrschte hier wieder germanisches Heidenthum.

Große Veränderungen erfuhr der Charakter der Landschaft, das Aussehen des Landes. Die Germanen hatten nur einzelne Striche und nur flüchtig bebaut; jetzt begann die kunstmäßige Ausnutzung des Bodens, und manche Waldstrecke wurde neu geordnet, mancher Sumpf getrocknet. Die Germanendörfer blieben wohl zunächst bei ihrer Markverfassung und ihrem gemeinsamen Besitze der Flur — alles Land dagegen, das in römische Hände kam, ward Eigenthum des Einzelnen und von ihm verwerthet, wie er wollte und konnte. Aus Gallien und Italien wurden zahlreiche Culturpflanzen eingeführt, Blumen in die Gärten, Obstbäume, Getreidearten, Reben auf die Felder und die Hügel. Das blieb natürlich nicht ohne Einfluß auf die Germanen, und auch wirthschaftlich wurden sie mehr oder weniger romanisirt. Wie sie vielfach römische Zeuge und Geräthe annahmen, römischen Hausbau und römische Culte — so lernten sie auch Wiesen bewässern und Gärten pflegen. Das Land ward eine Stätte römischen Lebens, und wer sich im Neckarthale umschaute, hatte im Wesentlichen denselben Anblick wie im Moselthale und Rhonethale. Villen kränzten die Höhen und lauschten in den Buchten, Gärten umgaben das Haus, Reben zogen den Hügel hinauf, und wo eine Quelle sprudelte, da war sie schön gefaßt, und eine Kapelle oder ein Stein huldigte der spendenden Gottheit.

So war das Germanenland auch im Süden von der römischen Cultur umgeben, und wie einst die Heere des Tiberius von zwei

Seiten, von Westen und Süden, zur Elbe vordrangen, so jetzt die friedlichen Pionniere, die Händler, Quacksalber und Abenteuerer aller Art. Sie zogen bald einzeln, bald in Karawanen, siedelten eine Zeitlang in den Dörfern der Germanen, verkauften ihnen brauchbare und unbrauchbare Dinge, lehrten ihnen allerlei Fertigkeiten und manche Thorheiten, und unterhielten die Kunde von den klugen Männern des Südens und ihrem mächtigen Kaiser auch in den Gegenden an der Weser und Elbe, aus denen Armin die römischen Heere für immer vertrieben hatte. Die Germanen durften dagegen das römische Gebiet nicht so ohne Weiteres betreten. Ihr Verkehr mit den Römern war auf gewisse Plätze an der Grenze beschränkt und auch hier an bestimmte Zeiten und Formen gebunden.

Nur bei Tage und nur ohne Waffen betraten sie den Ort; römische Soldaten begleiteten sie auf ihren Gängen, denen sie dafür einen Lohn zu geben hatten.

Es war eine gepriesene Ausnahme, daß die Hermunduren von alle dem befreit waren und selbst die Hauptstadt der römischen Grenzprovinz, das glänzende Augsburg, frei besuchen durften.

Die unruhigsten Nachbarn wurden von Zeit zu Zeit durch Streifzüge gezüchtigt oder auch durch jährliche „Geschenke" begütigt. Und damit sie nicht leicht unvermerkt herankämen, mußte ein breiter Strich Landes vor dem Grenzwall unbesiedelt und unbenutzt liegen, oft eine Meile breit und mehr. Es bot einen überaus traurigen Anblick, denn auch die Bäume wurden niedergeschlagen, die Büsche weggebrannt. So konnten die Wachen das Feld überschauen, ob ein Feind heranschleiche. Hier und da wurden auch feste Plätze im Gebiete der Grenzstämme angelegt. Der Befehlshaber des vorgeschobenen Postens hatte dann zugleich eine Art Aufsicht über den Stamm; namentlich durfte die Landsgemeinde nicht ohne seine Gegenwart und ohne seine Erlaubniß abgehalten werden.

Manches Volk erhielt Könige aus Roms Hand, manches rief die kaiserlichen Truppen zur Hülfe herbei gegen die Nachbarn; von Zeit zu Zeit aber entbrannte ein Krieg. Die Wachtposten wurden überrannt, das verbotene Gebiet besetzt, kleine Haufen von Römern erschlagen, Bündnisse geschlossen; aber immer gelang es wieder, die Tobenden zu beschwichtigen, die einen mit Geld, die anderen mit Gewalt.

Dieser Zustand festen Besitzes dauerte bis auf den sogenannten Markomannenkrieg, der von 165—180 die römische Donaugrenze und damit das ganze Grenzsystem gegen die Germanen ernstlich erschütterte.

Man nennt diese Kämpfe den Markomannenkrieg; man könnte sie ebensowohl nach den Quaden nennen oder noch anders; denn außer den Markomannen und Quaden waren noch zahlreiche Völker dabei betheiligt: Hermunduren, Buren, Victovalen, Vandalen und andere mehr, auch nichtgermanische wie die Jazygen. Von Regensburg bis zur Mündung war die Donaulinie von ganz unerhörten Massen bedroht, und lange Jahre bedroht.

Es bestand jedoch kein Bündnis aller jener Völker, um mit geeinter Kraft einen großen Schlag zu führen. Bald war das eine, bald das andere Volk im Kampfe, zeitweise waren einige derselben verbündet, zeitweise kämpften sie wieder auf Roms Seite gegen den alten Bundesgenossen.

Bei ihrem Friedensschluß mit Marc Aurel stellten die Jazygen und Buren ausdrücklich die Bedingung, daß Rom den Kampf gegen die Quaden und Markomannen fortsetze. Und die Asdingen oder Vandalen boten den Römern an, für sie den Krieg gegen die andern Germanen zu übernehmen, wenn sie ihnen zum Lohne einen Strich Landes überweisen wollten. Umgekehrt erließ der Kaiser Commodus beim Friedensschluß von 180 an die Quaden und Markomannen das Gebot, die Jazygen, Buren und Vandalen nicht anzugreifen. Man sieht, es war nicht ein einziger großer Krieg, es war eine Reihe von Kämpfen, die nur in einem thatsächlichen Zusammenhange standen.

Einige Stämme griffen Rom an, und da fanden die Nachbarn, daß die Gelegenheit günstig sei, jetzt auch über die Grenze zu fallen. Und diese Lockung beschränkte sich nicht auf die Grenzstämme, es kamen auch Haufen der nördlicher wohnenden.

Der Krieg begann im Jahre 165 mit einem Einfall der Markomannen und Quaden, die bis nach Venetien drangen. Lange Zeit schwebte Rom selbst in größter Sorge. Von allen Seiten rief Marc Aurel Priester nach der Stadt und suchte die Götter durch Buß- und Bettage zu besänftigen. Sclaven und Gladiatoren wurden in das Heer eingereiht. Die Grenzprovinzen Rhaetien, Noricum, Pannonien, Illyrien, Venetien litten entsetzlich.

Beim Friedensschluß wurden 200,000 gefangene Römer von den Germanen zurückgegeben. Wie Viele mögen da ursprünglich weggeschleppt sein aus den reichen Städten und üppigen Landhäusern! Tausende waren dem Elend der Knechtschaft erlegen, erschlagen oder in den öden Bergverstecken zu Grunde gegangen.

Von 171 an blieb Marc Aurel drei Jahre ununterbrochen auf

dem Kriegsschauplatze im Lande der Quaden. Carnuntum, dem Einfluß der March gegenüber, unterhalb Wien, war sein Hauptquartier. Doch konnte er nicht hindern, daß um dieselbe Zeit Haufen von Germanen bis nach Italien drangen. Mit den Jazygen schlug der Kaiser auf der gefrorenen Donau; eine Schaar Markomannen führte er aus ihrer Heimat fort und siedelte sie in Italien an.

So kämpfte er mit Ausdauer, Muth und Geschick — aber mit wechselndem Erfolge. Immer neue Massen von Feinden traten auf. Im Jahre 174 wurde er von den Quaden an einem wasserlosen Orte eingeschlossen. Kein Ausweg war möglich, keine Quelle zu entdecken. Versengend strahlte die Sonne, seit langen Tagen hatte sich keine Wolke gezeigt. Das Heer wollte vergehen vor Durst. Von keiner Seite war Rettung zu hoffen, und die Verzweiflung lähmte den Rest der Kraft.

Da brach ganz plötzlich ein Gewitter los mit mächtigen Regengüssen. Das Heer war erquickt, fand seine Spannkraft wieder und wagte den Sturm auf den Paß. Er gelang, und die Quaden flohen auf allen Seiten.

Der Sieg war entscheidend, und die Barbaren baten um Frieden. Der Kaiser, der eben noch in verzweifelter Noth war, sah sich jetzt siegreich — eben hofften die Quaden ihn zu fangen, jetzt lagen sie vor ihm auf dem Boden. Dieser Umschlag ergriff die Gemüther der Menschen, und Heiden wie Christen waren überzeugt, daß hier ein Wunder geschehen sei. Lebhaft aber stritten sie, wer es vollbracht habe. Die Heiden rühmten, daß ein ägyptischer Magier den Regen herabbeschworen habe; und die Christen erzählten, daß eine von den Legionen aus lauter Christen bestand, und daß diese durch ihr inbrünstiges Gebet die Schleusen des Himmels öffnete. Daher führe sie auch den Namen „Blitzlegion" (legio fulminatrix). Dieser Name sei der urkundliche Beweis für den Hergang dieser wunderbaren Rettung. Leider führte die Legion jedoch diesen Beinamen schon etwa 200 Jahre früher, und der Name ist nicht der Beweis, sondern die Quelle der Sage.

Die Quaden lieferten die Gefangenen aus, stellten dem Heere Pferde und Ochsen und gelobten, sich der römischen Grenzordnung zu fügen.

Nacheinander ergaben sich jetzt auch die anderen Stämme. Jeder unterhandelte für sich. Von einem Bunde ist auch hier keine Spur. Die Bedingungen waren bei allen ähnlich, aber im Einzelnen doch nicht gleich. So bedangen sich die Jazygen aus, daß sie durch

die römische Provinz Dacien hindurch mit den Roxolanen Handel treiben dürften.

Rom gestattete den Barbaren, einen Theil des zwei Meilen breiten Grenzlandes am nördlichen Ufer der Donau zu besiedeln; aber sie standen hier unter der Aufsicht der römischen Grenzofficiere, durften keine Schiffe auf dem Strome haben, keine Insel besetzen und bis auf eine Meile vom Strome keine Wohnung aufschlagen. Für den Handel wurden bestimmte Zeiten und Orte festgesetzt, und zahlreiche römische Castelle mit 20,000 Mann Besatzung sicherten nicht nur die Grenze, sondern auch wichtige Punkte im Gebiete der Barbaren selbst.

Diese Besatzungen erlaubten sich tausend Quälereien. Hier verboten sie zu weiden, dort zu ackern. Die Unterofficiere wollten die Könige spielen und ihre Taschen füllen. Die Quaden ertrugen es nicht und versuchten, nach Norden auszuwandern zu den Semnonen. Aber die Römer verlegten ihnen die Pässe und zwangen sie zu bleiben. Quaden und Markomannen beklagten sich dann durch eine Gesandtschaft bei dem Kaiser — und bald darauf, 178, brach der Krieg wieder aus. Marc Aurel zog wiederum selbst an die Donau und kämpfte gegen verschiedene Stämme mit Erfolg; aber der Krieg war noch nicht beendet, als er im Jahre 180 zu Wien starb. Sein Sohn Commodus führte den Krieg fort, suchte aber zugleich einen Theil der Barbaren mit Geld zu gewinnen, und so gelang es ihm noch in demselben Jahre den Frieden wieder zu schließen, wesentlich auf Grund derselben Bedingungen, die Marc Aurel 175 bewilligt hatte. Nur wurden die festen Plätze im Gebiete der Barbaren aufgegeben. Dagegen mußten die Markomannen geloben, keine Landsgemeinde zu halten außer alle Monat einmal und an einem bestimmten Orte unter Aufsicht eines römischen Centurio.

So hatte Rom noch einmal seine Ueberlegenheit behauptet — aber nur mühsam.

Es nahte die Zeit, da sich das Verhältniß der Völker umkehren sollte. Unter Augustus und Tiberius hatte Rom die Germanen zu unterwerfen gesucht; es folgten die 150 Jahre fester Grenze; jetzt begannen die Germanen sich über die römischen Lande zu ergießen.

Fünftes Capitel.

Die Völkerwanderung.

Der Markomannenkrieg bildete das Vorspiel zu dem dauernden Vordringen der Germanen gegen das römische Reich.

Während des ganzen dritten und vierten Jahrhunderts überschwemmten sie die Grenzprovinzen, bis sie im fünften Jahrhundert auch in die ferner gelegenen vordrangen und in denselben förmliche Staaten gründeten. Das ist die Völkerwanderung, die man irriger Weise meist erst mit dem Hunneneinfall von 375 beginnen läßt. Sie bestand nicht in einem ziellosen Wandern, auch waren nicht alle germanischen Stämme daran betheiligt, noch weniger war sie die regelmäßige Lebensform der Germanen.

Es war eine neue Bewegung, und sie ergriff nur die östlich der Elbe wohnenden Stämme. Sie führte dieselben zunächst in die ihren alten Sitzen südlich benachbarten Lande an den Karpathen und der Donau.

Einmal losgelöst von ihrer Heimat, sind dann einige dieser Stämme allerdings zwei Jahrhunderte lang ruhelos umhergeworfen und in tausend Splitter aufgelöst. So gingen sie zu Grunde wie die Heruler, Sciren u. s. w., oder es schlossen sich einige dieser Splitter unter der Führung bedeutender Männer zum Kern eines neuen Volkes zusammen. So vor allem die Ostgothen, die Westgothen und die Vandalen.

Von dem Schicksale dieser Stämme ist die ebenso hartnäckige wie falsche Vorstellung abgeleitet, daß in diesen Jahrhunderten oder auch in der ganzen älteren Periode alle deutschen Stämme in ruhelosem Wandern begriffen waren.

6*

Nicht einmal alle Stämme östlich der Elbe wurden so umhergeworfen. Die Alamannen, die Markomannen, auch die Gepiden und Burgunden bewegten sich auf engerem Gebiete und mit größerer Stätigkeit. Aber eine Wanderung der Völker war es allerdings, eine Bewegung, die grundverschieden war von den früheren Bewegungen, welche zu Cäsar's Zeit und nach ihm wie vor ihm Bruchtheile der Stämme aus den alten Sitzen fortführte, eine neue Heimat zu suchen.

Wenn das Land nicht mehr reichte für die Fülle der heranwachsenden Jugend, dann zog ein Theil des Volkes, für den der Tisch nicht mehr gedeckt war, in die unbekannte Ferne und suchte oft mehrere Jahre lang dem einen oder anderen Volke einen Strich des Gebietes abzugewinnen, bis es gelang, oder bis er zu Grunde ging. So sonderten sich die Vinniler oder Langobarden in Zeit einer Hungersnoth in drei Abtheilungen und warfen das Loos unter sich, welches Drittel das Land verlassen sollte. Auch unglückliche Kriege oder die Wanderung der Nachbarn oder sonstige Ereignisse gaben oftmals Anlaß dazu.

Bei culturlosen Völkern müssen solche Bewegungen von Zeit zu Zeit eintreten; sie füllen die älteste Geschichte der germanischen wie der keltischen und der italienischen Stämme. Solche Bewegungen fehlten deshalb auch unter den westlich der Elbe wohnenden Germanen nicht, aber die Masse der Bevölkerung blieb sitzen, und die Lande blieben germanisch.

Die Völkerwanderung des dritten und vierten Jahrhunderts hat dagegen die Masse der Bevölkerung fortgeführt; die Lande zwischen Elbe und Weichsel sind von den Germanen geräumt und von den Slaven besetzt. Wie die Kelten einst vor den Germanen wichen, so machten jetzt die Germanen den Slaven Platz. Verlorene Spuren [1]) erinnern daran, daß Reste der alten germanischen Bevölkerung zurückblieben, aber ihre Nationalität konnten sie auf die Dauer nicht behaupten. Im Ganzen ist das Land von den Germanen aufgegeben und von den Slaven besetzt. Ob dies schon im dritten Jahrhundert geschah, oder ob die Bewegung anfangs nur den gewöhnlichen Aus-

[1]) C. Platner über Spuren deutscher Bevölkerung zur Zeit der slavischen Herrschaft in den östlich der Elbe und Saale gelegenen Ländern (Forschungen zur Deutschen Geschichte 17, 409 ff.) geht zu weit in seinen Annahmen, wie G. Wendt Die Nationalität der Bevölkerung der deutschen Ostmarken, Göttingen 1878, nachweist.

wanderungen glich, darüber fehlt jede Nachricht. Als aber im sechsten Jahrhundert nach langer Pause wieder Licht auf diese Lande fällt, da sitzen Slaven theils polnischen, theils czechischen Stammes bis an die Elbe und Saale.

Die Bewegung erfolgte in zwei Richtungen.

Die Alamannen drängten nach Süden und Südwesten.

Ihnen folgten die Burgunden und im fünften Jahrhundert die Vandalen.

Die Gothen drängten nach Süden und Südosten.

Ihnen folgten Gepiden, Heruler, Langobarden und andere kleinere Stämme.

Die alamannische Wanderung.

Um das Jahr 213 wird der Name Alamannen zuerst genannt. Der Kaiser Caracalla kämpfte damals mit ihnen am oberen Main. Ueber ihre Herkunft ist lange gestritten und gewöhnlich in Verbindung mit einer Deutung ihres Namens; — aber jetzt darf es als ausgemacht gelten, daß Alamannen nur ein anderer Name ist für die Semnonen des Tacitus. In ihren alten Sitzen in der Mark Brandenburg werden diese zuletzt um 180 genannt, als die Quaden bei ihnen Zuflucht suchen wollten [1]). Dann verschwanden sie, während südlich von ihren alten Sitzen das bisher unbekannte Volk der Alamannen auftrat und zwar so mächtig, wie uns die Semnonen geschildert werden. Sie erschienen ferner in unruhiger Bewegung, die darauf schließen läßt, daß es ein aus seinen alten Sitzen gedrängtes und in der neuen Heimat noch nicht wieder festgewordenes Volk war.

Solche Völker pflegten von den anderen gern nach dem Ort genannt zu werden, von dem sie herkamen, und so wurden die Semnonen Alamannen genannt oder in vollständiger Form Alahmannen, d. i. Männer des Heiligthums wie die Markomannen die Männer von der Grenze. Sie kamen nämlich aus dem Lande, in welchem der von einem weiten Kreise von Völkern besuchte und bei allen Germanen hoch-

[1]) Baumann, Schwaben und Alamannen, ihre Herkunft und Identität in Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. XVI, dessen Ausführungen ich in allem Wesentlichen beitrete, folgert aus der Angabe des Dio Cassius 71, 20, daß die Semnonen damals (178) ihr Land bereits verlassen hatten; denn die Quaden hätten doch nicht hoffen können, in ihrer damaligen Schwäche den mächtigen Semnonen mit Gewalt ein Gebiet zu entreißen. Allein oftmals fanden die Reste geschlagener Völker bei anderen Stämmen freundliche Aufnahme; so die Tencterer und Usipeter bei den Sigambrern.

berühmte heilige Wald des Weltschöpfers lag. Die Alamannen nannten ihn Ziu und wurden deshalb auch bisweilen Ziuvari, d. i. Männer des Ziu, Verehrer des Ziu, genannt. Das ist eine vollendete Analogie zu Alahmannen, und auch Semnonen war vielleicht ein religiöser Name. Er bezeichnete die in und vor ihrem Gotte Gefesselten. Sie selbst nannten sich weder Ziuvari noch Alahmannen, sie nannten sich mit dem ältesten Namen des Volkes Suabi, und dieser Name ist auch allein lebendig geblieben. Es gab im Mittelalter ein Herzogthum Schwaben, für das nur in lateinischer Sprache der bei den Römern und Griechen einmal übliche Name Alamannia verblieb. Ganz modern ist es endlich, Alamannen und Schwaben als unterschiedene Theile des Stammes einander entgegenzusetzen. Man nennt dann Alamannen die Badenser, Schweizer und Elsässer, welche î und û sprechen — also gsî, wîb, bûr, hûs — wo der östliche und nördliche Theil, die Schwaben, ei (ai) und ou sagt — also gsai, weib, bour, hous. — Dieser dialektische Unterschied geht nicht zurück auf eine alte Zweitheilung des Stammes, er ist die Folge einer noch jetzt deutlich vorliegenden Entwicklung, die das 13., 14. und 15. Jahrhundert erfüllte. Erst um 1500 siegten in Ulm und Augsburg die neuen Vocale ei und ou über die alten î und û, die in der Schweiz, dem Elsaß und dem anstoßenden Baden noch jetzt erhalten sind.

Die Grenze läuft heute von Baden-Baden auf Tuttlingen und Martinszell südlich von Kempten; aber sie weicht immer mehr nach dem Bodensee zurück.

Die Alamannen zerfielen in etwa 10—20 verschiedene Völkerschaften, die ihre eigenen Könige hatten und durch besondere Namen von einander geschieden waren; so die Buccinobanten, die Lentienses, die Juthungen, die Brisigavi ꝛc. Unter einander nannten sie sich regelmäßig nur mit diesen Sondernamen, nicht mit dem Gesammtnamen. Für die Römer war dagegen der letztere bequemer. In den Kämpfen mit Rom gingen diese Völkerschaften jede ihre eigenen Weg, blieben zu Hause, kämpften eine Nachbarfehde um Salzquellen und Viehherden, während andere mit Rom stritten, oder vereinigten sich mit den Römern gegen die Stammgenossen. Schaaren von Alamannen traten auch dauernd in den römischen Dienst, Edle wie Gemeinfreie, und der König Vadomar hat als römischer Offizier großen Ruhm erworben.

So dehnbar war das Band, welches die Männer an ihren Staat, und namentlich die kleinen Staaten des Stammes aneinander band.

Bundeseinrichtungen gab es nicht, nur in dem gemeinsamen Namen, in Sprache und Sitte, in Sage und Religion kam die Zusammengehörigkeit zum Ausdruck. Alle waren sie Verehrer des Ziu; von dem großen Feste jedoch, das in der alten Heimat alljährlich die Semnonen und die Abgeordneten einer Anzahl ihnen verwandter Völkerschaften vereinigte, findet sich in den neuen Sitzen keine Spur mehr. Jene Feier haftete an dem heiligen Orte: sie ließ sich nicht auf einen beliebigen anderen übertragen, wenigstens nicht ohne einen religiösen Aufschwung, der diesen anderen Ort heiligte. Und das war schwer in einer Zeit, wo man des Sitzes nie recht sicher war, und wo der Glaube der Väter erschüttert ward durch das Eindringen fremder Culte, wo sich ein alamannischer König, der als Geisel lange Zeit in Gallien lebte, in den Serapisdienst einweihen ließ und nach der Rückkehr seinem Sohne den Namen Serapion gab. Tacitus schildert die Semnonen noch als eine Völkerschaft, die auch als eine politische Einheit galt; aber im Laufe der Zeit, unter dem Einfluß der Wanderung, waren ihre Abtheilungen zu selbständig geworden; der auf staatlicher Einheit ruhende Völkerschaftsverband hatte sich in den Stammesverband verflüchtigt, der nur in Sitte, Sprache und Erinnerung haftet.

Im dritten Jahrhundert haben die Alamannen nach jenem ersten Zusammenstoß noch oft mit den Römern gestritten. Besonders furchtbar machten sie sich 259. Da drangen sie verwüstend bis nach Italien. In den folgenden Jahren hielt sie Postumus in Schranken, der sich in Gallien zum Kaiser aufgeworfen hatte; aber um 270 gingen sie wieder über die Donau, durchstürmten Rhätien, überstiegen die Alpen und plünderten Oberitalien. Aurelian erwarb damals viel Ruhm im Kampfe gegen sie; aber er sah sich doch genöthigt, Rom mit einer neuen Mauer zu umgeben.

Nach seinem Tode erneuerten die Alamannen ihre Angriffe, diesmal nach Westen. Der Grenzwall ward durchbrochen, das Zehntland überschwemmt, dann auch der Rhein überschritten und Gallien geplündert in einer Ausdehnung wie niemals vorher. Noch einmal mußten sie jedoch den Raub fahren lassen. Der kräftige Kaiser Probus entriß ihnen 70 Städte, die sie in Gallien besetzt hatten, ging über den Rhein, befreite das Zehntland und stellte die alte Grenze am Pfahl wieder her. 400,000 Germanen will er erschlagen haben.

Aber das war auch der letzte Versuch römischer Herrschaft auf

dem rechten Rheinufer. Bald nach Probus' Tode, 282, kamen die Alamannen in bleibenden Besitz des Zehntlandes. Von Mainz bis an den Bodensee bildete jetzt der Rhein wieder die Grenze zwischen Römern und Germanen, und eifrig wurden nun die alten Warten und Festungen an seinem Ufer wieder ausgebessert, die vernachlässigt waren, solange der Pfahl vertheidigt ward. In die alten Sitze der Alamannen am oberen Main und der Pegnitz rückten damals oder etwas später die Burgunden nach. Sie waren bereits in der Urzeit die östlichen Nachbarn der Semnonen gewesen. Sie saßen also etwa in Posen, als die Semnonen in der Mark wohnten. Ungefähr um die gleiche Zeit wie jene drängten sie nach Süden. Mit Probus kämpften sie an der Donau, und um dieselbe Zeit bestanden sie auch schwere Kämpfe mit den gothischen Völkerschaften, die östlich von ihnen saßen. Um 250 wurden sie von dem Gepidenkönige Fastida geschlagen, der in den Karpathen gebot, und um 290 von den Gothen [1]).

Im vierten Jahrhundert bildete im Großen und Ganzen der römische Pfahl die Grenze zwischen Alamannen und Burgunden. Auch durch Grenzsteine war sie klargestellt; aber an Streit fehlte es darum nicht. Namentlich um einige Salzquellen, etwa bei Schwäbisch-Hall am Kocher oder bei Kissingen, ward oft und heftig gestritten.

Diese Kämpfe bildeten die beste Unterstützung der Römer. Um 370 drang ein auserlesenes Burgunderheer mitten durch das Land der Alamannen bis an den Rhein, um sich mit dem Kaiser Valentinian zur Vernichtung der Alamannen zu vereinen.

Aber Valentinian fehlte am verabredeten Orte und weigerte sich sogar, den Burgunden gegen die wüthenden Alamannen den Rücken zu decken. Es wäre ihm ganz lieb gewesen, wenn es zu einem heftigen Kampfe unter den beiden Völkern gekommen wäre, gleichviel, welches vernichtet ward. Da mordeten die Burgunden alle Gefangenen, ehe sie den Rückmarsch antraten, sei es aus Wuth oder um ihren Troß zu erleichtern. Aber auch solche Erfahrungen wurden rasch vergessen, für Schmuck und Gold konnte Rom die Barbaren immer wieder haben.

Die Alamannen wurden in jenen Jahren von den Römern auf zwei Seiten angegriffen, vom Rhein her und von Italien aus, und

[1]) Zeuß Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, p. 466, führt diese Nachricht des Panegyrikers auf eine Verwechslung zurück; aber seine Argumentation ist nicht zwingend.

zahlreiche Gefangene mußten über die Alpen folgen, am Po römischen Acker bestellen und Rekruten liefern für die Legionen. Endlich lenkte Valentinian auch einen mächtigen Hunnenhaufen auf das Volk; aber trotz alledem konnte er sie aus dem Zehntlande nicht wieder verdrängen. Noch schwerere Verluste hatte ihnen dreizehn Jahre früher Julianus Apostata beigebracht.

In den Wirren, welche der Krieg zwischen dem Kaiser Constantius, dem Sohne Constantins des Großen, und dem Gegenkaiser Magnentius hervorrief, überschritten die Alamannen den Rhein, verheerten Gallien weit und breit und nahmen einen 8 Meilen breiten Strich am linken Rheinufer in festen Besitz, also das ganze Elsaß, die Mosellande und die Pfalz. Da erschien Julianus, trieb sie aus Gallien und schlug bei Straßburg das Heer von sieben Königen 357. Wiederholt ging er über den Rhein und brachte einen Gau nach dem anderen zur Unterwerfung.

Allein alle diese Siege verschafften Rom nur vorübergehend das Uebergewicht.

Wenige Jahre nach solchen Niederlagen brachen die Alamannen wieder nach Gallien ein oder nach Italien. Gerade diese nie versiegende Kraft entsetzte die Römer.

„Es ist ein ungeheueres Volk", schrieb damals Ammianus; „von seinem ersten Auftreten an ist es durch alle möglichen Niederlagen geschwächt; aber so rasend schnell wächst immer eine neue Jugend heran, daß man glauben möchte, sie seien seit Jahrhunderten von keinem Unfall berührt." Dasselbe mußte Ammian unmittelbar darauf von den Burgunden sagen, dasselbe schrieb Nazarius um 320 von den Franken: es gilt von allen Germanen.

So blieb das Zehntland verloren, und auch die Rheingrenze ward nur durch die glänzenden Heldenthaten einiger kräftiger Kaiser behauptet.

Aber sie ward doch schließlich, bis zum Beginn des fünften Jahrhunderts, behauptet.

So oft die Germanen auch im vierten Jahrhundert in Gallien einbrachen, so oft wurden sie zurückgetrieben. In diese Kämpfe griffen von Anfang an die Völker ein, die am Mittelrhein und Niederrhein wohnten, die nördlichen Nachbarn der Alamannen. Seit dem dritten Jahrhundert wurden sie unter dem Namen der „Franken" zusammengefaßt; doch führten die einzelnen Stämme daneben ihre alten oder auch neuen Sondernamen; so die Chamaven, die Sigambrer, die jetzt

auch Salier genannt wurden, die Amsivarier, die Chattuarier und die Bructerer.

Was sie zu dieser Vereinigung trieb, und in welchen Einrichtungen dieselbe zum Ausdruck kam, oder, wenn es solche gemeinsame Einrichtungen nicht gab, wie es kam, daß sie mit einem gemeinsamen Namen genannt wurden, darüber läßt sich nichts sagen.

Es sind zahlreiche Theorien darüber aufgestellt, die aber das Dunkel nicht besser aufhellen als die Sagen, in denen das Mittelalter die Fr nken von den Trojanern ableitete oder von dem Heere Alexanders des Großen. Das aber ist unzweifelhaft, daß sie nicht ein zum Kampfe gegen Rom geschlossener Bund waren.

Seit Chlodwig und seine Söhne alle fränkischen Völkerschaften zu einem großen Reiche vereinigt und den Namen der Franken vor allen anderen berühmt gemacht hatten, seitdem traten die Sondernamen im gewöhnlichen Leben zurück. Nur im Rechtsleben erhielten sie sich. Die Chamaven, die Ripuarier, die Salier u. s. w. bewahrten ihr Sonderrecht. Trotzdem schwand der Gegensatz der Stämme so schnell, daß Gregor von Tours, der 80 Jahre nach Chlodwig schrieb, in seiner Geschichte der Franken die Ripuarier und die Salier nicht mehr von einander unterschied. Im dritten, vierten und fünften Jahrhundert wurden dagegen die Theilstämme oft mit ihren Sondernamen genannt und ihre Verbindung war sehr locker. Jeder kleine Stamm der Franken, ja selbst jeder der kleinen Staaten, in welche die einzelnen Stämme zerfielen, trieb seine Politik auf eigene Hand. Es war wie bei den Alamannen. Während die einen in Roms Gebiet einfielen, stellten die anderen dem Kaiser Hülfstruppen, und viele widmeten sich ganz dem römischen Dienst und kamen darin zu den höchsten Aemtern. So um 354 Silvanus. Er ward zuletzt durch Intriguen zum Aufruhr gedrängt und nahm den Kaisertitel an, ward aber ermordet wie kurz vorher Magnentius, der vielleicht auch ein Franke war und sich 350 zum Kaiser aufgeworfen hatte. Um 389 leitete der Franke Arbogast unter Valentinian II. die gesammte Reichsverwaltung und züchtigte namentlich auch die ripuarischen Franken, die unter zwei Fürsten, Marcomer und Sunno, Gallien geplündert hatten. Im Jahre 392 beseitigte Arbogast den Valentinian und erhob einen gewissen Eugenius zum Kaiser. Thatsächlich herrschte der Franke; aber er faßte sein Regiment nicht als ein Frankenreich, sondern als eine römische Herrschaft. Im Dienste des Kaisers wollte er der Erste sein. Er kämpfte für die Erhaltung der Rheingrenze wie nur je ein Römer.

Als Theodosius der Große gegen ihn heranzog, da ersuchte er freilich sein Heer, durch rechtsrheinische Germanen zu stärken; aber das haben die Gegenkaiser immer gethan, das that er nicht als Germane.

Der Name Franken erscheint in den Quellen zuerst um 240, als ein Schwarm derselben über den Rhein gegangen war und nach längeren Plünderungszügen auf dem Rückwege bei Mainz geschlagen ward. Im Jahre 264 drang ein Haufe durch ganz Gallien, stieg über die Pyrenäen, erstürmte Tarraco und setzte nach Afrika über. Diese Einfälle wiederholten sich noch oft, aber die Rheingrenze ward immer wieder hergestellt.

Um 280 setzte ein Haufe der Franken alle Küsten des Mittelmeeres in Schrecken. Sie waren von Probus in Thracien oder Kleinasien angesiedelt worden, nicht als Gefangene, sondern auf ihren Wunsch. Plötzlich erhoben sie sich jedoch, bemächtigten sich an der Küste des schwarzen Meeres einer Anzahl Schiffe und durchfuhren mit ihnen das ganze Mittelmeer. Hier und dort landeten sie und plünderten; selbst große Städte waren nicht sicher. Syrakus litt schwer, und Karthago hätte fast das gleiche Schicksal erfahren, doch konnte es noch rechtzeitig Truppen herbeiziehen, welche die Bande zurückwiesen.

Da gingen die Franken wieder in die Schiffe und fuhren plündernd weiter, durch die Meerenge von Gibraltar und dann durch den atlantischen Ocean in den Canal. Das tollkühne Wagniß gelang, sie kamen glücklich und beutebeladen in die rheinische Heimat zurück. Vom schwarzen Meere bis in die Nordsee! Mitten durch das römische Weltreich hindurch! Die Römer waren außer sich über diese Frechheit und voll Scham, aber sie konnten den „Räubern" doch auch ihre Bewunderung nicht versagen.

Um 290 faßten die salischen Franken auf der Insel zwischen Waal und Rhein im Gebiete der romanisirten Bataver dauernd Fuß. Constantius Chlorus, Constantin der Große, dann dessen Sohn Constans und der große Julian haben ihnen im Laufe des vierten Jahrhunderts schwere Verluste beigebracht, aber sie nicht wieder vertrieben, und um 350 saßen sie auch schon südlich der Maas. Dagegen von Cleve ab aufwärts blieb die Rheingrenze bis zum Ende des Jahrhunderts erhalten. Wenn auch Cöln 350 und aufs neue 388 von den Franken zerstört ward und ebenso viele andere Städte, der Schrecken der römischen Namens ward stets wieder erneuert und über den Rhein hinausgetragen. Aus den Grenzlanden an der Lippe, Ruhr und Sieg wurden Tausende von Gefangenen nach Gallien geführt.

Die einen warf man in dem Circus zu Trier den wilden Thieren vor, andere wurden als Sclaven verkauft, andere auf den verwüsteten Aeckern als Militärcolonisten angesiedelt, andere in das Heer gesteckt. Zuletzt hat der gewaltige Vandale Stilicho hier die Vertheidigung noch einmal geordnet, dem der Kaiser Theodosius sterbend die Sorge für seine Söhne und das Reich übergeben hatte. Mit einer kleinen Schaar kam er 396 an den Rhein und sicherte ihn durch Verträge mit einzelnen Völkerschaften der Franken. Die alten Fürsten Marcomer und Sunno wurden gestürzt; der eine wurde ermordet, der andere nach Italien geführt, und an ihre Stelle traten Männer, die Stilicho bezeichnet hatte.

Schon wenige Jahre darauf, 402, mußte Stilicho jedoch alle römischen Truppen vom Rhein wegziehen, um Italien gegen die Gothen zu schützen. Da war den Franken allein die Vertheidigung des Stromes überlassen, und gerade jetzt nahten neue Völker, die bis dahin im fernen Osten gesessen hatten: die Vandalen, Alanen, Sueben und die Burgunden. 406.

Die Ripuarier warfen sich den Vandalen entgegen und brachten ihnen große Verluste bei: da ward ihnen von den Alanen der Sieg entrissen, die im entscheidenden Augenblicke auf dem Schlachtfelde ankamen. Ohne Widerstand zu finden, plünderten die Sieger drei Jahre lang Gallien; dann zog die größte Masse nach Spanien, das nun für 70 Jahre der Schauplatz unaufhörlicher Kämpfe ward. Gallien war darum aber nicht erlöst. Ein Theil der Alanen und die Burgunden blieben in Gallien; dazu kamen Schaaren von Franken und Alamannen, die eine solche Gelegenheit zur Plünderung nicht vorübergehen lassen wollten.

Die festen Städte waren ohne Besatzung, und wo sich noch einige Truppen fanden oder die Bürger sich waffneten, da öffneten sich die Germanen die Thore, indem sie in den Dienst eines der drei Usurpatoren traten, die sich in dieser Noth erhoben.

Aus Britannien kam 407 Constantinus mit seinem Sohne Constans. Es war ein gemeiner Soldat gewesen, wußte sich aber unter den schwierigsten Verhältnissen mehrere Jahre zu behaupten, so daß ihn der legitime Kaiser Honorius anerkannte. Er fand eine bedeutende Unterstützung an dem Franken Edobich und dessen Schaaren. Im Jahre 409 erhob sich sein Feldherr Gerontius gegen ihn und machte einen gewissen Maximus zum Kaiser.

Gerontius stützte sich ebenfalls auf germanische Haufen und

machte solche Fortschritte, daß er den Constantin in seiner Hauptstadt Arles belagern konnte. Das war im Jahre 411. Edobich hatte am Rhein ein neues Heer gesammelt und eilte zum Entsatz herbei. Er fand die Lage völlig verändert: ein neuer Gegner war auf dem Kampfplatz erschienen. Im Jahre 411 fühlte sich nämlich Honorius in Italien wieder so weit gesichert, daß er ein Heer nach Gallien senden konnte, die Usurpatoren zu vertreiben. Daß er Constantin anerkannt hatte, hinderte ihn nicht. Diesem Heere begegnete Edobich; aber er ward geschlagen, auch Gerontius mußte flüchten und Constantin sich ergeben. In Mainz hatte sich unterdeß Jovinus erhoben, gestützt auf Alanen und Burgunden. Die Entscheidung zwischen ihm und dem Heere des Honorius brachten die Westgothen, die damals unter Athaulf aus Italien nach Gallien kamen.

Athaulf hielt anfangs zu Jovinus, dann wurde er für Honorius gewonnen und erstürmte Valence, wohin sich Jovinus geflüchtet hatte. Bald darauf sandte der römische Feldherr den Kopf des Jovinus und seines Bruder Sebastianus an den Kaiser nach Ravenna. Weder die Frömmigkeit des Hofes noch die ausgebildete Etikette hinderten solche barbarische Siegesbülletins.

In dieser Verwirrung haben die Germanen in Gallien festen Fuß gefaßt. Gleichzeitig drangen sie über den Rhein und aus Italien in das Land. Die salischen Franken dehnten ihr Gebiet südlich der Maas bis nach Tongern und Arras aus, und die Ripuarier besetzten am linken Rheinufer einen breiten Strich bis Mainz hinauf. Um 428 wurden sie durch Aëtius noch einmal von dort vertrieben, aber nur für kurze Zeit, dann gewannen sie das Land dauernd und germanisirten es. Den Burgunden räumten die Römer 413 einen Theil des linken Rheinufers durch förmlichen Vertrag ein, sei es, daß sie ihn bereits besetzt hatten oder jetzt erst besetzten. Es war dies wohl der Preis, für den sie den Jovinus fallen ließen; denn gleich darauf erfolgte dessen Katastrophe.

Die Bedingungen des Vertrages sind nicht überliefert. Wahrscheinlich übernahmen die Burgunden wie einst die Franken die Verpflichtung, an dieser Stelle weitere Germanenschaaren abzuwehren. Aber eins ist deutlich: dies war keine Uebersiedelung von Germanen wie die Verpflanzung der Sigambrer durch Tiberius, der Sarmaten durch Constantin u. s. w. Die Burgunden blieben, was sie waren, ein selbständiges Volk. Sie behielten auch ihre alten Sitze am rechten Ufer, sie dehnten sie nur auf das linke aus.

Dies ist das sagenberühmte Reich des Königs Gunther in Worms; dort hausten die Recken, die im fernen Hunnenlande Kriemhildens Rache zum Opfer fielen. Die Geschichte aber weiß von diesem Reiche nichts als die fürchterliche Schlacht vom Jahre 437, durch welche es zu Grunde ging. Doch davon ist in einem andern Zusammenhange zu handeln.

In dieser Zeit ging endlich auch die Rheingrenze oberhalb Mainz und Worms verloren. Die Alamannen besetzten das Elsaß und die nördliche Schweiz, die sie heute noch innehaben. In welchem Jahre es geschah, ist nicht überliefert. Ein Vertrag wie mit den Burgunden ist mit ihnen nicht geschlossen: die Lande gingen durch einfache Eroberung verloren. Ueber die staatlichen Bildungen, die hier entstanden, ist ebenfalls nichts bekannt; in die Geschichte traten die Alamannen erst wieder ein, als sie 496 von den Franken unterworfen wurden. Alle diese Grenzlande Galliens sind im Laufe des Jahrhunderts völlig germanisirt, schon um 470 ward hier nur noch von Wenigen lateinisch gesprochen.

Die gothische Wanderung.

Die Gothen gehören zu der großen gothisch-vandalischen Völkergruppe und saßen theils in Skandinavien, theils auf dem Festlande in Posen und Preußen. Auf beiden Ufern der Ostsee zerfielen sie in Ost- und Westgothen [1]).

[1]) Man hat behauptet, die Gothen Skandinaviens seien ein ganz anderes Volk als die Gothen des Festlandes. Auch Zeuß (die Deutschen und ihre Nachbarstämme p. 158) sagt es. Aber es geschieht ohne jeden Grund. In solchen Dingen ist Jordanis Aussage eine Autorität, bis wir die Unrichtigkeit derselben erweisen können.

Zeuß ist zu seiner Behauptung offenbar durch das Verlangen geführt, jede Möglichkeit einer Benutzung der gothischen Wandersage abzuschneiden.

Ich stehe nicht an, auch diese Wandersage des Jordanis zu benutzen.

Man hat dagegen eingewendet: die Gothen sind aus Asien gekommen, nicht aus Skandinavien. Ganz richtig; aber die Wandersage handelt nicht von der Wanderung nach Germanien, sondern von der Wanderung aus Germanien. Die Einwanderung der Germanen aus Asien bleibt davon unberührt.

Jordanis-Cassiodor schöpfte die Sage aus Liedern und verband sie mit Angaben des Chronisten Ablavius. An diesen Ursprung erinnert mancher Zug. So nennt er die Rugier Ulmerugi, d. i. Holmrugier = Inselrugier, wie die Rugier in der Scaldensprache genannt zu werden pflegten. Zweifellos ist übrigens, daß die Heruler, die doch sehr stark an der Völkerwanderung betheiligt waren, aus Skandinavien kamen.

Weshalb will man also zweifeln, daß auch die Gothen Skandinaviens Theil nahmen?

Um 150 saßen die Gothen des Festlandes noch in ihren alten Grenzen; bald darauf aber verließen sie diese Heimat, um mehr als zwei Jahrhunderte hindurch das römische Reich zu bedrängen und zu durchziehen.

Den Anstoß erhielten sie dazu von ihren Stammgenossen in Skandinavien.

Unter dem Könige Berig landete eine Schaar derselben an der Ostseeküste, vertrieb die Rugier, welche dort saßen, und schlug dann die Vandalen in Schlesien. Das gab wahrscheinlich den Anstoß dazu, daß ein Theil derselben die Heimat verließ und um 170 an der Donau erschien, Land fordernd von den Römern. Auch die anderen Germanen, welche damals in dem sogenannten Markomannenkriege die Donaulinie bestürmten, sind vielleicht durch diese Ausbreitung der Gothen dazu gedrängt.

Ob und wie sich die Ankömmlinge mit den Festlandsgothen verbanden, und wie das Massenverhältniß derselben war, ist nicht zu sagen. Sie blieben in den neugewonnenen Sitzen etwa ein Menschenalter: da reichte ihr Gebiet für die wachsende Volksmenge nicht mehr aus, und das Volk faßte unter dem vierten Nachfolger des Berig, dem Könige Filimer, den Beschluß, nicht einen Theil zur Auswanderung zu nöthigen, sondern in gesammter Masse eine neue Heimat zu suchen.

Sie zogen an den Nordrand des Schwarzen Meeres und kämpften hier um 214 zum ersten Male mit den Römern. Das an sich unbedeutende Treffen war der Anfang eines sechzigjährigen Kampfes. Genauere Kunde fehlt, aber jede Nachricht meldet von Verwüstung und Plünderung.

Auch das Meer hinderte die Gothen nicht. In Fischerkähnen und ähnlichen kleinen Fahrzeugen trotzten sie seinen Gefahren, und so bot es ihnen tausend Angriffspunkte. Da gingen die reichen Städte Thraciens, Griechenlands und Kleinasiens in Flammen auf, und schaarenweise sind die Einwohner getödtet und fortgeschleppt.

„Im Kampf mit den Barbaren sind die beiden Decier gefallen, der Vater wie der Sohn; die Städte Pamphyliens sind belagert, viele Inseln verwüstet, Macedonien mit Feuer verheert; der ganze Haufe belagerte Thessalonich, dann Cyzicus; erobert wurde Anchialos und zur selben Zeit Nicopolis, die Stadt, welche der Kaiser Trajan einst zur Erinnerung seiner Siege über die Dacier gegründet hatte. Nach unzähligen Schlachten, die bald verloren, bald gewonnen wurden,

ward Philippopel dem Erdboden gleich gemacht, und wenn die Chroniken die Wahrheit sagen, so wurden dabei 100,000 Menschen gemordet. Dann streiften die Barbaren ungehinderter als je durch Thessalien und Epirus, bis der ruhmreiche Claudius und der gewaltige Aurelian sie zur Ruhe brachten (270). In den folgenden Jahrhunderten brach nur dann und wann einmal eine Raubschaar in die Grenzlande ein, und regelmäßig zu ihrem eigenen Verderben".

So schildert Ammian Marcellin jene Zeit, der 100 Jahre später die Erneuerung des schrecklichen Schauspiels erlebte.

Die Gothen waren nicht immer siegreich, sie haben wiederholt die furchtbarsten Niederlagen erlitten. Nach der Schlacht bei Naissus an der Morawa 269 schrieb der Kaiser Claudius: „Dreihundertundzwanzig Tausend Gothen habe ich vernichtet, auch ihre 2000 Schiffe versenkt. Die Flüsse sind mit Schilden bedeckt und das ganze Küstenland mit Schwertern und Lanzen. Man kann den Boden nicht sehen vor der Masse der Leichen. Kein Weg ist zu finden. Verlassen steht ein ungeheuerer Troß von Wagen und Karren. So groß endlich ist die Menge der Weiber, daß sich jeder Soldat meines siegreichen Heeres zwei oder drei aneignen kann".

Dieser Brief ist ein Siegesbülletin, das auf die Stimmung wirken soll. Dreihundertundzwanzig Tausend Mann zählte nach einem anderen Briefe das gesammte Heer der Gothen, Gepiden, Heruler &c., das die Donau überschritten hatte. Es müßte schlechthin Niemand entkommen sein. Aber fürchterlich war das Gemetzel allerdings, und dies war nicht die einzige Niederlage.

Allein der Zuwachs ersetzte immer wieder den Verlust. Die Germanen schienen unausrottbar. Die Römer wurden deshalb auch nicht übermüthig durch jenen Sieg; vielmehr überließ der Kaiser Aurelian, der Nachfolger des Claudius', gerade in dem Jahre nach jener Schlacht den Gothen das ganze so hartnäckig umstrittene Gebiet jenseit der Donau. Er forderte die Bewohner auf, das Land zu verlassen, und zog die Besatzungen aus den Festungen: Rumänien, Siebenbürgen und das Land zwischen Theiß und Donau hörten auf, eine römische Provinz zu sein. Auch der Name wechselte, man nannte es Gothia, und die Donau war fortan die Grenze des römischen Reiches. Es war der gewaltige Krieger Aurelian, der sich dazu entschloß.

„Hand am Schwert" nannten ihn die Soldaten, als er noch Tribun war, und erzählten Wunderdinge von seiner Tapferkeit. Im Sarmatenkriege habe er an einem Tage 48 Barbaren mit eigener

Hand getödtet, im Ganzen aber über 950. Von den Soldaten kam die Kunde ins Volk, und die Knaben sangen davon ein Lied beim Soldatenspiel:

Tausend, Tausend, Tausend, Tausend, Tausend habe ich erschlagen,
Ich allein, ich habe Tausend, Tausend, Tausend Mann erschlagen,
Tausend, Tausend Jahr soll leben der, der Tausend, Tausend schlug;
So viel Wein im Faß hat Keiner, als der Eine Blut vergoß.

So furchtbar er sich den Feinden machte, so streng hielt er die Soldaten im Zaum. Er war eines Bauern Sohn aus den Donaulanden, hatte von unten auf gedient und wußte, was Noth that.

„Willst du Tribun sein, ja wenn du überhaupt am Leben bleiben willst," schrieb er seinem Stellvertreter, „so halte die Soldaten in Zucht. Niemand raube auch nur ein Huhn oder ein Ei, Niemand reiße eine Traube vom Stock oder zertrete die Saat. Keiner fordere Salz, Oel oder Holz, jeder sei zufrieden mit seiner Lieferung. Von der Beute bereichere sich der Soldat, nicht von den Thränen der Bürger. Die Waffen müssen rein, das Eisen muß geputzt, das Schuhwerk stark sein. Er gehe proper, verthue seinen Sold nicht in der Kneipe, sondern bewahre ihn in seinem Gürtel. Am Arme glänze die Kette und am Finger der Ring. Er striegele das Saumthier und verkaufe das Futter nicht. Einer diene dem andern. Wer erkrankt, soll von den Aerzten unentgeltlich behandelt werden; aber an die Wahrsager sollen sie ihr Geld nicht wegwerfen. In den Quartieren halte sich jeder anständig, und wer Streit anfängt, soll mit Schlägen bestraft werden".

Fünf Jahre kaum, 270—275, war Aurelian Kaiser; aber in diesen fünf Jahren hat er an der Donau mit den Gothen gestritten, am Po mit den Alamannen, in Gallien mit einem Usurpator, in Aegypten einen Aufstand gebändigt und in Syrien die stolze Zenobia besiegt, ihre feste Stadt Palmyra erstürmt und die zahllosen Schaaren der Araber und Perser zerstreut, die ihr zu Hülfe zogen. Eben war er von diesem syrischen Feldzuge wieder in Europa angelangt, da kam die Nachricht, daß die Palmyrener den Vertrag gebrochen und den Aufstand erneuert hätten. Sofort kehrte er um und strafte die Stadt mit furchtbarer Strenge. Er achtete weder Entfernung noch Ermüdung. Von einem Ende des Reiches eilte er zum andern, immer kämpfend, strafend, sichernd und in allen Kämpfen schließlich siegreich. Sein Triumphzug zeigte den Römern die mit Gold und Edelsteinen in zierlichster Kunst geschmückten Hofwagen aus Palmyra

und das einfache, von vier gezähmten Hirschen gezogene Gefährt eines gothischen Königs. Die gelehrte Königin Zenobia ging in dem Zuge, mit goldenen Ketten gefesselt, und zehn gothische Weiber, die in Männertracht im Männerkampfe mitgestritten hatten. Aus allen Enden der Erde brachte er die Zeugen seiner Siege, er war in Wirklichkeit der Erneuerer des römischen Reiches.

Und dieser gewaltige Held entschloß sich dazu, den Gothen das linke Donauufer preiszugeben. Kein Zweifel, daß es nicht zu behaupten war. Trotz jener Niederlagen waren die Gothen gefährliche Gegner, und — was die Entscheidung gab — gleichzeitig drängten die Franken und Alamannen am Rhein und in den Alpen. Der Entschluß war segensreich.

Die Gothen und die anderen Barbaren hatten nun wieder anerkannte Wohnsitze. Es war die Möglichkeit gegeben für ein geregeltes Zusammenleben mit den Römern. An Kämpfen hat es auch in der Folgezeit nicht gefehlt; aber ein Kampf um die Existenz erneuerte sich erst 100 Jahre später, als die Gothen von den Hunnen aus jenen Sitzen vertrieben wurden, welche ihnen Aurelian zugestanden hatte, und auf Grund eines Vertrags mit Valens die Donau überschritten.

In Siebenbürgen saßen die Vandalen, nördlich von ihnen in den Karpathen die Gepiden, östlich von den Vandalen am Pruth, Bug und Dnjestr die Westgothen oder Therwingen, östlich davon die Ostgothen oder Greutungen. Daneben und dazwischen saßen Thaifalen, Jazygen, Heruler, Carpen, Bastarnen und andere Stämme oder vielmehr Bruchtheile von Stämmen. Näher lassen sich ihre Grenzen nicht bestimmen, und sie wechselten auch oft genug bei den beständigen Kämpfen. Wiederholt kamen Besiegte und Vertriebene an die Donaulinie und baten um Aufnahme.

So siedelte Probus (281) hunderttausend Barbaren in Thracien an und hatte an ihnen lange Zeit zuverlässige Bauern und tapfere Soldaten.

Unglücklicher war er mit neuen Schwärmen von Gepiden, Ostgothen und Vandalen. Sie verließen bald wieder die zugewiesenen Aecker und zogen plündernd durch das Land, bis sie von dem Kaiser theils zusammengehauen, theils über die Donau zurückgetrieben wurden.

Diocletian bildete seine Leibwache aus den Schaaren eines unbekannten Volkes, das vor den Gothen über die Donau floh, und Constantin nahm 300,000 Sarmaten auf, welche zwischen Theiß und

Donau gesessen hatten. Nach verlustreichen Kriegen mit den Gothen und mit den Römern mußten sie vor ihren eigenen Sclaven flüchten, denen sie in der Noth Waffen gegeben hatten.

Constantin siedelte diese Masse nicht in einer einzigen Landschaft an, sondern vertheilte sie vorsichtig durch alle Provinzen. Einen Haufen traf der Dichter Ausonius auf seiner Moselreise an. Im Jahre 337 flohen die Vandalen vor den Gothen aus Siebenbürgen. Ein großer Theil des Volkes war erschlagen; der Rest erhielt auf seine Bitte Land in Pannonien, westlich der Donau. Es waren das sicher nicht weniger als 100,000 Köpfe.

Die Donau war mit Posten, Burgen und Schiffen so wohl bewacht, daß die Barbaren sie nicht überschreiten konnten, wenn die Befehlshaber ihre Schuldigkeit thaten. Das geschah freilich nicht immer. Sie entließen Soldaten auf Urlaub oder hatten einen Theil der Mannschaft überhaupt nur auf dem Papier, um den Sold in die eigene Tasche zu stecken. Andere ließen sich kaufen und öffneten den Barbaren den Weg über den Strom oder machten gemeinsame Sache mit ihnen. So mußte Diocletian in den neunziger Jahren die Gothen zurücktreiben, dann aber schloß er Verträge mit ihnen, wie etwa die Engländer heute mit den Stämmen in dem Alpenlande zwischen Indien und Afghanisten. Er zahlte ihnen „jährliche Geschenke", und sie stellten ihm Hülfstruppen, mit denen er die vielgefeierten Siege über die Perser gewann. Gehoben durch diese Siege hielt Diocletian die Zahlungen an die Gothen zurück, aber sie blieben trotzdem ruhig und auch dann, als er 305 abdankte, und nun über zehn Jahre lang ein wechselvoller Bürgerkrieg das Römerreich verheerte.

Diocletian überschritt auch die Donau wieder, besiegte die Carpen, die vielfach die Genossen der gothischen Raubzüge gewesen waren und verpflanzte sie als Militärcolonisten auf wüste Strecken der Grenzprovinz. Gleicherweise ging Constantin über die Donau und zwar noch ehe es ihm gelungen war, alle seine Rivalen zu beseitigen. In einem dreijährigen Krige züchtigte er die Sarmaten in den Pusten zwischen der Theiß und der mittleren Donau für ihre Plünderungszüge nach Pannonien. Gleich darauf aber — 322 — brachen an der unteren Donau die Gothen über die Grenze. Constantin trieb sie zurück und zwang sie, die Beute herauszugeben und die Kinder ihrer Großen als Geißeln zu stellen.

Zugleich schloß er mit ihnen einen Vertrag über die Stellung von Hülfstruppen, und in dem damals ausbrechenden Kampfe mit

Licinius, der über die Weltherrschaft entschied und die auf Jahrhunderte hinaus der Welt die Wege weisende Regierung Constantins begründete, leisteten ihm 11,000 Gothen unter ihrem Könige Aquilaca wesentliche Dienste.

Trotzdem mußte er neuer Raubzüge des unter viele selbständige Häuptlinge zersplitterten Volkes gewärtig sein, und noch in demselben Jahre erließ er deshalb die strengsten Gesetze über die Grenzwacht. Mit dem Feuertode bedrohte er jeden, der den Barbaren den Einbruch ermögliche, und ein anderes Gesetz von demselben Tage (28./4. 323) verdammte jeden Commandanten zur Confiscation seines Vermögens, der unter irgend einem Vorwande Soldaten auf Urlaub entlasse, auch wenn in der Zeit kein Einfall der Barbaren erfolge. Er baute ferner neue Castelle, eins auch auf dem gothischen Ufer, und schlug eine Brücke über die Donau.

Mösien blieb seitdem wirklich geschützt. Auf der Westgrenze des den Barbaren von Aurelian überlassenen Gebietes kam es dagegen noch einmal zu einem schweren Kriege. Die Gothen bedrängten um 332 die Sarmaten zwischen Theiß und Donau. Auf ihre Bitte sandte ihnen Constantin seinen Sohn zu Hülfe, und dieser schlug die Gothen und trieb sie so in die Enge, daß 100,000 vor Kälte und Hunger zu Grunde gegangen sein und die Ueberlebenden sich dazu verstanden haben sollen, die Oberhoheit des Kaisers anzuerkennen. Constantin rühmte sich, die Provinz Dacien wiedergewonnen zu haben, und verfügte darüber in seinem Testamente. Allein die römische Verwaltung nahm von dem Gebiete jenseit der Donau nicht wieder Besitz, und für die römischen Schriftsteller blieb hier das Land Gothia. Immerhin hat aber Constantin es doch verstanden, die Stellung Roms an der Donau nicht nur zu behaupten, sondern neu zu kräftigen. Dazu halfen ihm auch sanfte Mittel. Zahlreiche Gothen nahm er in seinen Dienst und fesselte sie durch Ehren und Geschenke an sich. Einem ihrer Fürsten ließ er in Constantinopel eine Statue errichten, und einen anderen machte er zum Consul.

Aehnlich blieb es in der folgenden Zeit bis zu der Katastrophe von 376. Die Römer mußten auf die Donaugrenze ein wachsames Auge haben; aber sie waren völlig im Stande, sie zu behaupten, zumal es selten an Kämpfen unter den Germanen selbst fehlte.

Das mächtigste Volk waren die Gothen, aber sie bildeten keine staatliche Einheit. Einmal zerfielen sie in Ost- und Westgothen, die nicht viel enger miteinander verbunden waren, als etwa mit den

Gepiden, und meist zerfielen jene Hauptstämme wieder in mehrere Staaten. Wie die Alamannen, so galten wohl auch die Gothen den anderen Völkern gegenüber als eine Einheit; aber wir hören von keiner politischen und von keiner religiösen Ordnung, in welcher die Einheit des ganzen Stammes oder auch nur jedes der beiden Theilstämme, Westgothen und Ostgothen, regelmäßig zum Ausdruck gekommen wäre. Wenn die Westgothen einmal gemeinsam handelten, so geschah das auf Grund besonderer Beredungen, welche die Römer wohl als eine Verschwörung, ein Bündniß bezeichneten. Gentem Gothicam conspirare in unum sagt Ammian einmal.

Die Raubzüge des 3. Jahrhunderts machten sie in Gemeinschaft mit den benachbarten Barbaren, den Carpen, Gepiden, Burgunden, Herulern, Sarmaten, Thaifalen, Bastarnen, gleichviel ob sie Germanen waren oder nicht.

Meist wurden diese Züge zwar nach den Gothen benannt, aber nur, weil sie die Hauptmasse oder die Führer stellten. Schwerlich waren auch nur ein einziges Mal alle Theile der Gothen zu einem solchen Zuge vereinigt. Bald erhob sich dieser, bald jener Theil dazu und war dann für die oft beträchtliche Dauer des Zuges mit den Carpen, Bastarnen oder wer sonst den Zug mitmachte, in näherer Verbindung als mit den Gothen, welche daheim blieben.

Sie zogen aber nicht als flüchtige Raubschaaren, sondern regelmäßig als wandernde Völker mit Weib und Kind; auch das Geräth und die Heiligthümer, dann das Zelt oder gar die heiligen Hausbalken führten die Wagen mit.

Einzelne Haufen blieben zurück, wo sie gerade die Umstände zur Siedelung einluden. Ohne Schwierigkeit verließen sie die alte Volksgemeinschaft und traten mit den fremden Genossen der Fahrt oder neuen Gefährten zu einer eigenen Volksgemeinde zusammen. Bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts waren jedoch solche Abzweigungen ohne Bedeutung: die Masse der Gothen verharrte zwischen Don und Donau.

Wesentlich anders ist freilich das Bild, welches Jordanis, der am Ende des 6. Jahrhunderts die Geschichte seines Volkes schrieb, von den Zuständen des 3. und 4. Jahrhunderts entwirft.

Nach ihm hätten die Gothen von Berig und Filimer ab bis auf Ermanrich ein großes Volk gebildet, geleitet von Königen, die einander ohne Unterbrechung folgten; allein Jordanis stand ganz unter dem Einfluß der Gedanken, die in dem Kreise des großen

Theodorich unter dem Eindruck seiner Erfolge und seiner Pläne ausgebildet waren, und unter dem gleichartig wirkenden Einfluß der römischen Literatur.

So gewannen die Begriffe von Staat und Volk in seinem Kopfe eine ganz andere Stärke und Bestimmtheit, als sie im 3. und 4. Jahrhundert hatten, wo sich noch wie in der Urzeit jeder Einzelne und jede Abtheilung gleichmüthig von dem Volke loslöste, wenn ihm Ruhm und Beute winkten oder ein Rival ihn kränkte.

Dem Jordanis war es Glaubenssatz, daß der Stamm der Gothen ein geschlossenes Ganze bilden und mit ungetheilter Kraft handeln müsse. Diese ideale Auffassung trug er in die ältere Geschichte hinein, was um so leichter ging, da er von ihr nichts wußte, als was die Notizen der Römer über die Raubzüge und einige heimische Sagen und Lieder meldeten. Bei dem Könige Ermanrich um 350 mehrten sich die Nachrichten etwas, und alsbald mußte er auch seine schöne Dichtung einschränken: er konnte ihn auf keine Weise zum Könige aller Gothen machen.

Ermanrich war nur ein König der Ostgothen, ursprünglich vielleicht auch nur eines Theils derselben, und die Ostgothen der Krim scheinen sogar immer unabhängig von ihm geblieben zu sein. Er unterwarf dann aber die umwohnenden Stämme, theils germanischen, theils slavischen und finnischen Ursprungs.

Ihre Namen füllen die Lande vom weißen Meere und der Ostsee im Norden bis zum Asow'schen Meere im Süden; doch war es nur ein loses Band, das sie an ihn knüpfte.

Die Westgothen blieben auch jetzt ganz für sich, in mehrere kleine Staaten zersplittert, theils unter Königen, theils unter Richterfürsten. So regierte Ermanrich viele Jahre, und obwohl er sich mit den Römern wahrscheinlich niemals unmittelbar berührte, drang doch der Ruhm seiner Thaten zu ihnen. Ihre Rhetoren verglichen ihn mit Alexander dem Großen, und daheim erhob sich sein Geschlecht über alle rivalisirenden Familien. Die Amaler waren fortan das königliche Geschlecht der Ostgothen.

Ermanrichs Reich zerfiel mit seinem Tode. Nicht die Hunnen haben es zerstört. Die unterworfenen Stämme machten sich zwar frei, als Ermanrich den Hunnen erlag; aber die Ostgothen hätten unter den Hunnen Ein Reich unter Einem Könige bilden können, wenn sie gewollt hätten. Der Hunnenkönig Balamber begnügte sich mit der Anerkennung der Oberhoheit und gewissen Leistungen. Sie

haben es nicht gethan oder doch nur in unvollkommener Weise. Von den 80 Jahren, welche von Ermanrichs Tode bis zu Theodorichs Geburt verflossen, hatten die Ostgothen 40 Jahre lang keinen König, und in den andern 40 Jahren, welche theils, vor theils nach jener königlosen Periode liegen, hatten sie zum Theil zwei oder drei Könige neben einander, und bedeutende Bruchtheile gingen daneben immer ganz eigene Wege.

Die Zersplitterung hatte den höchsten Grad erreicht, als sich Theodorich der Große erhob und nach lange Zeit vergeblichen Anstrengungen einen größeren Theil dieser Bruchstücke zu einer neuen Einheit zusammenfaßte. Er war gewissermaßen der Gründer des Volkes, das er nach Italien führte.

Die Westgothen machten denselben Prozeß durch, aber 100 Jahre früher. Von den Hunnen über die Donau gedrängt, steigerte sich ihre Zersplitterung, bis dann Alarich einen Theil des Volkes wieder sammelte und einer großen Geschichte entgegenführte, unter deren Druck er sich zu wahrer staatlicher Einigung zusammenfügte.

Zweites Buch.

Zustände.

Erstes Capitel.

Das Land. Das Volk, seine Zahl und Gliederung.

Die ältesten Nachrichten zeigen die Germanen zwischen Weichsel und Rhein, also im Osten und Westen ungefähr in denselben Grenzen, welche heute die Deutschen innehaben. Südlich aber saßen sie nur bis zum Main. Im Süden und Westen grenzten sie an die Kelten, im Osten an die Slaven, beides Barbarenvölker wie die Germanen selbst. Im Norden erfüllten sie auch die cimbrische Halbinsel, die dänischen Inseln und einen Theil Skandinaviens.

Das Land hatte im Wesentlichen dieselbe Gestalt wie heute. Nur waren die Inseln der Nordsee von Texel bis Rottum und dann weiter von Borkum bis Wangeroog größer als jetzt und hingen zum Theil auch noch untereinander oder mit dem Festlande zusammen. Ferner waren die tiefen Busen des Zuydersees, des Dollart und der Jahde noch nicht gerissen, und Elbe und Eider vereinigten sich vielleicht noch vor dem Einfluß in das Meer.

Die Flüsse hatten ungeregelten Lauf. Breiter als jetzt begleitete sie sumpfiger Anger und Gebüsch; aber die nördliche Ablenkung war schon vollzogen, durch welche die großen Ströme der norddeutschen Tiefebene ihren alten nord-westlich gerichteten Unterlauf mit ihrem heutigen nördlichen vertauschten. Die Weichsel floß also schon nicht mehr in die Netze, die Oder nicht mehr in die alte Oder.

Die Wälder waren dicht und von großer Ausdehnung, aber zwischen ihnen auch schon weite Flächen für Wiese und Acker gelichtet; denn ohne Kunst und ohne Sorgfalt wurden sie bestellt und lieferten doch Nahrung für mehrere Millionen kräftiger Menschen.

Nach Cäsars Bericht hatten allein die Sueben-Chatten um 50 v. Chr. 200,000 streitbare Männer, also etwa 800,000 Köpfe, und die Tencterer und Usipeter 430,000 Köpfe. Cäsar hatte nun allerdings ein Interesse daran, die Zahlen möglichst groß anzugeben, und in seinen Bülletins war er wenig bedenklich in der Wahl der Ausdrücke; allein alle anderen Nachrichten geben ähnliche Vorstellungen von der Masse der Germanen. Der kundige Ammianus Marcellinus ist förmlich entsetzt über die trotz aller Verluste in furchtbaren Schlachten immer aufs Neue zahllosen Schaaren der Burgunden, Gothen und Alamannen.

Und dann, hätten wohl die Römer 100,000 Mann am Rhein gehalten, wenn nicht schon die westlichen Germanen, mit denen sie in den ersten zwei Jahrhunderten allein zu thun hatten, viele Hunderttausend waffenfähiger Männer gezählt hätten? Die Germanen hatten schlechte Waffen, fochten ohne Ordnung und ließen sich beständig gegeneinander gebrauchen; trotz ihrer Tapferkeit waren sie daher den Legionen nur in der Ueberzahl gefährlich. Die Bevölkerung muß also mehrere Millionen umfaßt haben. Alte Leute gab es wenig, die durchschnittliche Lebensdauer war bedeutend kürzer als heute. Die kleinen Kinder starben massenhaft, und nur Wenige entgingen länger als funfzig Jahre den tausend Gefahren des beständigen Kriegslebens. Die meisten starben in der Blüthe der Jahre; aber die Jahrgänge von dem zehnten bis zu dem dreißigsten Jahre waren desto zahlreicher. Etwa der vierte Theil der Bevölkerung bestand aus wehrhaften Jünglingen und Männern.

Die Germanen zerfielen in sehr zahlreiche, politisch nicht zusammenhängende Gruppen. Sie hatten nicht einmal einen gemeinsamen Namen. Germanen sind sie von ihren Nachbarn genannt; sie selbst hatten kein Bedürfniß, alle Völker ihres Stammes mit einem Worte zu benennen. Nur in der Schöpfungssage von Mannus, dem ersten Menschen, und seinen drei Söhnen, den Stammvätern der drei großen Abtheilungen des Germanenvolkes, der Erminonen, Ingävonen und Istävonen, bewahrten sie eine Vorstellung von der Einheit ihres Volkes und davon, daß gewisse Gruppen der zahlreichen Völkerschaften als Nachkommen desselben Sohnes des Mannus einander näher verwandt seien.

Aber schon zu Tacitus' Zeit war diese Dreitheilung nur noch eine Sage ohne praktische Bedeutung, und die römischen Schriftsteller konnten nichts Bestimmtes darüber erfahren, welche Stämme zu der

einen oder anderen Abtheilung gehörten. Die widersprechenden Angaben verarbeiteten sie zu widersprechenden Theorien, aus denen nun die modernen Forscher mit rücksichtsloser Combinationsgabe immer neue producirten.

Kaum weniger zweifelhaft ist, wie viel Stämme und welche Stämme man in der historischen Zeit seit Tacitus zu unterscheiden hat. Man weiß wohl, daß Ostgothen, Westgothen, Gepiden, Thaifalen und Vandalen einander nahe verwandt waren, und so lassen sich noch einige Gruppen zusammenstellen; aber sehr bald kommt man auf das Gebiet der Vermuthungen. Nicht einmal von den bekannten Cheruskern z. B. läßt sich sagen, ob sie einen Stamm für sich bildeten, oder ob und mit welchen Völkerschaften sie zu einem Stamme gehörten, und ob diese Zusammengehörigkeit in irgend welchen religiösen oder politischen Einrichtungen ihren Ausdruck fand, oder nur in gemeinsamer Sprache, Sage und Sitte.

Der Gang der deutschen Geschichte führte nicht dazu, daß die alten Stämme, deren Zusammenhang auf gemeinsamer Abstammung beruhte, ihre lose Verbindung zu staatlicher Gemeinschaft verdichteten, so daß also an Stelle der einzelnen kleinen Völkerschaften die Stämme Träger des politischen Lebens geworden wären.

Man pflegt zwar die germano-romanischen Reiche des fünften, sechsten und siebenten Jahrhunderts Stammesstaaten zu nennen, und dieser Name weckt leicht jene irrige Vorstellung. Aber keiner derselben ist von einem der alten Stämme gegründet, alle sind getragen von einer einzelnen Völkerschaft oder vielmehr nur von einem Bruchtheile einer solchen Völkerschaft. Nicht der große gothische Stamm gründete ein Gothenreich, sondern die Westgothen in Gallien, die Ostgothen in Italien, die Vandalen in Afrika. Und die anderen Völkerschaften des Stammes sind wieder noch andere Wege gegangen. Dabei hatten sich von den Westgothen vorher wiederholt große Abtheilungen abgezweigt, ebenso von den Ostgothen, und als das Vandalenreich in Afrika auf der Höhe seiner Macht war, lebte ein Theil der Völkerschaft noch in der pannonischen Heimat. Ohne Ausnahme haben sie dabei Bruchtheile von anderen Stämmen, auch Nichtgermanen, in ihren Verband aufgenommen und bei längerer Dauer mit sich verschmolzen. Der König der Vandalen nannte sich sogar König der Vandalen und Alanen. Unter dem Einfluß der verschiedenen Schicksale, welche die Theile eines Stammes erfuhren, verschwand die alte Gemeinschaft, erwuchsen die Völkerschaften zu neuen

Stämmen. So verschwand der Name der Lugier, den Tacitus gebraucht, und statt dessen wurden die Namen der Abtheilungen — Vandalen und Buren — üblich. Eine Zeit lang schien es sogar, als würden aus den Vandalen wieder zwei selbständige Völker und künftige Stämme hervorgehen, die Asdingen und Silingen. Da wurden die Silingen zum großen Theil vernichtet, und der Rest mußte seine Zuflucht zu den verwandten Asdingen nehmen, deren Staat dann den gemeinsamen Namen Vandalen bewahrte, welcher vorher öfter mit Asdingen gewechselt hatte.

Diese Entwickelung der deutschen Geschichte hat dazu beigetragen, die alte Stammeseintheilung vergessen zu machen. Und auch in der Urzeit hat es an Einrichtungen gefehlt, in denen die Stammesverwandtschaft und Stammesgegensätze zu scharfem Ausdruck kamen. Dagegen kämpften die stammverwandten Völkerschaften ebenso häufig gegeneinander wie die stammfremden. Die Semnonen und ihre Verwandten feierten alljährlich ihrem Gotte Ziu ein gemeinsames Opferfest, bildeten also eine Cultgenossenschaft nach Art der griechischen Amphiktionien. Dergleichen kennen wir noch drei: die Völker an der Lippe, welche die Tanfana verehrten, die Verehrer der Nerthus, der Mutter Erde, deren Heiligthum auf einer der holsteinischen oder dänischen Inseln lag, und die Völkerschaften der Lugier, welche die Alcae verehrten. Außerdem mag es noch andere gegeben haben, und ursprünglich bestanden diese Amphiktionien sicher nur aus Völkerschaften des gleichen Stammes, denn die Stämme verehrten jeder seinen besonderen Kreis von Göttern; aber wie die Götter des einen Stammes auch bei anderen Eingang fanden, so werden sich auch die Amphiktionien wie bei den Griechen nicht ängstlich abgeschlossen haben. Sicher wenigstens ist der umgekehrte Satz, daß manche stammverwandte Völkerschaften ohne Cultgemeinschaft unter einander waren. So waren die Bataver ein Theil der Chatten, aber ohne religiösen Zusammenhang mit ihnen. Ebenso die Caninefaten, die Chattuarier und andere. Sie nahmen weder an dem Feste in Semnonenwalde noch an einem chattischen Culte Theil.

Träger des politischen Lebens waren Theile der Stämme, die wir Völkerschaften nennen. Die wichtigsten von ihnen saßen in folgender Ordnung nebeinander.

In Skandinavien: die Schweden und Gothen. Auf den Inseln und der cimbrischen Halbinsel: Dänen, Heruler, Jüten, Angeln, Cimbern, Sachsen.

Zwischen Rhein und der Saale — Elbe:

1) An der Küste: Bataver am Rhein, dann Friesen, dann Chauken bis zur Elbe.

2) Südlich von ihnen: Tencterer und Sigambrer am Rhein, Bructerer im Dreieck zwischen Ems und Lippe, dann Angrivarier, dann Cherusker auf beiden Seiten der Weser, im Osten bis an die Elbvölker reichend.

3) Südlich von ihnen: Mattiaken in Nassau, dann Chatten bis zur Weser, östlich und nordöstlich von ihnen die Cherusker, südöstlich die Hermunduren.

Oestlich der Saale — Elbe:

Die Hermunduren am oberen Main. Südlich reichten sie bis an die Donau und den römischen Grenzwall; östlich von ihnen in Böhmen saßen die Markomannen, in Mähren die Quaden. Nördlich stießen die Hermunduren an die Semnonen, die an der Spree saßen im Westen an und wohl über die untere Saale und mittlere Elbe reichend, im Osten an die Oder: also in der Lausitz, der Mark Brandenburg und einem Theil der Provinz Sachsen.

In Schlesien saßen die Lugier, zu denen die Vandalen gehörten, in Posen und Preußen die Burgunden und Gothen, an der Küste die Rugier, an der unteren Elbe die Longobarden.

Dieser Rahmen ist mit Sicherheit festzustellen, und die Namen der wichtigeren sonst noch bekannten Völkerschaften und Stämme lassen sich meist auch mehr oder weniger gut einfügen. Der größte Theil der Namen, für welche es nicht möglich ist, wird den kleinen Abtheilungen der Stämme angehören.

Im Allgemeinen ist zu merken, daß die Flüsse nicht die scharfe Grenze der Stämme zu bilden pflegten. Die Cherusker saßen an beiden Seiten der Weser, die Bructerer an beiden Seiten der Lippe, die Langobarden an beiden Seiten der Elbe, die Burgunden, Franken und Alamannen an beiden Seiten des Rheins.

Nutzlos bleibt es dagegen, die Grenzen der Stämme genau bestimmen zu wollen. Auch wenn sich einmal ein festes Zeugniß dafür findet, so bleibt doch zweifelhaft, für welche Periode es galt. Bald gewann diese, bald jene Völkerschaft den Nachbarn einen Theil des Gebietes ab, und manche wurden so geschwächt, daß sie sich einem anderen Stamme anfügen mußten. Einige sind auch von den Römern verpflanzt; viele wechselten den Namen oder wurden gleichzeitig mit zwei Namen benannt.

Dieser Wechsel der Namen ist einer der schwierigsten Punkte. In einzelnen Fällen erklärt er sich so, daß der Stamm den Namen der führenden Völkerschaft erhielt, und mit dem Wechsel der Macht der Theile des Stammes auch der Name des Stammes wechselte. Und selbst sehr kleine Theile der Völkerschaften unterschieden sich durch besondere Namen, oft abgeleitet von dem bedeutendsten Geschlecht der Gruppe.

In anderen Fällen erhielt ein Volk von den Nachbarn einen Namen, wie Germanen, Alamannen, vielleicht auch Baiern, d. i. die Männer aus dem Lande der Bojer.

Trotz dieser Veränderungen im Einzelnen blieb das Land im Ganzen in festem Besitz. Die Germanen waren seßhaft, schon ehe die Römer sie kennen lernten; sie hielten sich für Söhne des Landes, das sie bewohnten. Zwischen Rhein, Main und Elbe saßen zu Karls des Großen Zeit wesentlich noch dieselben Völker, die hier Cäsar und Tacitus vorgefunden hatten.

Anmerkung. Nach Müllenhoffs Vorschlag theilte Scherer zur Geschichte der deutschen Sprache 1868, S. 97, die Germanen sprachlich in Ostgermanen und Westgermanen, indem er die nordischen Völker und die Gothen als Ostgermanen den Deutschen und Angelsachsen als Westgermanen gegenüberstellte. Die sprachlichen Thatsachen, welche diese Gruppirung fordern, hat Zimmer Ostgermanisch und Westgermanisch, Berlin 1876, eingehend erörtert und sie lassen keinen Zweifel. Dagegen ist die Behauptung Zimmers, daß die Sage von Mannus und seinen Söhnen nur die Westgermanen begreife, nicht zu erweisen.

Für die Verfassung läßt sich eine entsprechende Gruppirung nicht vornehmen.

Zweites Capitel.

Geschlechterstaat.

Die Germanen waren Barbaren: alle Lebensverhältnisse waren roh und unentwickelt; so auch das staatliche Leben. Die meisten Aufgaben des heutigen Staates waren entweder überhaupt nicht bekannt oder wurden doch nicht von dem Staate, sondern von der Familie oder dem Geschlecht erledigt. Dies hat zu dem Glauben verleitet, die Germanen hätten bis zu der Gründung der Staaten auf römischem Boden keinen wahrhaften Staat gekannt, sondern nur den Geschlechterstaat, der eine Summe von Geschlechtern in der Form einer Familie vereinigt. Mit den Menschen als solchen hat der Geschlechterstaat nichts zu thun; er kennt sie nur als Glieder von Geschlechtern, d. h. Gruppen von Familien, die in der Form der Familie zu einem Ganzen verbunden sind. Mitglied des Staates ist der Einzelne nur, weil und insofern er Mitglied der Familie ist, und der Staat hat nur Gewalt über ihn durch die Familie. Die Familie oder das Geschlecht ist das Organ des Staates.

Es giebt keine anderen Beamten oder Vorsteher als die Aeltesten der Geschlechter, in der Art, daß eins derselben den Vorzug hat, daß sein Aeltester zugleich das Haupt des ganzen Staates ist.

Der Geschlechterstaat kann sich dahin entwickeln, daß die Familien und Geschlechter sich nicht auf ihre natürlichen Glieder beschränken, sondern auch fremde in ihren Rahmen aufnehmen; aber solange die Staatsgewalt in der Form und durch das Mittelglied der Familie wirkt, so lange ist das charakteristische Merkmal des Geschlechterstaates vorhanden.

Dieser Geschlechterstaat ist der vorgeschichtliche Staat.

Wie das wirthschaftliche Leben erst seinen Reichthum entfalten kann, wenn der Einzelne sein Privateigenthum verwaltet und mehrt, so vollendet sich auch das staatliche Leben erst dann, wenn der Einzelne im selbständigen Besitz von politischen Rechten und Pflichten steht. Es ist ein gewaltiger Schritt von jener Stufe zu dem staatlichen Leben im eigentlichen Sinne, und noch ist kein Volk bei demselben beobachtet. Auch die Germanen hatten ihn bereits hinter sich, als Cäsar und Tacitus sie kennen lernten; aus allen Theilen der langen Periode von Ariovist bis Chlodowech giebt es dafür unzweideutige Zeugnisse.

Die Abtheilungen des Staates wurden Hundertschaften genannt und waren also als auf einem Zahlenverhältniß und nicht als auf Verwandtschaft ruhend gedacht.

Die Vorsteher der Abtheilungen wurden in der Versammlung des Volkes gewählt, nicht von einem bestimmten Geschlecht in den Geschlechtsversammlungen, und vielfach waren Glieder desselben Geschlechts gleichzeitig Häuptlinge über verschiedene Abtheilungen des Volkes. Diese Abtheilungen können also keine Geschlechter unter Geschlechtshäuptern gewesen sein. Schon diese eine, bei allen germanischen Stämmen in vielen Beispielen bezeugte Thatsache macht es unmöglich, den Staat der Germanen als einen Geschlechterstaat aufzufassen.

Außerdem sagt aber Tacitus noch ausdrücklich, daß der Knabe aus der Gewalt des Hauses entlassen wurde, um ein Glied der politischen Gemeinde zu werden. Die Zugehörigkeit zum Staate ward also nicht durch die Familie vermittelt.

Der Staat zwang den Mann nicht durch die Gewalt, welche die Familie über ihn ausübte. Der Befehl, zur Dingversammlung oder zur Heerversammlung zu erscheinen, richtete sich nicht an die Häuptlinge des Geschlechts und durch sie an die Häupter der Familien, damit dieselben diejenigen, welche ihrer Gewalt unterstanden, zwingen sollten; sondern er richtete sich nur an die, welche nicht mehr in dieser Gewalt standen. Im Fall der Versäumniß ward nicht das Geschlecht bestraft, sondern der Säumige selbst, und nicht von dem Geschlecht, sondern von dem Volk. Der Staat lieh also seinen Zwang und Bann nicht von der Gewalt der Familie, sondern er besaß eine eigene Gewalt, die verschieden war von der Gewalt der Familie.

Dasselbe zeigt sich bei der Betrachtung der Stellung der Frauen. Als einst ein Gothenweib schwerer Mißhandlung einer anderen beschuldigt ward, befahl Theodorich der Große ihrem Ehemanne, sie zu bestrafen, wenn er sie nicht vor dem Gericht des Königs vertheidigen zu können glaube. Unterlasse er die Bestrafung, so werde sie von Rechtswegen bestraft.

Nach dem Gesetz des Langobardenkönigs Rotharis sollte eine Freie, die sich mit einem Sclaven verband, von ihren Verwandten getödtet oder verkauft werden. Unterließen sie es, so vollzog der königliche Beamte die Strafe und führte sie unter die Unfreien des Königs.

In diesen Bestimmungen des 6. Jahrhunderts durchbricht der Staat die Schranken, in denen er sich in der Urzeit bewegte; aber er läßt sie noch erkennen. Ursprünglich unterstanden der Staatsgewalt nur die Männer, die Weiber unterstanden der Familie.

Ein unmittelbares Zeugniß dafür geben die Erzählungen des Tacitus, wie der Mann die Frau richtete, und die Friesen in der Noth ihre Frauen und Kinder verkauften, und endlich der selbst noch aus späterer Zeit in scharfer Formulirung erhaltene Rechtssatz: „Frauen können nicht verbannt werden, weil sie nicht unter dem Gesetz stehen", „femina utlagari non potest, quia ipsa non est sub lege“.

Kurz, die Familie hatte Gewalt über die Unmündigen, der Staat über die Mündigen. Die Familie hatte Gewalt über die Frauen, der Staat über die Männer. Der Familie unterstanden nicht die Personen, die dem Staat unterstanden. Die Familie war nicht das Organ zur Ausübung seiner Gewalt. Der Staat ergriff den Mann nicht durch die Familie, sondern unmittelbar. Die Gewalt des Vaters und die Gewalt des Staates waren Gegensätze, die sich gegenseitig umschlossen. Jene hieß mundium (die Munt), diese lex.

Daher kannte der altdeutsche Staat auch die Möglichkeit, daß ein Mann sich lossagte von seiner Familie. Er trat in die Gerichtsversammlung vor den Tunginus, den alten princeps des Tacitus, den gewählten Richter der Gerichtsgemeinde, mit drei Stöcken aus Erlenholz in seinen Händen. Diese Stöcke zerbrach er über seinem Haupte und warf die Stücke in die vier Ecken des Mallus oder Malbergs, der Gerichtsstätte. Dabei erklärte er unter feierlichem Eidschwur, daß er sich lossage von jedem Erbe und von jeder Ver-

bindung mit den Seinigen. Wir lernen diese Sitte erst im 5. Jahrhundert kennen, in dem Gesetzbuch der salischen Franken, also zu einer Zeit, in welcher sich die alte Verfassung umgestaltete; aber die alterthümlichen Formen beweisen, daß diese Sitte keine Neuerung war, sondern in alte Zeit zurückreichte. Der Mann stand dann allein, hatte kein Erbe zu hoffen, keine Buße zu fordern, keine Rache zu üben, und umgekehrt hatte auch für ihn keiner der Magen mehr Buße zu heischen, wenn er erschlagen ward. Aber darum hörte er nicht auf, Mitglied des Staates zu sein; unverändert standen ihm hier die Rechte zu und lagen ihm die Pflichten ob. Vielmehr übernahm jetzt der Staat auch den Schutz, den ihm bisher die Familie gewährte: ward er erschlagen, so sollte der König das Wergeld heischen. So war also der altdeutsche Staat kein Geschlechterstaat, die Familie und das Geschlecht waren nicht die Organe des Staates, sondern Genossenschaften im Staate, aber freilich Genossenschaften von dem größten Einfluß auf allen Gebieten des staatlichen Lebens. Der Mann lebte sein Rechtsleben, sein wirthschaftliches Leben, sein Kriegerleben in der Gemeinschaft mit den engeren und weiteren Familiengenossen. Das Geschlecht bildete die Unterabtheilung im Heer und bei der Ansiedelung das Dorf. Bis zu welchem Grade der Entfernung die verwandten Familien als ein Geschlecht zusammenhielten, mochte von Zufälligkeiten abhängen, und auch Fremde wurden aufgenommen. Doch findet sich in der älteren Zeit keine Spur von künstlichen Einrichtungen, welche einen Kreis von Menschen, die weder durch Nachbarschaft noch durch das Bewußtsein gemeinsamer Abstammung verbunden waren, in der Form des Geschlechts vereinigt hätten, wie die späteren Klufte der Ditmarschen.

In den germano-romanischen Staaten lockerte sich das Band der Familie, und zugleich wurden die Aufgaben des Staates und der Gesellschaft zu mannigfaltig, als daß sie noch von der Familie oder in der Familie gelöst werden konnten, und da bildeten sich nach dem Vorbilde der Familie oder zum Ersatze der Familie eine ganze Reihe von Versicherungs- und Rechtsgenossenschaften: Dorf- und Markgenossenschaften, Gilden und Fridborgh. Diese Geschichte der Familie ist neben der Geschichte der Stände oder der Freiheit der wichtigste Gegenstand in der Geschichte der Gesellschaft. Durch die große Zahl der Genossenschaften unterscheidet sich der germano-romanische Staat von dem altdeutschen Staate, der nur zwei kannte: das Gefolge und die Familie oder das Geschlecht.

Die Verfassung des altgermanischen Staates zeigt von Cäsar und Tacitus bis auf die Gründung der Staaten auf römischem Boden im fünften und sechsten Jahrhundert die gleichen Grundzüge. Einige Stämme verharrten noch mehrere Jahrhunderte länger in den alten Ordnungen, namentlich die nordischen Germanen, und endlich lebte er in seinen Grundzügen noch einmal auf in den kleinen Republiken der Schweizer und der Marschbewohner.

Drittes Capitel.

Stände. Heerverfassung. Wirthschaft.

Die Verfassung eines Staates ist nicht zu verstehen, wenn man die Gesellschaft nicht kennt, die in ihren Ordnungen lebt.

Aus dem Verhältniß der Stände zu einander, namentlich aus ihrer wirthschaftlichen Selbständigkeit oder Abhängigkeit von einander entspringen die Kräfte, welche den staatlichen Ordnungen und Formen erst Werth und Bedeutung leihen Davon ist also auch zuerst zu handeln, darnach von den Instituten des Staates.

Die Masse des Volkes bildeten die Freien, die Frilinge oder Kerle; unter ihnen lag der Unfreie, über sie erhob sich der Adel.

Die Unfreien zerfielen in Sclaven und Freigelassene; doch war diese Unterscheidung für die älteste Zeit nicht von Bedeutung. Die Freigelassenen waren nicht zahlreich, und ihre Lage unterschied sich auch nur wenig von der der Knechte. Wer wollte sie schützen vor der Willkür und Gewaltthätigkeit ihres Herrn?

Der Knecht war rechtlos wie das Thier oder die Sache, der Herr mochte mit ihm thun, was er wollte. Wegen eines unbedeutenden Versehens tödtete ein vornehmer Heruler im Heere des Narses einen seiner Knechte auf so grausame Weise, daß sich die Römer entsetzten und Narses einschreiten zu müssen glaubte. Der Heruler blieb aber bei der Erklärung, daß der Herr mit seinem Knechte machen könne, was er wolle, und die anderen Heruler standen ihm darin bei. Als ihn Narses hinrichten ließ, wollten sie demselben voller Zorn nicht mehr dienen.

Auch Verbrechen und Gewaltthat konnte der Herr dem Sclaven befehlen. Der Sclave durfte nicht widersprechen noch widerstreben: er war nichts als ein Werkzeug.

Knechtschaft entstand regelmäßig aus Gefangenschaft und durch Geburt von unfreien Eltern. Kinder des Herrn mit einer Sclavin erzeugt, mochte der Vater wie seine echten Kinder halten. Der umgekehrte Fall kam nicht vor. Eine freie Mutter konnte von einem Knechte keine Kinder gewinnen, sie verfiel sonst der schmählichsten Todesstrafe oder Knechtschaft. Denn ein Weib galt rechtlich nicht selbst als Herrin: sie hatte keinen Sclaven, sie besaß überhaupt nichts, sie war selbst in fremder Gewalt. Erst in der folgenden Periode hat sich der Gegensatz von frei und unfrei so weit gemildert, und die Rechtsfähigkeit des Weibes sich so gehoben, daß man solche Verbindungen überhaupt ertrug. Die Kinder galten dann in den meisten Staaten für unfrei.

Einzeln entstand Knechtschaft auch dadurch, daß ein Mann seine Freiheit buchstäblich aufs Spiel setzte, und der Würfel ungünstig fiel. Im gewöhnlichen Gange der Dinge lebten die Unfreien nicht viel anders als die Freien. Einfacher und roher konnten ihre Speise und ihre Wohnung nicht wohl sein. Lebt doch auch heute der Bauer meist nicht anders als der Knecht. Nur das unterschied sie, daß der Herr in Faulheit den Tag verdarb, während sie das Feld bebauten, das Vieh bewachten, das Holz herbeiführten.

Auch waren ihnen in der Tracht, namentlich in der des Haares, und im Gebrauch der Waffen Beschränkungen auferlegt, die sie jedem kenntlich machten, und die sie bei grausamer Ahndung nicht durchbrechen durften.

Die Zahl der Unfreien wechselte mit dem Kriegsglück des Volkes. Herdenweise schleppte der Sieger Männer und Weiber jedes Alters mit sich fort. Verzögerten sie den Zug, so wurden sie niedergehauen. Es gab kein Erbarmen. Noch in den Kämpfen der germano-romanischen Staaten sind ganze Städte, ja ganze Landschaften entvölkert. Ein großer Theil erlag wohl den Leiden des Marsches oder dem Jammer der Knechtschaft — aber trotzdem mußte die Zahl der Sclaven nach glücklichen Raubzügen sehr groß sein. Nun ermannten sich aber die Nachbarn, fielen vereint über den glücklichen Räuber her und durchzogen siegreich sein Land. Dann flüchteten die Sclaven und retteten sich zu ihren Brüdern.

Wurde die Zahl der Sclaven zu groß, so waren sie nicht zu beherrschen, und es ist vorgekommen, daß sie ihre Herren aus dem Lande jagten.

Auch Handel wurde mit den Sclaven getrieben, aber nicht in

ausgedehnter Weise, nicht so, wie ihn etwa heutzutage die Negerfürsten betreiben. Nicht der Handel mit Sclaven bestimmte den Vorrath derselben im Lande.

Regelmäßig hatten nur wenige Familien zahlreiche Sclaven, vor allen die adeligen Familien. Adel gab es bei den meisten Stämmen, vielleicht bei allen; aber seine Stellung war sehr verschieden. Bei den Sachsen mußte für den kleinen Finger des Etheling dieselbe Buße gezahlt werden wie für den Kopf des Gemeinfreien, und die Ehe zwischen beiden Ständen ward mit dem Tode bestraft. Die salischen Franken hatten dagegen keinen Adel außer der königlichen Familie. Bei den Angeln und Warnen galt der Adelige in der folgenden Periode das Dreifache des Freien, bei den Sachsen das Sechsfache, bei den Baiern, Langobarden und Friesen das Doppelte [1]). Damit verband sich oft auch ein höherer Werth des Zeugnisses vor Gericht. Der Eid der Adeligen galt in manchen Fällen für sich allein, in denen ein Gemeinfreier mit Eidhelfern schwören mußte. Unter dem Adel selbst waren wieder Stufen der Ehre. Es gab adelige und hochadelige Familien, und unter ihnen hatte wieder die königliche Familie die erste Stelle.

Sehr verschieden war ferner auch die Zahl der adeligen Familien. Bei den Gothen waren sie so zahlreich, daß König Theodorich ein Heer von 6000 Mann aus 5000 Gemeinfreien und 1000 Adeligen zusammensetzte. Ebenso focht in der Schlacht bei Straßburg eine Eliteschaar aus Adeligen, und aus dem Heere des Radagais ward eine Schaar von 12,000 Adeligen gefangengenommen. Bei den Baiern waren dagegen nur fünf adelige Geschlechter. Schon dies allein bedingte einen ungeheueren Unterschied in der Bedeutung des Adels für das Volksleben.

Bei diesen Verschiedenheiten ist es unmöglich, über Wesen und Bedeutung des Adels im Allgemeinen zu urtheilen. Es bedürfte viel genauerer Angaben, um festzustellen, was bei diesen Verschiedenheiten den gemeinsamen Grundzug bildete, und welche geschichtliche Entwicklung diese besonderen Abweichungen veranlaßte. Doch dürfen wir uns über diesen Mangel trösten; denn die beiden wichtigsten Fragen lassen sich mit aller Bestimmtheit beantworten und zwar für alle Stämme in gleicher Weise.

[1]) Die Höhe des Wergeldes konnte auch durch andere Verhältnisse verändert werden; aber zunächst war sie das Maß für die Stellung des Mannes in der Gesellschaft.

Im Mittelalter war der Bauer wirthschaftlich abhängig vom Adel und war waffenlos. Der Adel bildete die wirthschaftliche und die Wehrkraft des Volkes.

In der Urzeit war keines von beiden der Fall, und deshalb haben die höhere Ehre, die dem Adel überall, und die Vorrechte, die ihm hier und da zustanden, die Freiheit und Bedeutung der Gemeinfreien nicht gefährden können. Die mittelalterliche Hörigkeit der Masse war der Urzeit fremd.

Das Heer war das Volk. Die Volksversammlung war zugleich Heerversammlung. Die ganze Urzeit machte zwischen diesen Begriffen rechtlich keinen Unterschied und sachlich nur insofern, als bisweilen nicht das ganze Volk aufgeboten ward, sondern nur ein Theil. Statt „Volk" ward „Heer" gesagt, auch wo es sich nicht um Krieg handelte. Noch bis in das zehnte Jahrhundert hinein erhielt sich diese Redeweise, als thatsächlich das Volk schon längst in Waffenberechtigte und Waffenlose zerfiel [1]).

Das Heer war gegliedert nach Familien, Geschlechtern, Hundertschaften, Völkerschaften. Der Vater stand mit seinen Söhnen und Brüdern zusammen, neben ihnen die Nachbarn. Als der Langobarde Gisulf den Auftrag erhielt, Venetien zu besetzen, übernahm er ihn nur unter der Bedingung, daß er sich die nöthige Heeresabtheilung aus den Geschlechtern zusammensetzen dürfe, welche er wollte.

Neben dem Hauptheere bildeten die Gefolge der Führer und Eliteschaaren, die aus Reiterei und schnellfüßigen Jünglingen gemischt waren, besondere Abtheilungen. Diese gemischten Haufen wurden nicht nach der Verwandtschaft gebildet und geordnet, sondern nach Gründen der militärischen Brauchbarkeit. Jeder Reiter wählte sich seinen Genossen zu Fuß, und je 50 solcher Paare bildeten eine Abtheilung. Aus jedem Bezirk ward eine solche Schaar gestellt. Sie standen vor der Schlachtreihe, hinter ihnen die Masse des Volkes.

Die Adeligen waren regelmäßig besser bewaffnet und umgeben von auserlesenen Dienern. Bei den Stämmen, die zu Fuß kämpften, stritten sie bisweilen zu Pferd. So erschienen die Glieder der alamannischen Königsfamilien in der Schlacht bei Straßburg zu Pferde. Aber ehe der Kampf begann, forderte das Volk, daß sie absteigen sollten, damit sie nicht im Augenblicke der Noth davonjagten und das „arme Volk" (miserabilis plebs) von den siegreichen Römern schlachten ließen.

---

[1]) So bei Widukind, Res gestae Saxonicae.

Dieser eine Zug bezeichnet die Lage der Dinge in unzweideutiger Weise. Bei einer solchen Heerverfassung konnte weder der Adel noch der König die Gemeinfreien auf die Dauer unterdrücken. Diese Heerverfassung ruhte aber wie die gesammte Staatsverfassung darauf, daß der gemeine Mann wirthschaftlich vollkommen unabhängig war, denn eine sehr einfache, aber gesunde Wirthschaft bildete die Grundlage für diese Staatsordnung.

Es gab keinen Privatbesitz am Acker. Der Acker gehörte der Gemeinde, und wer Genosse der Gemeinde war, hatte auch Theil am Acker. Dies änderte sich mit der Ansiedelung auf römischem Boden, und damit begann auch die Auflösung der alten Staatsverfassung und ihre Umbildung in die Lehnsverfassung des Mittelalters.

Aber auch in der Urzeit hat die Wirthschaftsverfassung manche Veränderung erfahren.

Zu Cäsars Zeit waren sehr große Abtheilungen des Volkes im Gemeinbesitz des Ackers. Alljährlich ward dann nicht den einzelnen Bauern, sondern den Geschlechtern eine bestimmte Fläche zur Benutzung überwiesen und zwar so, daß sie auch ihre Wohnung nur für dies Jahr hier aufschlugen. Im nächsten Jahre mußten sie ihre Hütten wieder abbrechen und da wiederaufbauen, wo ihnen für das Jahr der Acker angewiesen war.

Da der Ackerbau nicht intensiv betrieben wurde und nur zur Saat- und zur Erntezeit Arbeit forderte, so konnte die Wohnung schon sehr entfernt sein von dem Acker. Wenn trotzdem alle Jahre die Wohnung abgebrochen werden mußte, so ist das ein Beweis, daß der Wechsel in einem sehr großen Gebiete stattfand.

Zu Cäsars Zeit hatten also die Dörfer noch keine ausgesonderte Feldmark, sondern größere Abtheilungen des Volkes, also die Gerichtsgemeinden, hatten den Acker in Gesammteigenthum, bildeten große Markgenossenschaften. Zweitens war zu Cäsars Zeit die Familie noch nicht wirthschaftlich selbständig, sondern wie noch heute bei den Südslaven, so wirthschaftete damals eine Gruppe von verwandten Familien gemeinsam[1]). Diese Siedelungen der Geschlechter entsprechen den

---

[1]) Von den Sueben erzählt Cäsar: Aus jedem Gau ziehen jährlich tausend Mann in den Krieg; die anderen, welche zurückbleiben, ernähren die Familien der Ausgezogenen mit den ihrigen. Man könnte dies so deuten, als hätte der ganze Bezirk von wenigstens 6—8000 Menschen gemeinsam gewirthschaftet. Allein es ist dies unnöthig, es bedurfte keiner Aenderung, die Gesammtwirthschaft des Geschlechts genügte auch hier.

späteren Dörfern. Es wechselten also jährlich die Dörfer eines Bezirkes die Feldmarken miteinander. Dies Bild entwarf Cäsar von dem Ackerbau der Germanen, etwa 50 Jahre v. Chr. Geburt. — Er war ein genauer Beobachter und wird nicht falsch gesehen haben. Denkbar bleibt jedoch, daß einige Stämme über diesen rohen Zustand schon hinausgekommen waren.

Hundertundfünfzig Jahre später schilderte Tacitus den Ackerbau der Germanen.

Auch jetzt gab es noch kein Privateigenthum am Acker; aber die Gemeinde, welche ihn besaß, war kleiner, und der jährliche Wechsel der Grundstücke fand in einem kleineren Raume statt. Das Haus ward nicht mehr gewechselt: es gab feste Dörfer. Ferner ward der Acker nicht an die Geschlechter, sondern an die einzelnen Familien überwiesen. Die Familie war wirthschaftlich selbständig. Die Geschlechter waren zu Dörfern, ihre Gemeinwirthschaft zur Markgenossenschaft geworden, daher auch die Dorfmarken noch später bisweilen geradezu „Geschlecht" genannt wurden. Der Wald und die Weide waren vielfach noch im Mittelalter mehreren Dörfern, bisweilen der ganzen Hundertschaft gemeinsam. Das wird zu Tacitus' Zeit die Regel gewesen sein. Es war also in der Zeit von Cäsar zu Tacitus jedem Dorf aus der gemeinen Mark der Hundertschaft, oder wie man sonst den Bezirk nennen mag, eine Mark an Ackerland, oder an Wald und Weide, die in Ackerland gewandelt werden durfte, ausgeschieden, und es gab fortan zwei Markgenossenschaften: die der Feldgenossen und die der Waldgenossen. Die eine umfaßte die Dorfgemeinde, die andere die Gerichtsgemeinde oder doch mehrere Dorfgemeinden. Zu beiden Genossenschaften gehörte jeder, der Gemeindegenosse war.

Die Bevölkerung war noch nicht so dicht, daß es an Acker gefehlt hätte; wurde sie aber in irgend einem Volke zu dicht, so mußte ein Theil auswandern. So viel Bauern da waren, in so viel Quoten ward der Acker getheilt. Nur der Unterschied wurde gemacht, daß den durch Adel und Ruhm und, was damit meist zusammenhing, durch den Reichthum an Sclaven hervorragenden Männern der Genossenschaft eine größere Quote zugewiesen ward.

An Vieh, Sclaven, Freigelassenen wie an Geräth und Waffen und seit der Bekanntschaft mit den Römern auch an Geld konnten sich die Männer sehr bedeutend unterscheiden; aber kein Freier ging aus Noth unter das Gesinde des Reichen. Es gab kein freies Gesinde.

Im Laufe der folgenden Jahrhunderte, vor allem unter dem Einfluß der festen Grenze, mit der Roms Legionen die weitere Ausbreitung der Germanen hemmten, entwickelte sich dieser Gemeinbesitz am Acker dahin, daß die Zahl der Quoten, in welche der Gemeindeacker zu theilen war, fest wurde, und daß die einmal vorhandenen Familien ein Erbrecht an ihre Quote gewannen. Fortan konnte ein neuer Hof nur gegründet werden, wenn ein anderer eingegangen war oder getheilt wurde, oder wenn sich die Dorfgemeinde entschloß, einen Abschnitt von dem gemeinen Wald zu roden und ein Tochterdorf anzulegen.

Wann sich diese Veränderung vollzog, ist nicht nachzuweisen; sie wird bei den verschiedenen Stämmen zu verschiedener Zeit erfolgt sein. Bei den Batavern, die mit Rom in engem Verbande waren, scheint sie schon vor Tacitus eingetreten zu sein; bei den Westgothen findet sich, um 350, im Leben des heiligen Saba eine Aeußerung, die den ganzen Bauernstolz des Reichen gegen den Besitzlosen verräth, und die Verfassung der salischen Franken im fünften Jahrhundert setzt voraus, daß ein Mann ohne Grundbesitz sein kann. Wenn ein Volk seine Sitze verließ, dann lösten sich alle diese an den Boden gebundenen Ordnungen auf: es herrschte die Heeresordnung; das Volk gliederte sich nicht länger nach Dörfern, sondern nach Geschlechtern, und gab es bereits einen Unterschied von Grundbesitzenden oder vielmehr Quotenberechtigten und Erblosen, so verschwand er, um sich neu zu bilden, wenn das Volk wieder siedelte, und die Geschlechter wieder zu Dörfern wurden.

So haben wir uns die Germanen als ein Bauern- und Hirtenvolk vorzustellen, in dessen Mitte einige Familien durch Ruhm und Reichthum hervorragten, ohne aber die Genossen erdrücken zu können. Wer Sclaven hatte, der gab ihnen von dem ihm zugetheilten Acker Parcellen ab, und sie lieferten ihm dann einen Theil des Ertrages. Wer viele Sclaven hatte, erhielt von dem Gemeindeacker auch eine entsprechend größere Quote. Die Adeligen hatten regelmäßig eine größere Zahl. Sie begleiteten den Herrn, wenn er in den Krieg zog oder zur Versammlung, oder zum Gelage bei einem Nachbarn. Dann saß der Herr wohl zu Roß, die Dienerschaar begleitete ihn zu Fuß, Nachts den Weg mit Fackeln erhellend und im Fall eines Angriffes für ihn kämpfend. Doch zu glänzend darf man sich auch das Leben dieser Adeligen nicht denken. Die Hauptsache war, daß sie noch ausschließlicher auf der Bärenhaut lagen, wenn nicht gerade Jagd oder Krieg sie beschäftigten.

„Im Schmutz lebt der Bauer, und der Adel freut sich der Faulheit“: das sind die Grundzüge, die Tacitus von dem Bilde der germanischen Gesellschaft giebt (sordes omnium ac torpor procerum. Germania 46).

Städte hatten die Germanen nicht und, solange das von Cäsar geschilderte Wirthschaftssystem herrschte, auch keine dauernden Dörfer. Zu Tacitus' Zeit und von da ab während der ganzen Periode werden die Dörfer vielfach erwähnt[1]), und manches hatte eine hervorragende Bedeutung, galt gewissermaßen als Hauptstadt des Stammes.

Der Zusammenhang der Dorfgenossen ruhte darauf, daß sie ursprünglich Geschlechtsgenossen gewesen waren, und darauf, daß ihnen ein Theil der alten Hundertschaftsmark als eigene Dorfmark ausgeschieden war. Die ursprüngliche Verwandtschaft trat im Laufe der Zeit mehr und mehr zurück; in manchen Dörfern mochten auch mehrere Geschlechter zusammensiedeln, und die spätere Dorfverfassung erwuchs, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise aus der Markverfassung. Die Verwaltung der gemeinen Mark war die erste Aufgabe der Dorfgenossen als einer öffentlichen Gemeinde. Vor der Auftheilung der Mark der Cent in Dorfmarken gab es deshalb strenggenommen keine Dörfer', sondern nur Häufungen von Hütten, die unter sich nicht enger verbunden waren als mit den zerstreuten.

Der nächste Fortschritt in der Dorfverfassung trat ein, als gegen Ende der Periode nicht mehr jedem Erwachsenen ein Antheil am Acker zugestanden wurde, sondern nur einer bestimmten Reihe von Familien, als sich ein Privateigenthum am Acker ausbildete.

Diese Entwicklung erfolgte in doppelter Weise. In manchen Gegenden — wie in Westfalen — wurden die Dörfer aufgelöst und Einzelhöfe gebildet. Jeder Bauer erhielt Acker, Wiesen und Wald in zusammenhängender Fläche. Sein Haus lag mitten darin, weit ab von dem Hofe des Nachbarn. In den meisten Gegenden wurde dagegen der Raum für das Dorf aus der Feldmark ausgeschieden und jedem Genossen eine Hofstelle darin überlassen. Die Hofstelle umfaßte das Haus mit dem Hofraum und einem Garten. Sie war mit einem Zaun umgeben und stand zu freier Benutzung des Mannes.

Zu jedem Hofe — auch Wurth und Toft genannt — gehörte

---

[1]) Große Dörfer erwähnt Gregor von Tours II, 9.

ein Antheil an dem Ackerland der Dorfmark und ein Nutzungsrecht an Weide und Wald.

Die Germanen düngten ihren Acker nicht [1]), — sondern trieben eine rohe Feldgraswirthschaft. Hatte der Boden eine oder einige Ernten gegeben, so blieb er als „Dreesch“ liegen, bis er sich wieder erholt zu haben schien. In gemeinsamer Berathung stellten die Markgenossen fest, welches Stück in Anbau genommen werden sollte, und wiesen dann jedem berechtigten Genossen eine Anzahl „Morgen“ [2]) zu. Die Zuweisung geschah durch Vermessung, entweder mit dem Hammerwurf oder in sorgfältiger Weise mit dem Seil, das im Norden Reeb hieß — ein Ausdruck, der sich in manchen Gegenden, z. B. in Hamburg und Westfalen, bis heute erhalten hat —, oder mit der Stange.

Das Mittelalter bewahrte von diesen wirthschaftlichen Ordnungen so viel, daß man versucht ist, sich die Wirthschaft der Urzeit ganz nach dem Bilde des Mittelalters zu gestalten. Aber der Ackerbau hatte doch seitdem einen großen Fortschritt gemacht. An Stelle des wilden Wechsels von Weide und Acker war die sogenannte Dreifelderwirthschaft getreten. Das Ackerland ward in drei ungefähr gleich große Theile zerlegt, die abwechselnd Winterkorn und Sommerkorn trugen und im dritten Jahre brach lagen. Jede dieser drei „Zelgen“ ward in zahlreiche Abschnitte zerlegt, und jeder Hof erhielt von jedem Abschnitt seinen Antheil. Die „Hufe oder Hube“ eines Hofes bildete also nicht eine zusammenhängende Fläche, sondern setzte sich aus zerstreut liegenden Parcellen zusammen Man ertrug diese lästige Einrichtung, weil sonst der eine Hof lauter guten, der andere nur mageren Boden hätte erhalten müssen.

In der Benutzung dieser Stücke war einer an den anderen gebunden, und in manchen Dörfern ward am Abend in der Versammlung bestimmt, welche Arbeit am anderen Morgen vorgenommen werden und zu welcher Stunde man beginnen sollte. Früh gingen dann die Männer im gemeinsamen Zuge aus dem Dorf hinaus.

Dergleichen kannte die Urzeit noch nicht; höchstens mögen diejenigen, welche in der Nähe einer römischen Grenzstadt saßen und dort ihre Producte gut verkauften, zu der Dreifelderwirthschaft fort-

[1]) Die Ubier mergelten ihre Aecker — aber sie standen unter dem Einfluß der Gallier und Römer.

[2]) Morgen war ursprünglich ein Arbeitsmaß, soviel an einem Tage mit einem Gespann umgepflügt werden konnte. In leichtem Boden war die Fläche also größer.

geschritten sein — und in Folge davon auch zu der sorgfältigeren Theilung des guten und des mageren Bodens. Aber sehr beachtenswerth ist, daß die steigende Cultur nicht zur Annahme römischer Einrichtungen führte, sondern zu einer Ausbildung der alten Markgenossenschaft.

Die Germanen bauten Hafer, Gerste und Weizen, dazu einige Gemüse und Flachs. An Hausthieren hatten sie Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, an Geflügel namentlich Gänse. An den Kühen ward der Milchreichthum gerühmt, an den Pferden die Ausdauer — aber sie waren ohne Zierlichkeit und Schönheit. Es fehlte ihnen an Pflege. Große Sorgfalt wendeten die Germanen dagegen auf ihre Jagdthiere, verschiedene Arten von Hunden und Falken. Auch gezähmte Hirsche benutzten sie zur Jagd, und ein von gezähmten Hirschen gezogener Wagen war der Stolz eines gothischen Königs.

Viertes Capitel.

Gefolge.

Die an Ruhm und Reichthum hervorragenden Männer, vor allen die Fürsten und Könige, sammelten eine Schaar freier Männer um sich, mit denen sie Kameradschaft schlossen. Diese Schaar hieß das Gefolge. Die Gefolgsgenossen waren dem Gefolgsherrn zu Gehorsam verpflichtet; aber es war der Gehorsam des Kriegers, nicht der des Knechtes. Diese Verpflichtung minderte die Freiheit nicht. Auch Adelige traten in die Schaar ein.

Die Gefolgsleute waren die Genossen des Führers, Genossen seiner Kämpfe wie seiner Freuden. Sie lebten zusammen. Am Hause des Führers erhob sich der Saal, wo die Genossen mit dem Herrn ihr Mahl und ihr Gelage hielten, und wo sie Nachts schliefen. Die Gefolgsleute hatten nicht Weib noch Kind, nicht Haus noch Hof: ins Gefolge trat eben ein, wer sich mit alle dem nicht belasten mochte, wer nur Krieger sein wollte. Auch die Waffen gab ihm der Führer und das Roß, falls sie zu Pferde kämpften. Mancher mochte später austreten, andere blieben Zeitlebens in dem Kreise, und keiner ward aufgenommen, der nicht als tapferer Krieger bewährt war. Nur dann ward eine Ausnahme gemacht, wenn der Herr, um einen hochadeligen Mann zu ehren, an dem Sohne desselben die Wehrhaftmachung vollzog.

Dadurch machte er ihn zu seinem Knappen und Waffengefährten, bis er ihn später als ausgebildeten Krieger entließ. Als Knappe des Führers war der heranwachsende Krieger Mitglied des Gefolges.

Das Gefolge hatte neben dem Führer zu kämpfen im dichtesten Handgemenge; fiel er, so suchten sie ihn zu rächen und mit ihm zu

sterben. Schimpflich wäre es gewesen, ohne ihn nach Hause zurückzukehren. Ward er gefangen und konnten sie ihn nicht befreien, so gaben sie sich gleichfalls gefangen; ward er von seinem Throne gestürzt oder aus dem Lande getrieben, so folgten sie ihm ins Elend. Nicht der Vortheil des Landes, lediglich der Ruhm und das Schicksal ihres Führers leiteten ihre Handlungen.

Man hat die Bedeutung des Gefolges oft überschätzt, hat bald die Eroberung der römischen Provinzen, bald die Umbildung der altdeutschen Verfassung in das Lehnswesen auf das Gefolge zurückgeführt. Keines von beidem ist der Fall. Dazu waren die Gefolgschaften schon viel zu klein.

Selbst Chnodomar, der mächtigste unter den Königen der Alamannen, hatte nur 300 Mann, und viel mehr konnten es naturgemäß nicht sein; denn sie waren Saalgenossen und Tischgenossen. Der Normannenkönig Olaf hatte 120 Mann, und als er die Zahl verdoppeln wollte, da murrte das Volk.

Aber ein sehr wichtiges Element bildeten sie allerdings in dem Staate. In ihnen lag der Kern der Macht, mit der sich die rivalisirenden Häuptlinge bekämpften, in ihnen aber auch die Stütze des Königs, der den Frieden schirmte und die Schwachen vor den Großen schützte. Das Gefolge gab dem Fürsten Glanz und Ansehen und ersetzte ihm den Mangel eines stehenden Heeres und der Beamten. Den Männern aber gab es Gelegenheit, das Ideal ihres Herzens, das reckenhafte Kriegerleben, so vollkommen und so ungestört wie möglich zu leben. In dieser Reinheit erhielt sich das Gefolge nur, solange der Acker jährlich an Alle vertheilt wurde, die eine Quote begehrten, um den Rauch vom eigenen Herde aufsteigen zu lassen, so lange es also keine freien Knechte gab.

Als die Quoten bestimmt und in festen Händen waren, als es freie Männer gab, die bei den Reichen hausten und ihnen dafür dienen mußten, da ward die Ehre des Dienstes gefährdet.

Diese Veränderung begann schon in dieser ersten Periode, bei dem einen Stamme früher, bei dem andern Stamme später, je nachdem er das Privateigenthum am Acker ausbildete. Aber aus der Urzeit fehlt es an jeder Nachricht über diesen Proceß, und wir müssen in die folgende Periode zu den germano-romanischen Staaten gehen, um eine Vorstellung davon zu gewinnen. Und auch da findet sich nur bei den Angelsachsen und bei den nordischen Germanen das Material dazu.

Bei beiden Stämmen war im fünften und in den folgenden Jahrhunderten begrifflich kein Unterschied zwischen dem freien Knechte des Bauern und dem Gefolgsmanne des Königs. Der eine wie der andere hieß in Skandinavien huskarl, bei den Angelsachsen thegn oder gesid; der Bauer wie der König war der hlâford, der Brodherr, seines Mannes, und wenn den Bauer eine Fehde bedrohte, oder wenn er eine ihm gerichtlich zugesprochene Schuld durch Privatpfändung eintreiben wollte, dann mußten ihm seine „Hauskerle" so gut den Waffendienst leisten, wie das Königsgesinde dem Könige.

Das Gesinde setzte sich aus verschiedenen Elementen zusammen. Es fehlte zwar auch jetzt nicht an Leuten, die von Ackerbau nichts wissen wollten und nur den Krieg suchten und die lustige Gesellschaft der Kriegsgenossen; aber sie bildeten nur einen Theil des Gefolges. Neben ihnen traten im Norden sehr oft junge Leute aus den reichsten Familien in das Gesinde des Königs oder eines Großen, um die Welt kennen zu lernen und feine Sitte oder um den König sich durch den Dienst zu verbinden. Wenn in ihnen dann später das Verlangen erwachte, zu heirathen und das väterliche Gut zu übernehmen, dann entließ sie ihr Herr reich beschenkt und hochgeehrt. Dazu kamen endlich drittens die, welche den Dienst aus Armuth suchten oder wegen einer Gewaltthat aus der Heimat hatten flüchten müssen.

Die beiden ersten Gruppen waren im Hause des Bauern nicht zu finden, wo fast ausschließlich Haus- und Feldarbeit zu leisten war, aber die dritte Gruppe fehlte auch im Hause des Königs nicht. Und die Gesinde der Großen bildeten den unmerklichen Uebergang zu dem Königsgefolge, denn manche Königreiche waren gar klein, weniger mächtig als die großen Jarle oder Ealdorman. Selbst mancher Bauer trat stolz neben sie. Vor allem aber, es fehlte auch im Königshaushalte nicht an den niederen Arbeiten für das Gesinde. Weder der Stall noch das Feld ward ausschließlich von Unfreien besorgt.

Selbst in dem idealen Bilde des Beowulfliedes, das die niederen Kreise des Lebens und alles, was zur täglichen Nahrung und Nothdurft gehört, mit Stillschweigen übergeht, blickt es noch durch, daß auch die Gefolgsgenossen des Königs mannigfache niedrige Dienste zu leisten hatten.

Glänzend zwar erscheint das Leben der Genossen, wenn man ihre Rüstungen schimmern sieht und den Liedern lauscht, die ihnen der Sänger singt beim Biergelage, und wenn dann zuletzt die Königin unter sie tritt, ehrende Worte zu ihnen redet und sie mit goldenen

Spangen und Ringen, mit kostbarem Halsschmuck und Gewand beschenkt. Aber einer von den Genossen muß doch die Fremden beim Mahle bedienen, und dieselbe Halle, in der sie Abends ihr Gelage hielten, bildet Nachts ihre Schlafstätte.

Die Halle ist als sehr herrlich geschildert; streift man jedoch den Glanz der Dichtung ab und sucht das prosaische Urbild, so bleibt die große Gesindestube. Nicht war der Einzelne im Besitze eigener Wohnung und Bedienung. Er war selbst Diener. Am Brunnen draußen mußten sie wohl oder übel ihre Toilette beenden, falls sie den Luxus täglicher Waschungen überall für nöthig hielten.

In die ganze Prosa dieses Daseins versetzt uns die Erzählung, daß den König Frotho seine Gefolgsleute drängten, er möge heirathen, damit jemand da sei, der ihre zerrissenen Wämser flicke.

An andere niedere Dienste erinnern die Namen der Hofämter wie Marschall, d. i. Pferdeknecht, und der König Edgar von England zwang sogar acht Könige der Britten und Schotten, die ihm wie sein Gesinde hatten huldigen müssen, seinen Nachen über einen Meeresarm zu rudern, während er selbst das Steuer führte (973). Auch Feld- und Hausarbeit ward damals den Gefolgsleuten aufgetragen. Ging doch König Sigurd (um 1000) selbst auf den Acker, da werden sich seine Hauskerle nicht haben sträuben dürfen. Freilich, als er einst seinem Stiefsohne, dem heiligen Olaf, befahl, daß er ihm das Pferd sattele, sattelte der ihm voll Trotz einen Ziegenbock. Er gehörte einer jüngeren Generation an, die dergleichen Arbeit für unziemlich hielt und den niederen Dienern überlassen wollte, die im Laufe der Zeit als besondere Abtheilung im Gesinde den höher geschätzten gegenübergestellt wurden. Aber rechtlich bildeten die Knechte, die das Feld bestellten mit den höheren Knechten, die regelmäßig nur als Gehülfen im Rath und Regimente und als Leibwache in der Schlacht dienten oder als Gesandte in fremde Lande ritten, eine einzige Genossenschaft: das Gesinde des Herrn.

Wesentlich war für das Verhältniß der Lohn, den die Leute empfingen. Auch nicht einmal im Beowulfliede tritt das zurück.

Als Wiglaf die Genossen schalt, die ihren Herrn im letzten Kampfe feig im Stich gelassen hatten, da hielt er ihnen zunächst vor, daß sie sich der Geschenke unwürdig gezeigt hätten, die der Herr ihnen gespendet. „Ringespender“ ist das stehende Beiwort des Herrn. Von den Angelsachsen ist uns die Formel erhalten, mit der sich der Mann dem Herrn ergab. Er schwur, „dem Herrn hold und getreu

zu sein und niemals etwas zu thun durch Worte oder Werke, das dem Herren leid ist, unter der Bedingung, daß er mich halte, wie ich es verdienen will, und daß er alles leiste, wie es unser Vertrag war, als ich mich ihm unterwarf und seinen Willen erkieste."

Der Gefolgsmann des Königs wie des Bauern behielt die Freiheit, in jedem Augenblick das Verhältniß zu lösen, nur nicht im Augenblicke der Gefahr. Das wäre als Feigheit ausgelegt worden. Diese Freiheit hielt dem Gehorsam das Gegengewicht, so daß ein Mann doch auch jetzt nicht darum zu erröthen brauchte, weil er zum Gesinde eines anderen gehörte. Am passendsten erläutert sich das Verhältniß durch den Vergleich mit der Familie. Das Gesinde war dem Herrn in gleicher Weise zu Dienst und Gehorsam verpflichtet wie die Kinder dem Vater.

Noch eine wesentliche Veränderung hatte sich in dieser Zeit herausgebildet. Es gab jetzt Gefolgsleute, die nicht am Hofe des Herrn wohnten und selbst wieder Gefolge hatten. So erhielt Beowulf als Gefolgsmann des Königs 7000 Landes, d. h. ein Gebiet von 7000 Familien als Unterkönig. Er saß auf seinem êdelturf, d. h. seinem freien Erbgute, und war dabei doch thegn, „Degen", Gefolgsmann. Dem Wiglaf hatte er „all das Folcland gewährt, das Wiglafs Vater einst besessen." Auch der Strandwächter der Dänen im Beowulfliede war ein „Degen" des Dänenkönigs und hatte selbst wieder eine Schaar von „Degen" unter sich, mit denen er die Wache hielt.

Und dem entsprechend sehen wir auch in den angelsächsischen Gesetzen aus dem Gefolge des Königs den Beamtenstand der Gereffen und eine dem im fränkischen Reiche aus dem Beneficialwesen und der Vassallität erwachsenen Lehnwesen analoge Form der Verfassung hervorgehen.

Eine ganz eigenthümliche Ausbildung gewann das Gefolge durch den Dänenkönig Knud den Mächtigen 1014—35.

Nach der Eroberung Englands sammelte er ein großes Gefolge von 3000 oder gar 6000 Hauskerlen und bildete es durch eine eigenthümliche Rechtsordnung — das Witherlagsrecht — zu einer stehenden Armee aus. Im Sommer fuhren sie auf des Königs Schiffen, wohin sein Befehl sie sandte; im Winter lagen sie in Rotten durch England vertheilt bei den Einwohnern im Quartier als gefürchtete Herren. Abenteuerer aus allen Nationen waren unter ihnen, aber auch Königssöhne.

Beim Eintritt in die Schaar gelobte der Mann Treue und

Gehorsam; dagegen versprach ihm der König Gerechtigkeit, Güte und monatlichen Sold. Wer ausscheiden wollte, mußte am Neujahrsabend durch zwei Genossen den Dienst aufsagen lassen. Sie waren die Kameraden des Königs, seine Haus- und Tischgenossen, wenn sie nicht der Dienst in die Ferne führte.

Als König Knud einst in der Hitze des Jähzorns einen Hauskerl erschlagen hatte, da berief er die Genossen zum Thing, und als sie versammelt waren, da stieg er von seinem Hochsitze herab und bat fußfällig um sein Urtheil. Die Männer urtheilten, daß es neues Unheil bringe, den König zu richten, und führten ihn auf seinen Königssitz zurück. Der König legte sich nun selbst eine Buße auf und zwar die neunfache Mannbuße nebst einer weiteren sogenannten Ueberbuße. Ein Drittel der Buße fiel dem Könige zu, denn er hatte die Buße für seinen Mann zu empfangen, ein Drittel den Kameraden, ein Drittel den Blutsfreunden des Königs.

Die Genossen hatten untereinander feste Rangordnung, und es war eine der regelmäßigen Strafen, die das Gericht der Genossen verhängte, daß der Mann einen niedrigeren Sitz erhielt beim Gelage in der Halle.

Unhöflichkeit gegen den Genossen, trotziges Weigern des gebührenden Platzes, ward mit Ausstoßung bestraft. Doch konnte der König es drei Mal dahin mildern, daß der Schuldige um einen Platz degradirt ward. Dieselbe Strafe erhielt, wer das Pferd des Genossen am Futter verkürzte oder sonst vernachlässigte, wenn ihn die Reihe traf, es mitzubesorgen.

Man sieht, daß kameradschaftlicher Sinn als die Grundlage der Genossenschaft galt, wie das die militärische Natur des Verhältnisses mit sich brachte. Wer sich so weit vergaß, den Kameraden mit dem Schwerte zu schlagen oder mit der Faust oder gar mit dem Stocke, der war rettungslos verloren, der ward für einen Nithing erklärt und wäre getödtet worden, wenn nicht jedem des Todes Schuldigen nach altem Brauch die Flucht ins Elend gestattet gewesen wäre. Gnade war das nicht, denn er war vogelfrei, und jeder Hauskerl mußte ihn erschlagen, wo er ihm begegnete.

Nach allen Seiten ist dieses Heer über die Maße und die Ordnungen des alten Gefolges hinausgewachsen; aber die Grundzüge sind noch ganz frisch erhalten. Namentlich gemahnt die große Rolle, die der niedrigere Platz beim Gelage in dem Rechte der Genossen spielt, an die Rangunterschiede im Gefolge der taciteischen Zeit. Auch da-

mals war es sicher nicht bloß der Ehrenplatz im Schlachthaufen, sondern auch der Ehrenplatz auf der Bierbank, worin der Rang sich bewies.

Bei den Franken ist dagegen das alte Gefolge ganz bedeutungslos geworden.

Der König hatte zwar noch Tischgenossen, sie hießen Antrustionen und waren hochgeehrt; aber für die Verfassung hatten sie keine Bedeutung. Unter dem Einfluß der großen wirthschaftlichen Veränderungen, welche den Staat der Merovinger von dem Staat der Urzeit scheiden, ist das alte Gefolge verschwunden. Aber bald darauf trieb die alte Wurzel in der Vassallität einen neuen Sprossen, und der war so kräftig, daß er alle direkten Nachkommen der Gefolgschaft an Bedeutung überragte.

Der Bildungsproceß und die Beschaffenheit dieser Vassallität ist aber nicht hier zu schildern, sondern in der folgenden Periode; hier ist nur der Irrthum abzuweisen, der sie mit dem alten Gefolge zusammenwirft.

Fünftes Capitel.

Staatsverband, Landsgemeinde, Hundertschaft, Rath der Großen.

Eins fällt zuerst ins Auge, wenn man die staatlichen Zustände der Germanen betrachtet: das ist die Lockerheit des Bandes, welches die im Staate vereinigten Gemeinden verknüpfte. Leicht wurde es gelöst und leicht wieder geknüpft.

War das Volk zu groß, so daß es schwer fiel, in einer Landesgemeinde Alle zu vereinigen, oder erhob sich ein schwerer Streit, oder waren mehrere Glieder des königlichen Hauses vorhanden oder sonst verschiedene Männer, die Kraft und Ruhm genug besaßen, den Anspruch auf die Führerstelle zu erheben, oder fand ein Theil des Volkes auf einem Kriegszuge ein Land, das ihm besser gefiel: so löste sich der Staat einer Völkerschaft in Theilstaaten auf. Unter günstigen Umständen vereinigten sie sich dann auch wieder zu einem einzigen Staate.

In diesem Trennen und Verbinden herrschte keine Regel, so mannigfaltig war der Anlaß, so mannigfaltig waren die Formen des Vorganges. Entweder blieben dann die Theile einander benachbart und betrachteten sich auch noch in gewisser Weise als zusammengehörig, oder die Trennung war zugleich eine örtliche. So zog um 400 n. Chr. ein Theil der Vandalen aus Pannonien an den Rhein und weiter nach Spanien und Afrika, während ein anderer Theil zurückblieb. Die Auswanderer waren ursprünglich nur zur Heerfahrt ausgezogen, und die Zurückgebliebenen sollten ihnen Haus und Acker bewahren. Aber als die Heerfahrt jene weit fortführte und ihnen reicher gesegnete Länder in die Hand gab, da kehrten sie nicht wieder zurück.

Es bedurfte dazu keiner besonderen Meldung in die Heimat und keiner Nachsendung. Denn bei weiteren Raubzügen zogen die Germanen

regelmäßig als wanderndes Volk. Auf Wagen führten sie Weib und Kind und das wenige Hausgeräth mit sich, und ihr Vieh folgte dem Zuge.

Ein solcher Volkstheil bildete dann entweder einen eigenen Staat oder schloß sich einem anderen Volke an, sei es einem germanischen oder einem nichtgermanischen. Mit Carpen, Alanen, Sarmaten und Hunnen sind Bruchtheile der verschiedensten deutschen Stämme auf diese Weise in staatliche Gemeinschaft getreten.

Besonders lehrreich sind die Zustände der Quaden im vierten Jahrhundert. Sie waren stark zersplittert und mit den Sarmaten, mit denen sie in Ungarn und Siebenbürgen untermischt wohnten, zu kleinen Staaten vereinigt. Kaiser Constantius besiegte sie und zwang sie, um Frieden zu bitten. Da kam zuerst der Sarmate Zizais, der zwar königlichen Stammes, aber damals noch nicht König war (etiamtum regalis) mit drei theils sarmatischen, theils quadischen Unterkönigen (subreguli) und einer großen Menge Optimaten. Darauf eilten zwei Führer königlichen Geblütes herbei, der Quade Araharius und der Sarmate Usafer. Sie kamen mit anderen Optimaten, „unter denen sie hervorragten." Den Befehl hatte der Quade. Usafer unterstand ihm und zwar nicht nur für diesen Feldzug. Darauf kamen wieder mehrere Könige verschiedener Theilstaaten der Quaden und Sarmaten, und nur die Quaden aus der Gegend von Komorn blieben zurück. Endlich wurden auch sie bezwungen, und da baten um Frieden ihr Häuptling Vitrodurus, „der Sohn des Königs Viduar", und „andere Optimaten und Richter, welche die verschiedenen Völker regierten" (aliique optimates et judices variis populis praesidentes).

Die Quaden zerfielen also in zahlreiche Splitter unter besonderen Häuptlingen, von denen einige ein hervorragendes Ansehen genossen und als Oberhaupt einer kleineren oder größeren Anzahl dieser Gaue galten. Einige führten den Titel "König", andere nicht. Einige von diesen Staaten waren aus germanischen und aus nichtgermanischen Theilen zusammengesetzt. Die Abtheilungen der Staaten traten in den Verhandlungen mit den Römern sehr selbständig auf, fast wie besondere Staaten.

So waren viele germanische Staaten dieser Periode in einem beständigen Vergehen und Entstehen.

Manche versprengte Splitter eines Stammes verloren sogar jede staatliche Ordnung, so daß nur das Familienband kleine Gruppen

zusammenhielt [1]), oder das Gelübde, das den Gefolgsmann an den Herrn knüpfte. Aber unter günstigen Verhältnissen wuchsen selbst solche Völkersplitter wieder zu Staaten zusammen, ohne daß es erst der mühsamen, Generationen verzehrenden Arbeit bedurft hätte, um eine Gerichtsverfassung, eine Heerverfassung, eine politisch werthvolle Vorstellung von Königthum und Herzogthum zu erzeugen.

Es hat daher wohl den Anschein, als könnte man hier die Entstehung des Staates bei den Germanen belauschen; aber es ist das nur ein falscher Schein. Wer es immer versucht hat, konnte über dogmatische Constructionen nicht hinauskommen.

Das Gebiet ihres Staates umzogen die Germanen gern mit einem wüsten Landstrich. Sie wollten nicht unmittelbar grenzen mit dem Nachbar. Bei der allgemeinen Raublust war es zu lästig und zu gefährlich. Wo es doch geschah, da bezeichnete und schirmte ein Erdwall oder sonst eine Befestigung die Grenze. Auch Grenzsteine richteten sie gegeneinander auf.

Sie legten Werth darauf ein großes Gebiet zu besitzen und wußten das politische Gebiet eines Volkes von dem thatsächlich durch dasselbe besetzten Gebiete wohl zu unterscheiden.

Als die Gepiden die Heruler bei sich aufnahmen, da betrachteten sie den ihnen zur Benutzung überlassenen Landstrich nach wie vor als einen Theil ihres eigenen Reiches. Die staatlichen Ordnungen hafteten nicht bloß an den Menschen, sie waren schon räumlich gefestigt. Auch innerhalb des Staates hatte jedes Dorf seine Mark, und jeder Gau sein Gebiet. Es galt als schwerer Frevel, die Grenze zu verletzen oder zu verrücken.

Die Vandalen, welche bei dem erwähnten Auszuge des einen Theils des Stammes in Pannonien zurückblieben, hielten es noch nach 40 Jahren für Unrecht, sich die Feldmarken der verwaisten Dörfer und Gaue anzueignen, obwohl Niemand glauben konnte, daß die Ausgewanderten jemals zurückkehren würden. Da sie das Land nöthig hatten, so schickten sie erst Gesandte nach Afrika und baten, ihnen dasselbe zu überlassen.

Die Verfügung über das Gebiet des Staates wie die gesammte Staatsgewalt stand bei der Versammlung der freien Männer des Volkes. Dieser Satz gilt ganz ausnahmslos. Er gilt für alle Stämme

[1]) Dio Cassius, ed. Bekker, II, 340 giebt ein unzweideutiges Beispiel.

und für alle Zeiten, von Cäsar bis auf die Gründung der germano-romanischen Staaten, gleichviel ob Könige an der Spitze der Staaten standen oder nicht.

Es gab zwei Versammlungen: die Versammlung der Freien des ganzen Staates oder die Landsgemeinde, und die Versammlung der Abtheilungen des Staates. Die Römer nannten sie bald centenae, bald pagi; deutsche Bezeichnungen sind Gaue, Hundertschaften, Zentenen, Harden u. a. Die zweifache Eintheilung der fränkischen Monarchie, des Landes in Gaue und der Gaue in Hundertschaften, war der Urzeit fremd, sie kannte nur die einfache Gliederung des Staates. Das Verhältniß dieser beiden Versammlungen zu einander bildet die wichtigste Thatsache in der Verfassung des altdeutschen Staates. Der Kreis der Geschäfte, welche vor diese beiden Versammlungen kamen, war in zwei Punkten gleich.

Beide Versammlungen entschieden Rechtsstreitigkeiten, und beide verfügten über ihre Mark, d. h. über ihren Acker, ihr Wiesen- und Waldland.

Das Gebiet war verschieden, aus dem die Geschäfte an sie kamen, auch die Größe und die Zahl jeder besonderen Gruppe von Geschäften; aber beide Versammlungen fungirten sowohl als Gerichtsversammlung wie als Markversammlung oder Märkerding.

Der Landsgemeinde erwuchsen aus ihrer Mark freilich nur selten Geschäfte. Denn die Mark des Staates bestand lediglich aus den oft sehr ausgedehnten Grenzstrichen, welche als Schutzwehr gegen plötzlichen Angriff der Nachbarn wüst gelassen wurden, oder in eroberten, aber nicht besiedelten Gebieten. Die ganze Verwaltung bestand hier in dem Verbot der Besiedelung oder in der gelegentlichen Gestattung.

Die Markgeschäfte der Gaue oder der Hundertschaften waren bedeutender. Zu Cäsars Zeit bildeten sie die Markgenossenschaften für alles besiedelte Land. Wald, Wiese und Acker waren im Gesammtbesitz der Hundertschaft und wurden von ihr oder ihren Vorstehern Jahr um Jahr zur Nutzung ausgetheilt. Zu Tacitus' Zeit war der Acker den Dorfgemeinden zugetheilt, und mit den aus seiner Nutzung erwachsenden Geschäften hatte die Hundertschaft nichts mehr zu thun; aber ein Theil der Wald- und Weideflächen blieb auch da noch im Gesammtbesitz und also auch in der Verwaltung der Hundert.

Grundsätzlich verschieden waren dagegen die Befugnisse der beiden Versammlungen in einem dritten Punkte.

Einzig die Landsgemeinde hatte über Krieg und Frieden zu bestimmen; sie allein ertheilte das Bürgerrecht an Unfreie; in ihr wurden die Knaben mündig gesprochen, in ihr endlich auch die Richter gewählt, welche den einzelnen Hundertschaften vorstanden. Namentlich diese letzte Thatsache macht das Verhältniß klar. Die Hundertschaft hatte keine politischen Befugnisse. Die Hundertschaft war nicht ein Staat im Staate, sondern eine Abtheilung des Staates.

Die Landsgemeinde war eine Gemeinde höherer Ordnung als die Hundertschaft, nicht bloß größeren Umfangs. Die Theilgemeinden waren ihr unterworfen. Will man die beiden Versammlungen nach dem bedeutsamsten Theile ihrer Geschäfte bezeichnen, so war die Hundertschaft Gerichtsversammlung, die Landsgemeinde Regierungsversammlung.

Diese innere Gliederung ist das charakteristische Merkmal des normalen Staates der taciteischen Zeit. Und in ihr offenbart sich schon in dieser Urzeit der Keim jener großartigen staatbildenden Kraft, welche die Germanen in der Gründung der Staaten auf römischem Boden bewährten. Zeigen sich sonst vielfach ungeordnete, staatlose Verhältnisse, scheint es oft, als ob lediglich die Bande der Familie oder des Gefolges die Menschen zusammenhielten: hier ist fester Boden, hier ist staatliche Ordnung im vollen Sinne des Wortes.

Auch die Organisation der beiden Gemeinden war verschieden. Die Hundertschaft mußte einen Richter an ihrer Spitze haben; der Staat hatte dagegen vielfach kein Oberhaupt. Und wenn sich die Landsgemeinde einen Fürsten erkor, so führte dieser nur ausnahmsweise den gleichen Titel wie der Richter der Hundertschaft; meist hatte er die Titel „König" oder „Herzog", die beide der Richter der Hundertschaft nicht führen konnte.

Noch wesentlicher ist folgender Unterschied.

Der Landsgemeinde stand eine „Versammlung der Großen" zur Seite, der Hundertschaft nicht.

Alle Angelegenheiten, welche vor die Landsgemeinde kamen, wurden vorher von dieser Versammlung der Großen berathen, der principes, optimates, oder wie die Römer sonst noch sagten. Ueber ihre Zusammensetzung ist ein heftiger Streit geführt. Die einen sehen darin eine Versammlung des Adels, die anderen eine Versammlung der Richter, bei denen sich dann der neue Streit erhebt, ob sie nur aus dem Adel genommen werden konnten. Die Frage läßt sich aber nicht allgemein entscheiden, weil die Stellung des Adels bei den verschiedenen Stämmen sehr verschieden war.

Als Civilis seinen Aufstand gegen die Römer plante, da berief er die „Vornehmen des Volkes und die Tüchtigsten aus den Gemeinfreien," primores gentis et promptissimos vulgi, zur Berathung. So wird es auch meist bei den regelmäßigen „Rathsversammlungen" oder „Conventen der Angesehenen" gewesen sein, und je nach der Stellung und Zahl des Adels wird den Gemeinfreien der Zutritt leicht oder schwer gewesen sein.

Es war nicht fest bestimmt, wer ein Anrecht darauf hatte, theilzunehmen. Hoher Adel ersetzte den Mangel persönlicher Gaben, und Tapferkeit, Ruhm, Erfahrung, Alter gaben auch dem Gemeinfreien einen Platz und Einfluß in diesem Kreise. War es doch ähnlich noch im Mittelalter mit den Versammlungen der Großen, der Notabeln; nur daß hier gewisse Kreise völlig ausgeschlossen waren.

„Ueber ein Jahrtausend politischen Lebens der Deutschen hat sich die Sitte behauptet, daß einzelne Männer im Namen des Volkes handelten, ohne von ihm ermächtigt zu sein. Die Uebernahme der gesellschaftlichen Funktion war an keine bestimmten Voraussetzungen geknüpft. Es waren die Adligsten und die Reichsten, die Tapfersten und Weisesten, welche Anordnungen trafen, Streitigkeiten schlichteten, mit dem Auslande unterhandelten und für Alle Verträge schlossen..... Diese Männer waren die Führer, nicht die Herrscher des Volkes; die Führung war staatlich in ihrem Zweck, gesellschaftlich in ihren Mitteln" [1]).

[1]) Diese Charakteristik ist eine der glänzenden Stellen, welche das Buch von W. Sickel, Geschichte der deutschen Staatsverfassung bis zur Begründung des constitutionellen Staates, Halle 1879, auszeichnen, das ich erst während des Druckes benutzen konnte. Jenen Satz, Sickel S. 100, habe ich als eine willkommene Bestätigung hier eingeschoben; aber im Ganzen kann ich seiner Darstellung vom Rathe der Großen nicht beitreten: einmal weil sich ihm die Notabelnversammlung im Fortgang der Untersuchung in ein „Kollegium der Beamten" verwandelt, „welche es unternahmen, ihre Versammlung selbständig und selbstberechtigt neben die Versammlung der Bürgerschaft zu stellen." Bei diesen Beamten wird noch dazu verschiedene Art der Bestallung und verschiedener Umfang der Competenz unterschieden. Von so ausgebildeten Beamtenverhältnissen und solchen Verfassungskämpfen wissen die Quellen nichts, lassen auch nichts vermuthen. Andererseits leugnet Sickel geradezu, daß ein Rath der Großen bestand. Thatsächlich kamen die Großen wohl zusammen und „politisirten", und was sie da beredeten, das hatte Bedeutung, weil die Leute Bedeutung hatten. Aber man dürfe sich diese Vereinigung nicht als eine „verfassungsmäßig geordnete oder garantirte Institution" vorstellen, S. 115, Note. Da nun schriftliche Garantien selbstverständlich ausgeschlossen sind, so kann unter der hier erwähnten

Die Bedeutung dieses Rathes der Angesehenen, „der Führer“ des Volkes war sehr groß.

Als Cäsar den Tencterern und Usipetern Land im Gebiete der Ubier versprach, antworteten diese, sie würden jene Anweisung für zuverlässig halten, wenn die Häuptlinge und der Senat der Ubier (principes ac senatus) ihnen die eidliche Zusicherung gäben. Um ihre Angriffe auf das römische Gebiet zu entschuldigen, versicherten die Quaden dem Kaiser Valentinian, die Angriffe seien nicht auf Beschluß der Großen gemacht [1]).

Der Gepidenkönig Thorisind ward durch die Großen an der Auslieferung eines Flüchtlings gehindert.

Im Beowulfliede wird „Wille der Edelinge“ mit Volkswillen gleichwerthig gebraucht.

In allen diesen aus den verschiedensten Abschnitten der großen Periode und aus verschiedenen Völkern gewählten Beispielen besaß die Versammlung der Großen thatsächlich die Entscheidung, und zwar in wichtigen Dingen. Forderte auch das Recht, daß erst die Entscheidung der Landsgemeinde eingeholt werde, so bestand über den

---

Garantie nur die Garantie des Herkommens verstanden werden. Der Sinn ist also, daß der Rath der Großen auch nicht eine durch das Herkommen geschützte und geregelte Stellung im Staate hatte. Das ist gegen alle Zeugnisse. Es giebt wenige Thatsachen in der germanischen Verfassung, die so gut bezeugt sind wie der Rath der Großen. Es steht diese Meinung aber auch im Widerspruch mit seiner eigenen Darstellung. Er nennt diese Verbindung eine collegialische Verwaltungsbehörde, eine gewohnheitsrechtliche Einrichtung, versucht eine Geschichte ihres Einflusses auf die Verfassung, zu der freilich Material nicht beigebracht werden konnte. Es ist derselbe Widerspruch, der leider das ganze, sonst durch Gelehrsamkeit und geistvolle Behandlung hervorragende Buch entstellt. Nach dem ersten und dritten Capitel hatte der altgermanische Staat bis auf Chlodowech nicht einmal die Anfänge einer Verfassung, er hatte kein bindendes, regelndes Herkommen; das Staatsleben bestand in einer Reihe nur „psychologisch“, nicht rechtlich miteinander zusammenhängender politischer Acte. Jede neue Versammlung des Volkes war genau genommen ein neuer, „isolirt“ stehender Versuch einer Staatsgründung. Trotzdem untersucht er in den folgenden Capiteln „die Bürgerschaft“, „die Volksherrschaft“, „das Königthum“, „den Staatsdienst“, „die Polizei“, „das Finanzwesen“, „die Gerichtshoheit“, „die Gerichtsbezirke“ und kommt dabei auf sehr zugespitzte Unterscheidungen, entwickelt sogar eine förmliche Geschichte vom Steigen und Sinken der Rechte der Priester in diesem Staate. Diese Verwirrung entspringt aus der beständigen Vermengung seiner Reflexionen über den Ursprung der Institutionen mit der Schilderung der Zustände in dem altdeutschen Staate.

[1]) Ammian 30, 5: ex communi mente procerum gentis.

Ausfall derselben doch kein Zweifel, wenn die Großen einig waren. Minder wichtige Sachen wurden regelmäßig von den Großen gleich ganz erledigt.

Scharfsinnige Interpreten haben aus einem Ausdruck des Tacitus erschlossen, daß in der Volksversammlung immer nur ein Redner sprechen durfte. Er empfahl den Antrag der Großen, und die Landesgemeinde hatte ihn durch Geschrei und Zusammenschlagen der Waffen anzunehmen oder durch Murren zu verwerfen. Wie in der spartanischen Volksversammlung gab es keine Debatte, keine Möglichkeit, einen neuen Antrag zu stellen: die Dingmänner hatten nur das Recht, anzunehmen oder zu verwerfen.

Aber in Wirklichkeit sagt Tacitus hierüber nichts, und was wir sonst von solchen Versammlungen hören, spricht gegen solche spartanische Ordnung. Es schwieg der Mann nicht, der etwas Wichtiges zu sagen hatte und in voller Ehre stand[1]).

So war es auch in den kleinen Bauernrepubliken des Mittelalters, in denen der Staat der Urzeit nachlebte.

Bei den Friesen bestand im Mittelalter der Rath aus den Vorstehern und Geistlichen, bei den Ditmarschen seit 1447 aus 48 auf Lebenszeit gewählten Männern, welche Regenten hießen, aber in allen wichtigen Dingen an die Beschlüsse der Gemeinde gebunden waren, welche in Heide zusammentrat. Das Volk schlug den Ring, in dessen Mitte außer jenen 48 noch alle Vorsteher der Einzelgemeinden, „die Vögte, Schlüter, und Schwaren", im Ganzen etwa 500 Personen standen. Hier wurden die Vorschläge der 48 mit Rede und Gegenrede verhandelt, nur daß von dem Umstande selten jemand das Wort nahm. Aber von den „Großen" sprach, wer zu reden hatte und zu reden wußte, und „in diesen öffentlichen Zusammenkünften entwickelte sich die Redegabe der alten Ditmarschen auf eine so ausgezeichnete Weise, daß der Ruhm ihrer Volksredner sogar im Auslande bekannt wurde." In ähnlicher Weise tagten die Völker im skandinavischen Norden, und ähnlich ist auch die Landsgemeinde des taciteischen Staates zusammengetreten. Wenn der Rath der Großen damals anders zusammengesetzt war, so hatte er doch eine ähnliche Stellung.

Der Einfluß desselben steigerte sich naturgemäß, je ausgedehnter

[1]) Es gab sogar ein eigenes Wort für „reden im Volke", bei den Angelsachsen thingian.

das Gebiet war, und je unvollständiger und seltener deshalb die Landsgemeinde zusammenkam.

In den kleinen Staaten versammelte sich die Landsgemeinde alle vierzehn Tage oder alle Monate — bei Neumond oder Vollmond — bei anderen nur einmal oder zweimal im Jahre. In den germano-romanischen Staaten traten die Versammlungen der Großen allmählich ganz an die Stelle der Landesversammlung.

Meist hatte ein Theil des Volkes zum Orte der Landsgemeinde viele Meilen zu gehen, so daß man mehrere Tage warten mußte, bis Alle zusammen waren oder doch ein genügender Theil. Schon bei einer Ausdehnung des Staates von 200 Quadrat-Meilen war die Landsgemeinde nur schwer zusammenzubringen.

Größere Völkerschaften zerfielen deshalb gern in Theilstaaten, wie das Schwedenland in drei Volkländer, deren jedes dann wieder in mehrere Gerichtsgemeinden zerfiel.

„Sobald es der Menge gefiel, nahm sie in vollen Waffen ihren Platz ein", sagt Tacitus. Sobald die Versammelten wollten, waren sie nicht länger ein Volkshaufen, sondern die das ganze Volk vertretende Volksversammlung. In Zeiten der Noth haben oft kleine Bruchtheile des Volkes für Alle beschlossen.

Unter den Kämpfen der rivalisirenden Großen und dem Einfluß der Wanderung ist diese Unterordnung der Hundertschaften unter die Landsgemeinde, wie sie die Regel des von Tacitus geschilderten Staates bildete, vielfach gelockert. Nicht selten kam es so weit, daß die Hundertschaften Geschäfte erledigten, die der Landsgemeinde zustanden, und wie selbständige Staaten handelten.

Oft kann man zweifeln, ob ein Volk noch als ein Staat anzusehen ist oder in mehrere Staaten zerfiel. Doch entspringt dieser Zweifel nur aus der mangelhaften Ueberlieferung: es gab ein unzweideutiges Merkmal. Dies Merkmal bildete die Landsgemeinde.

Standen auch mehrere Häuptlinge oder Könige an der Spitze eines Volkes und gingen sie in einzelnen Fällen auch sehr selbständige Wege: solange das Volk noch von Zeit zu Zeit in einer einzigen Landsgemeinde zusammentrat, so lange bildete es auch einen einzigen Staat.

Sechstes Capitel.

Königthum. Gesammtstaaten und Theilstaaten.

Nächst der Gliederung des Staates in Abtheilungen kam es für die Ausbildung der staatlichen Ordnung vor Allem darauf an, ob ein König an der Spitze stand oder nicht. Das Königthum war nicht eine Eigenthümlichkeit einiger Stämme, bei allen Stämmen und in allen Abschnitten der Urzeit findet sich der Wechsel von Königen und königloser Regierung. Auch ist nicht auszumachen, welche von diesen beiden Staatsformen die ursprüngliche war. Endlich findet sich das Königthum sowohl bei den kleinen wie bei den großen, bei den locker gefügten und bei den fester geschlossenen Staaten.

Der König war der persönliche Träger der Staatsgewalt; aber in allen wichtigen Dingen war er an den Rath der Angesehenen gebunden oder an den Beschluß des Volkes.

Oft heißt es deshalb: der König führt Krieg, hält Frieden, der König schickt Truppen; aber eben so oft: das Volk der Gothen hat Truppen versprochen, die Franken ergeben sich.

Ammian sagt einmal, die Linzgauer führen den Krieg auf Anstiften ihres Königs.

Und so blieb es auch noch nach der ungemeinen Steigerung der königlichen Gewalt durch die Gründung der Staaten auf römischem Boden. Bei Jordanis sendet der Kaiser Valentinian (451) seine Gesandten „an die Westgothen und ihren König, ad Vesegothos eorumque regem". Bei Fredegar nimmt der Gesandte eine Buße in Empfang „für den König Chlodowech und die Franken" regi Chlodoweo et Francis. Justinian sandte Briefe an „den König und an die Optimaten der Gothen".

Diese Vorstellung wurzelte so fest bei den Germanen, daß sie dieselbe auch auf den römischen Kaiser übertrugen. So forderten die Gepiden, daß zwölf römische Senatoren den Vertrag beschwören sollten, und Theodorich ließ sich von Kaiser und Senat einen Eid leisten.

Der König war der Vertreter seines Volkes der Gottheit gegenüber und als solcher der oberste Priester; er war ferner der oberste Richter in seinem Volke, d. h. der Vorsitzende der Landsgemeinde, die auch Gericht war, und drittens war er der Anführer im Kriege. Als solcher glich er dem Herzog, und Viele hat es deshalb bedünken wollen, als sei der König aus dem Herzog entstanden, als sei der König ein Herzog, der seine Stellung auch im Frieden bewahrte. Der Vergleich lag um so näher, als beide Führer durch die Erhebung auf den Schild erwählt wurden. Allein der Inhalt der mit jener Wahl übertragenen Gewalt war ein verschiedener.

Der Herzog ward von den am Kriegszuge betheiligten Staaten, oder von dem im Frieden ohne Fürst lebenden Volke, oder endlich von der aus mannigfaltigen Bestandtheilen zusammengesetzten Raubschaar für die Dauer des Zuges zum Führer gewählt und hatte die Gewalt über Leben und Tod. Der König aber war das Haupt eines dauernden Staates und hatte die Gewalt über Leben und Tod nicht, oder nur dann, wenn er auf Beschluß des Volkes mit seinem Volke in den Krieg zog, wenn er also gewissermaßen zum Herzog wurde. Der Herzog hatte eine einzelne, der König eine allgemeine Aufgabe.

Seinem Wesen nach war der König vorwiegend der Repräsentant des Friedens, der Herzog ausschließlich der Repräsentant des Krieges. Auch damals galt den Germanen trotz ihrer Kriegslust der Friede als die Aufgabe und der regelmäßige Zustand des Staates, der Krieg als die Ausnahme, und der König war das ordentliche, der Herzog das außerordentliche Haupt des Volkes. Die Sage wie die Geschichte erzählen von großen Königen, deren Ruhm alle anderen überragte, und die doch ruhig in ihrem Palaste saßen und andere Helden für sich kämpfen ließen. Nicht daß sie feig gewesen wären, das durften sie nicht sein; aber es lag nicht in dem Wesen des Königs, alle Schlachten selbst zu schlagen. Das war seine Ehre, daß die größten und mächtigsten Recken seines Dienstes gewärtig waren. Bei der Wahl des Herzogs sah man ausschließlich auf seine Tapferkeit, bei der Wahl des Königs hielt man sich an die adeligste Familie, an das „königliche Geschlecht“. Auch ist in keinem der zahlreichen Fälle, in denen wir ein Volk aus königlosem Staat zum Königthum

übergehen sehen, das Königthum aus dem Herzogthum erwachsen oder gar, wie das doch die eigentliche Meinung ist, stillschweigend erwachsen durch das Festwerden der nur für einen bestimmten Krieg verliehenen Gewalt. Immer erwuchs es aus einem besonderen, mit Nachdruck auftretenden Wunsche des Volkes und durch einen feierlichen Act.

Auch das kam vor, daß ein zeitweise königloses Volk plötzlich mehrere Könige über sich erhob und sich so in eine Reihe von Theilstaaten schied.

Völker, die keine Schrift kennen und kein geschriebenes Recht, pflegen umsomehr die formale Seite des Rechts. Die Beobachtung der Form begründet ihnen das Recht. Kein Act gewinnt öffentliche Anerkennung, wenn er nicht in der rechten Form vollzogen wird. Diese Regel gilt von allen Völkern auf dieser Culturstufe [1]) und galt auch bei den Germanen. Leider kennen wir von den Formen, die bei der Wahl des Königs beobachtet werden mußten, nur sehr wenig [2]).

---

[1]) Vergleiche die Ausführung von Brunner Zeugen- und Inquisitionsbeweis. Wien 1866, S. 5. (Besonders abgedruckt aus den Sitzungsberichten der Academie der Wissenschaften 1865, S. 343 ff.)

[2]) Namentlich läßt sich nicht untersuchen, ob und in welchen Punkten die Form der Königswahl verschieden war von der Form der Herzogswahl.

Man hat in neuerer Zeit vielfach Werth darauf gelegt, das sittliche Verhältniß des germanischen Staatsverbandes begrifflich zu bestimmen, und hat dann wohl gefunden, daß es als Treue zu charakterisiren sei im Gegensatz zu dem Gehorsam, den der moderne Staat von seinen Unterthanen fordert. Aber diese Versuche haben nur Werth, wenn sie mit vorsichtiger Beschränkung angestellt werden. Sie lassen auf eine Reihe von Erscheinungen ein scharfes Licht fallen — und es ist sehr nützlich, sie vorübergehend, zum Zweck der Untersuchung, der Charakterisirung so zu beleuchten. Wollte man die ganze Verfassung dauernd so betrachten, so würde ein falsches Bild entstehen, oder vielmehr es würde ein Spiel mit Worten werden. Aber auch ein sachlicher Irrthum ist dabei zu vermeiden. Man faßt diesen Gegensatz von Gehorsam und Treue meist so, daß Gehorsam die schwerere Pflicht auflege, Treue die leichtere, daß Gehorsam unbedingte, Treue nur bedingte Pflichterfüllung fordere. Dies ist nicht der Fall. Die Treue schließt den Gehorsam ein. Der eine soll thun, was dem andern frommt, also vor allem dasjenige, was der andere von ihm zur Durchführung seiner Pläne fordert. Nur in dem Falle soll er es nicht thun, wenn er überzeugt ist, daß der Auftrag dem andern nicht nützen, sondern ihm zum Verderben gereichen werde. In dem Verhältniß des Unterthanen zum Könige kann dies aber nur ganz ausnahmsweise vorkommen, und nicht darin ist der Unterschied zu suchen, wenn man Treue im Gegensatz zu Gehorsam als die Grundlage des germanischen Unterthanenverbandes bezeichnet. Der Unterschied liegt vielmehr in der Stellung der Personen zu einander. Die Treue ist ein Verhältniß unter Gleichen,

Zunächst wurde der Erlesene von einem hervorragenden Manne in der Versammlung proclamirt und dem Volke in feierlicher Weise gezeigt. Bei den meisten Stämmen ward er zu diesem Zweck auf den Schild gehoben und dreimal im Kreise herumgetragen; bei anderen trat er auf einen bestimmten Stein in der Mitte der Dingstatt. Gefiel er den Männern, so sprangen sie jauchzend in die Höhe, schlugen dabei die Waffen zusammen und riefen ihm Heil zu. Das war ihre Abstimmung. Es wurde nicht gezählt, und es gab keine Bestimmung über die erforderliche Größe der Majorität. Die Minorität fügte sich oder widersetzte sich oder löste sich ab von dem Staate.

Dann folgte die Uebertragung der Gewalt durch die Ueberreichung einer Lanze [1]). Wie alle Gewalt mit dem Symbol der

---

Gehorsam unter Ungleichen. Auch der Diener erhebt sich innerlich aus der Stellung des Gehorchenden, wenn er seinem Herrn echte Treue schenkt, und selbst dem Hunde geben wir eine nähere Stellung zu uns, sobald er jenen ethischen Zug entwickelt. Treue ist freiwilliger Dienst, ist Dienst aus Liebe.

Nun blieb der Germane der Kamerad seines Königs, der dem Wesen nach gleichstehende Genosse, nur daß der andere höher geehrt war, wie das unter allen Genossen begegnet. In diesem Sinne ist es deshalb berechtigt, den germanischen Unterthanenverband als ein Treuverhältniß zu charakterisiren und zugleich als ein solches, das dem Könige nur bedingten Gehorsam verschaffte.

Denn es ist nicht möglich, daß zahlreiche Männer auf die Dauer ihre Meinung und ihr Behagen dem Willen eines anderen unterordnen, dem sie sich gleich dünken. Diese Auffassung ihres Verhältnisses zum König mußte den Zwang bedenklich schwächen, der den Mann zur Erfüllung des vom Könige Geforderten anhielt.

Neben anderen Ursachen wirkte sie mit an der Lockerung des Staatsverbandes. Allein man muß sich hüten, diesen Begriff in die Mitte der Untersuchung zu stellen. Es beruht mehr auf einem allgemeinen Eindruck, wenn wir das Verhältniß von König und Unterthan so charakterisiren. Thatsächlich gestaltete sich das Verhältniß in dem einen Falle ganz anders als in dem anderen, und die übrigen Verhältnisse — dauernde Herrschaft eines Geschlechts, feste Sitze, Unterordnung der Gaugemeinden unter die Landsgemeinde u. s. w. — hatten regelmäßig einen viel bedeutenderen Einfluß auf die Stellung des Königs und das Maß des Gehorsams, welches er fand, als diese Anschauung, daß man nur Treue schulde.

[1]) Als die Langobarden den König Hildebrand wählten, gaben sie ihm sicut moris est die Lanze (contum) in die Hand. Paulus Diaconus 6, 55.

Dieser Act wird regelmäßig unmittelbar auf die Proclamation gefolgt sein. Es war offenbar eine Ausnahme, daß die Quaden einen König wählten und dann mit dem Act der Verleihung der Gewalt warteten, bis sie in Rom an-

Waffe vergeben ward, so auch die höchste. Den Schlußact bildete der Treueid.

Solche Eidesleistung kennen wir erst aus der folgenden Periode; aber es ist anzunehmen, daß sie auch in der Urzeit nicht fehlte. Der Eid beherrschte das Rechtsleben der Germanen, begleitete alle wichtigen Acte; es wäre auffallend, wenn er hier gefehlt hätte. Vor jeder Schlacht leisteten die Kampfgenossen einander den Eid, daß sie treu zusammenstehen wollten [1]), und ebenso schwuren die Staatsgenossen ihrem Könige und er ihnen. Der Inhalt des Eides war regelmäßig ganz allgemein. Es war ein Gelöbniß der Treue. Das Volk schwur dem Könige, ihm anzuhangen und zu folgen, wie ein Volk seinem König folgen soll, und der König gelobte, dem Volke ein rechter König zu sein.

Der König hatte den Frieden im Lande zu wahren, oder besser, der Friede im Lande war die Ehre des Königs. Wer den Frieden störte, Streit begann und Gewaltthat übte, der verletzte die Ehre des Königs und hatte ihm ein Friedensgeld zu zahlen. Ebenso mußte auch dem Hausherrn ein Friedensgeld gezahlt werden, wenn jemand auf seiner Flur mit Worten beleidigt oder mit Waffen verletzt wurde. „Wer die Waffen zieht, wo Männer trinken," heißt es in den Gesetzen von Kent, „ohne aber wirklich zu verletzen, der gelte einen Schilling dem, welchem die Flur gehört, und zwölf Schillinge dem Könige."

Der König war der Landesherr und Landesvater, wie der Bauer in seinem Hause der Hausherr und der Hausvater. Auch der Hausvater war Priester, Richter und Anführer der Seinigen, und im Norden hieß er wie der König „Drotten". Und umgekehrt hatte der König für alle, die ohne den Schutz eines Vaters oder sonstigen Hausherrn waren, namentlich für die Fremden und für verwandtenlose Wittwen und Waisen, die Pflichten des Hausvaters zu erfüllen.

Allein jeder Vergleich hinkt, und auch bei diesem ist gleich eine starke Einschränkung nöthig.

Nicht das Maß der Gewalt, die dem Könige im Lande zustand, ist zu vergleichen mit der Gewalt, die dem Hausherrn zustand in

---

gefragt hatten, ob dieser Mann dem Kaiser auch genehm sei. Scriptores historiae Augustae. Jul. Capitolinus, vita M. Antonii, cap. 14. Quadi amisso rege suo non prius se confirmaturos eum qui erat creatus dicebant quam id nostris placuisset imperatoribus.

[1]) Ammianus Marcellinus Rerum gestarum l. 31, 7 in der Schilderung der Schlacht ad Salices: barbari, postquam inter eos ex more juratum est.

seinem Hause. Der König hatte nicht entfernt so starke Gewalt über die Männer des Volkes, wie der Hausherr über sein Weib, seine Töchter, seine unmündigen Söhne, seine Knechte und Mägde. Nur der Kreis der Pflichten und Ehren ist zu vergleichen.

Der König war der einzige Beamte oder Vertreter des Staates: er hatte alle seine Pflichten selbst zu erfüllen oder durch seine Freunde oder Diener erfüllen zu lassen.

Nur nach einer Seite hin war diese einfachste Form der Verfassung einer entwickelteren gewichen: als religiöses Oberhaupt seines Volkes hatte der König einen Würdenträger zur Seite. Das war der Priester des Staates.

Es ist natürlich, daß diese Fortbildung sich zuerst auf dem religiösen Gebiete vollzog. Denn die Religion war neben der Poesie das einzige Gebiet, auf dem das geistige Leben des Volkes bereits einen höheren Schwung und eine tiefere Ausbildung gewonnen hatte.

Der Priester war der Kundige, der die Runen zu deuten wußte, die Formeln bewahrte und die heiligen Gebräuche. Er brachte das Opfer, er sprach die Gebetsformel, welche die Volksversammlung eröffnete, er vollzog im Heere die Strafe an dem, welchen ihm der König bezeichnet hatte. Der Priester war der hochgeehrte Diener der Gottheit, dessen Vermittelung bei vielen und wichtigen Geschäften nicht zu entbehren war — aber es gab keine Priesterherrschaft in Deutschland. Nicht einmal in den religiösen Kämpfen hatten sie das entscheidende Wort. Als das Christenthum eindrang, haben sich viele Fürsten und Könige dem widersetzt; aber Priester werden dabei selten erwähnt.

Jedoch war der Priester nicht der Beamte des Königs, er stand neben ihm; er dankte seine Stellung nicht ihm, sondern entweder der Geburt oder der Wahl der Gemeinde, ganz wie der König selbst.

Der König wurde gewählt; aber trotzdem war die Würde in gewisser Weise erblich. Wenn das Volk einen König wählte, so wählte es den Sohn des letzten Königs, oder wenn es lange Zeit ohne König gelebt hatte, und eine direkte Erbfolge nicht möglich war, so wählte es doch ein Glied der königlichen Familie, denn daran pflegte es auch den Völkerschaften nicht zu fehlen, die lange Zeit hindurch ohne König gelebt hatten. Es war die adeligste unter den adeligen Familien, diejenige, aus welcher früher Könige gewählt waren, oder, wenn es mehrere solche Familien gab, diejenige, aus der die zur Zeit berühmtesten Könige hervorgegangen waren.

Hinterließ ein König mehrere Söhne, so regierten sie bisweilen zusammen oder theilten das Land und zwar oft so, daß einer als Oberkönig, als Haupt des ganzen Volkes galt.

Solche Vorgänge erwecken den Schein, als hätten die Könige ihr Land besessen wie heute ein Bauer seinen Hof; allein ob ein König ernannt werden sollte, ob und wie das Volk und Land getheilt werden sollte, das hing von dem Willen des Volkes ab.

Die Söhne und Verwandten des Königs führten Titel, welche ihre Zugehörigkeit zum königlichen Hause bezeichneten, lateinisch regales; denn groß war die Ehre des Königs und seines Geschlechts. Auf die Götter führte man seinen Ursprung zurück. Davon sangen die Lieder, in denen das Volk die Erinnerung der Vorzeit bewahrte, und die Sänger, die in der großen Halle unter den trinkenden Männern den Ruhm ihres Herrn priesen. — Noch mehrere Jahrhunderte nach der Bekehrung zum Christenthum erhielt sich diese Anschauung: der gläubige König Alfred nannte sich einen Wodansenkel.

Schwer entschloß sich das Volk, einen König aus einem anderen Geschlechte zu wählen, und zu Gemeinfreien hat man nur in ganz vereinzelten Fällen seine Zuflucht genommen. — Allein alles dies konnte nicht hindern, daß der König nur geringe Gewalt über das Volk hatte. Das erfuhr selbst noch Chlodowech. Er wollte einen Kelch aus der gemeinsamen Beute vorwegnehmen und der beraubten Kirche zurückgeben — aber einer von den gemeinfreien Franken wollte es nicht dulden und zerdrückte den Becher vor den Augen des Königs. Chlodowech mußte es hinnehmen und rächte sich dafür bei günstiger Gelegenheit, indem er den Mann mit der Axt niederschlug.

Chlodowech übte hier kein Richteramt, es war eine Gewaltthat. Er mußte gewärtig sein, daß er von den Verwandten des Mannes wieder ermordet wurde, sei es sofort oder später. Ein Rechtsmittel stand ihm nicht zu gegen den Mann; denn der Mann hatte kein Gesetz verletzt, er hatte nur sein Recht gebraucht, aber in einer Weise, die den König als Person beleidigte.

Die Burgunden setzten ihren König ab, sobald unter seiner Regierung schweres Unglück über das Volk kam, und ebenso sind andere Stämme mit ihren Königen oftmals sehr gewaltsam umgegangen.

Dem entspricht auch die allgemeine Charakteristik, welche die Römer von diesem Königthum entworfen haben. Bei Cäsar sagt der Eburonenkönig, seine Macht sei der Art, daß das Volk nicht weniger Gewalt über ihn habe (non minus juris) als er über das Volk.

Tacitus sagt ebenso, es sei eine Gewalt, die abhängig sei von dem guten Willen der Unterthanen.

Und von den Völkerschaften der Schweden meldet Adam von Bremen im elften Jahrhundert: „Sie haben Könige aus altem Geschlecht; aber deren Macht hängt ab von dem Willen des Volkes." König Erich der Siegreiche, der um 990 über Dänemark und Schweden gebot, einer der mächtigsten aller heidnischen Könige, sagte von einem Bauern seines Reiches: Er ist in manchen Stücken mächtiger, als ich bin, und unlängst, als wir miteinander wetteiferten, hatte er mehr zu sagen als ich."

Recht lebendig erläutern sich alle diese Charakteristiken durch eine Erzählung von Erichs Sohne Olaf, den man den Schoßkönig nennt, weil er bereits die Huldigung empfing, als er noch auf dem Schoße saß.

Er hatte Streit mit Olaf Haralds Sohne von Norwegen, und es kamen Gesandte zu ihm, um die Forderungen ihres Königs friedlich durchzusetzen, die auch vielen Schweden billig zu sein schienen. Das Volk der Schweden war zur großen Landsgemeinde versammelt, dem Allsheriarding; die Gesandten hatten ihre Sache vorgetragen, und manche Stimmen wurden laut, die zum Frieden riethen. Aber der König Olaf wies sie heftig zurück. Da erhob sich Thorgny, der Lagmann oder Gesetzsprecher von Tiundaland, einem der drei Theilstaaten von Schweden. Er war ein alter Mann, aber nicht gebrochen vom Alter, sondern gewaltig anzuschauen. Sein Bart war so lang, daß er ihm auf den Knieen lag, wenn er saß. Als er sich erhob, standen alle Bauern auf oder drängten sich herbei, und es war ein großes Waffengeräusch und Getöse durch die Menge des Volkes. Nachdem Thorgny die Thatkraft und das Wohlwollen der früheren Könige gerühmt, die sein Großvater, Vater und er selbst gekannt hatten, sagte er: „Doch dieser König, der jetzt da ist, will nicht, daß Einer wage, zu ihm zu reden, außer was ihm selbst wohlgefällig zu hören ist. Und wonach ihn gelüstet, das betreibt er mit aller Hitze. Seine Steuerländer aber läßt er durch Sorglosigkeit sich aus den Händen gehen, und dennoch will er Norwegen beherrschen, was kein Schwedenkönig vor ihm begehrte, daher Mancher in Unruhe leben muß. Deshalb wollen wir Bauern, daß du, König Olaf, mit Norwegens Könige Frieden schließest und ihm deine Tochter Ingegard zur Frau giebst. Willst du die Ostländer wiedergewinnen, die deine Verwandten und Voreltern gehabt haben, so folgen wir dir Alle.

Willst du aber unser Begehren nicht erfüllen, so werden wir dich überfallen und dich tödten und nicht länger Unfrieden und Unrecht dulden. Denn so haben es unsere Voreltern gemacht: sie stürzten fünf Könige in einen Brunnen bei Mulathing, die so von Hochmuth erfüllt waren, wie du gegen uns. Sprich nun rasch, welchen Theil du erwählst." Da ertönte im Umstand Waffengeräusch und große Bewegung. Der König stand zum Sprechen auf und sagte, daß er des Volkes Begehren erfüllen wolle: so hätten es alle Schwedenkönige gehalten, daß sie das Volk hätten entscheiden lassen, wo dasselbe es begehrte. Da legte sich der Lärm im Volke.

Im Großen und Ganzen lebten die Germanen in Staaten mit Königthum nicht minder frei, als in Staaten ohne Königthum.

Allein das Königthum war darum nicht etwas Gleichgültiges: es galt immer als ein wesentlicher Unterschied, ob ein König an der Spitze des Staates stand oder nicht.

Nach der Niederlage, welche sie durch die Langobarden erlitten, wagten die Heruler nicht mehr, einen eigenen König zu haben, „weil ihre Macht ihnen zu gering schien." Noch bezeichnender ist der Umstand, daß der Gothe Athanarich sich in einer Verhandlung mit den Römern den Namen König ausdrücklich verbat: er sei kein König, er sei ein Richter. Worin lag nun aber dieser Unterschied?

Tacitus sucht ihn in dem Grade der dem Volke zustehenden Freiheit. Der Name König sei dem Volke verhaßt — regis nomen invisum —; der Versuch, König zu werden, habe die Freiheitsliebe der Germanen beleidigt. Aber schon seine eigenen Erzählungen widerlegen diese Sätze, ebenso alle übrigen Quellen, vor allem die heidnische Sage, die für die Denkweise des Volkes wichtiger ist als die Nachrichten der Römer.

Tacitus trug die römische Anschauung, den zur fixen Idee gewordenen Königshaß des römischen Republikaners in die germanischen Verhältnisse hinein. Den Deutschen war der Name König nicht verhaßt, sondern eine Ehre und ein Stolz. Das Volk freute sich seines Königs und zitterte nicht vor ihm. Sobald er dazu Anlaß gab, so bald ward er todtgeschlagen oder vertrieben und ein anderer gewählt.

Von dem Volke ist das Amt des Königs nie gefürchtet; wohl aber war es den Großen lästig, vor allem den Häuptlingen der Hundertschaften, die in Staaten ohne Königthum sich wie kleine Könige fühlen konnten.

Der Unterschied war wesentlich der, daß der Staatsverband fester war, wenn ein König an der Spitze desselben stand.

Ein Volk, das keinen König hatte und seine Einheit nur in der, bei größeren Staaten meist in längeren Zwischenräumen stattfindenden Landesgemeinde oder Heerversammlung fand, wurde sich seiner Einheit nicht so bewußt, als wenn sie in des Königs Person verkörpert war und in seiner Familie, die alle überragte, in seinem Hause, das Allen, auch den Entferntesten, als die Wohnung des Rechts, das Asyl vor Gewalt galt.

Aus den mächtigen Familien und den hervorragenden Helden, die um den maßgebenden Einfluß stritten und leicht verschiedene Theile des Volkes in getrennte Bahnen führten, war nun einer erhoben zum Haupt und Mittelpunkt. Der Streit zwischen den Mächtigen und ihren Sippen war beendet.

Es war das etwas sehr Bedeutendes, viel bedeutender als es uns heute erscheint. Heute begreift der Staat solche Massen und verfügt über solche Kräfte, daß der Einzelne mit seinen Freunden ihnen keinen nennenswerthen Widerstand zu leisten vermag. Aber noch 1464 fühlte sich das Land Schwyz fast hilflos, als ein Mord „zwo gross fründschaften und vernampte Geschlecht des Landes" in Feindschaft setzte.

Die Festigkeit des Saatsverbandes beruhte freilich zunächst auf der Unterordnung der Hundertschaft unter die Landesgemeinde, und Staaten mit dieser taciteischen Normalverfassung waren auch ohne Königthum geschlossener als Staaten mit Königthum, wenn in ihnen die Hunderte mehr die Stellung von Theilstaaten einnahmen. Aber nächst jener inneren Fügung war das Königthum das wichtigste Band staatlicher Ordnung, und durch den Gang der geschichtlichen Entwicklung wurde diese Bedeutung noch sehr wesentlich gesteigert. Denn mit dem Verlassen der Heimat und durch die lange Wanderung wurden die auf festen Grenzen, auf bestimmtem Dingfelde oder Malberge beruhenden Hundertschaften aufgelöst. Der Geschlechtsverband, der in der Heeresordnung maßgebend war, trat an ihre Stelle, und das Königthum blieb allein übrig als Träger einer höheren staatlichen Entwickelung.

In dieser Betrachtung ist dem Königthum stets nur der Staat gegenübergestellt, der gar kein Oberhaupt hatte, der keinen anderen Vorsteher kannte, als die Richterhäuptlinge der Hundertschaften. Aber

an einer Stelle, da, wo er von den Opfern spricht, erwähnt Tacitus einen Fürsten des Staates, der nicht den Titel König führte, sondern den Titel, den die Römer mit dem Worte princeps wiedergegeben haben, denselben also, den die Richter der Hundertschaften führten. Es ist dies in der ganzen, so mannigfaltigen Literatur die einzige unzweideutige Stelle, die einen solchen Fürsten des Staates erwähnt. Wo immer germanische Völker mit den Römern freundlich oder feindlich zusammentrafen, da standen sie unter einem Könige oder unter mehreren Häuptlingen.

Aber die Nachricht des Tacitus ist so bestimmt, daß es Staaten mit einem solchen Fürsten ohne den Titel König gegeben haben muß, und vielleicht bietet der Westgothe Athanarich ein Beispiel. Er führte nicht den Titel König, aber er war in der Stellung eines Königs, er führte den Titel, den die Richter der Hundertschaften führten und war doch offenbar nicht bloß Häuptling einer Hundertschaft, er bedeutete mehr. Allein er war doch auch nicht das Haupt aller Westgothen, und seine Stellung war nicht dauernd. Gleich darauf traten zwei andere Häuptlinge als Führer der Masse auf.

Ammian sagt einmal von einigen Quaden, sie ragten unter den Häuptlingen hervor; so ist auch Athanarichs Stellung zu denken. Die kleinen Verbände der Westgothen waren damals mehr Theilstaaten eines Stammes als Glieder eines Staates, und wie bei den Quaden werden kleinere oder größere Gruppen derselben vorübergehend in engerer Vereinigung gewesen sein. Athanarich erscheint als das Haupt eines solchen Staates im aufgelösten Staate der Westgothen und durch das so erlangte Uebergewicht konnte er zeitweise über alle Westgothen einen beherrschenden Einfluß ausüben, den Römern als „Haupt der Westgothen" erscheinen.

Derartige Bildungen waren nicht selten; selten dagegen wird der Mann, welchen eine ganze Völkerschaft an ihre Spitze stellte, des königlichen Namens entbehrt haben. Diese Stellung forderte diesen Namen. Wenn es aber je vorkam, so ließe es sich etwa so erklären. Das Volk verlangte eine Einigung unter einem Haupte, die Häuptlinge widerstrebten und setzten wenigstens so viel durch, daß dem erkorenen Haupte nicht eine Ehre zu Theil ward, die auch seine Familie dauernd über sie erhob und es ihnen für immer unmöglich zu machen drohte, mit ihm und seiner Familie zu rivalisiren.

Denn, wie es auch immer mit diesem „Richter-Fürsten" bestellt gewesen sein mag, in den Befugnissen konnte er nicht wohl beschränkter

sein als der König, der alle Macht und allen Einfluß aus seiner Persönlichkeit, seinem Besitz und seinem Anhang nehmen mußte.

Der Richter-Fürst war nicht etwa der Präsident einer Republik im Gegensatz zu dem Monarchen.

Will man überhaupt den Gegensatz von Staat mit Königthum und Staat ohne Königthum durch moderne Begriffe verdeutlichen, so darf man nicht von Monarchie und Demokratie, sondern eher noch von Monarchie und Aristokratie sprechen. Indeß auch dieser Vergleich bliebe schief — demokratisch waren alle germanischen Staaten und alle auch aristokratisch.

Der Richter-Fürst konnte sich nur dadurch von dem König unterscheiden, daß seine Stellung nicht so glänzend und nicht so fest war. Er entbehrte der hohen Ehre des königlichen Namens und der Aussicht, daß sein Sohn dereinst einmal die gleiche Stellung gewinnen werde. Die Erhebung eines Richter-Fürsten war der erste Schritt zur Einführung des Königthums [1]): der Richter-Fürst hatte das Scepter erhalten; aber er stand noch auf den Vorstufen des Thrones, erhob sich noch nicht völlig über die Schaar der Häuptlinge.

Die Regel aber war, daß entweder ein König an der Spitze der Völkerschaft stand oder überhaupt kein Fürst.

Das Königthum, das den Staat fester zusammenschloß und den Mann über die Menge erhob, bot dem Ehrgeizigen die geeignete Form, um eine stärkere Gewalt zu gewinnen.

Es sind dazu auch einige Versuche gemacht, theils veranlaßt durch das Vorbild Roms und die Beziehungen zu Rom, theils ohne diese Anregung. Ein König, reich an Schätzen und stark durch ein großes Gefolge oder seine Verbindung mit Rom, setzte sich über das Herkommen hinweg, entzog seine Mannen dem Gericht, zwang die Freien zu unbekanntem Dienst, raubte ihnen das schnelle Roß, die kostbare Waffe, die schöne Sklavin. Auch von seinen Freigelassenen und Sklaven mußten die freien Leute Unbill erdulden. Ueber derartige Anfänge ist es aber nicht hinausgekommen, und kein germanisches Volk hat ein solches Regiment längere Zeit ertragen. Zwar erwähnt Tacitus bei den Gothen ein strafferes Königthum und bei den Suionen

[1]) Natürlich ist damit nicht gesagt, daß der königlose Staat regelmäßig diese Stufe durchlief. Wir kennen kein einziges Beispiel, und nur jene Angabe des Tacitus führt zu der Vermuthung, daß es vorgekommen sei.

oder Schweden ein förmliches Tyrannenregiment; aber abgesehen davon, daß Tacitus' Kunde über diese östlichen und skandinavischen Völker sehr unsicher ist, so finden wir später bei ihnen dieselben Grundlagen germanischer Freiheit wie bei den übrigen Germanen.

Die großartigste Erscheinung solcher Könige nach römischem Muster war Marbod; aber auch er hat die Grundlagen der germanischen Verfassung nicht berührt.

Erst die Veränderung der wirthschaftlichen Verhältnisse und der Aufgaben des Staates in den germano-romanischen Staaten brachte eine dauernde Steigerung der königlichen Macht. Erst in diesen Staaten ist auch ein Beamtenthum entwickelt; bis dahin war der König der einzige Beamte. Was er nicht selbst besorgen konnte, hatte er durch seine Gefolgsleute oder seine unfreien Knechte erledigen zu lassen. Die Richter der Hundertschaften waren nicht Organe des Königs, sondern unabhängig von ihm. Mit aller Schärfe tritt das hervor, als sich bei den Franken die ursprüngliche Verfassung umwandelte: da verdrängte der Beamte des Königs den alten Richter.

Des Königs Macht ruhte namentlich in den größeren Mitteln, die es ihm möglich machten, ein bedeutenderes Gefolge zu halten und im Nothfall Schaaren von Söldnern aus anderen Stämmen herbeizurufen.

Diese Mittel bestanden in den Acker- und Waldflächen, die ihm aus dem Staatsgebiet ausgeschieden waren, in dem Antheil an den Strafgeldern, in den freiwilligen Gaben vom Ertrage der Ernte, des Bienenkorbes, des Viehstandes, welche das Volk ihm jährlich darbrachte, und endlich in dem „Schatze“, der vorzugsweise durch die Beute glücklicher Kriegszüge und durch Zahlungen der Römer — für geleistete Kriegsdienste oder als eine Art Brandschatzung zur Abwehr von Einfällen — gemehrt ward.

Der Schatz spielte in der Entwickelung des germanischen Königthums eine ganz hervorragende Rolle, und die Sage sieht in ihm geradezu die eigentliche Grundlage der Macht.

Das Gold und das Silber, Münzen und Ringe, Ketten und Helmschmuck riefen die Männer zu Tausenden in den Dienst. Je roher die Verhältnisse waren, um so allgewaltiger waren die Naturtriebe der Habsucht und der kindlichen Freude am Glänzenden, am allbegehrten Kleinod. Von diesem zwingenden Zauber redet die Sage in mannigfaltigen Bildern: Geister wohnen im Golde, und der Ring Andwari treibt jeden Besitzer in unabwendbares Verderben.

Das war die reale Grundlage der Macht des Königs; stärker aber war noch die ideale, der Glaube des Volkes an die Hoheit, die zauberkräftige Herkunft seines Amtes. Es bedurfte nur auch einer Persönlichkeit, welche würdig war, der Träger dieses Glaubens zu werden. Das Schwert mußte er schwingen können stärker als jeder andere, den Tod mußte er verachten und das von den gewöhnlichen Menschen gierig begehrte Gold mit offener Hand vertheilen an seine Mannen. Erhaben über die gemeinen Bedürfnisse, mußte er sich bewähren als der echte Sohn der hohen Götter. Dann sammelten sich um ihn die Helden, dann sicherte er noch auf Jahrhunderte hin seinem Geschlechte den Glanz des Scepters und seinem Volke die Einheit.

Auch auf so niedrigen Stufen der Cultur sind die idealen Mächte schließlich doch gewaltiger, als die meßbaren und wägbaren: sie können nichts ohne diese; aber auch diese sind nichtig, wenn der Geist nicht in sie fährt und sie regiert.

Die Richter oder Häuptlinge der Hundertschaften wurden gewählt wie die Könige, und auch bei ihnen war die Wahl schwerlich ganz frei: das hervorragendste Geschlecht der Hundertschaft konnte nicht ohne Grund umgangen werden. Die Wahl erfolgte in der Landsgemeinde. Wenn der Sprecher des Rathes der Großen den Mann genannt hatte, und dieser in die Mitte des Ringes trat, dann rührte der „Umstand" die Waffen und rief ihm Heil zu. Nicht auf gemessene Zeit wurden die Richter gewählt, sondern wie der König auf Lebenszeit. War ein Theil des Volkes mit seinem Richter unzufrieden, so sagten sie sich ebenso von ihm los, wie sie den König absetzten, der ihnen nicht mehr genügte, und wenn ihnen der alte Häuptling zu mächtig war, so schlossen sie sich einem andern an. Das geschah mit derselben Sicherheit und Rechtsüberzeugung, wie etwa die Stadt Soest 1444 ihrem Landesherrn schrieb: Wetet Biscop Dietrich van Moers, dat wy den vesten Junker Johann van Cleve lever hebbet als Juwe, und wert Juwe hiemet abgesagt.

Die Gemeinde blieb unter allen Umständen souveräne Herrin ihres Willens: was sie erklärte oder that, das war Recht.

Oft waren mehrere kleine Staaten zu größeren Gesammtstaaten vereinigt. Bald waren es Theile eines einzigen Volkes, das sich in Theilstaaten aufgelöst hatte, aber sich trotzdem noch als politische Einheit fühlte, bald Nachbarvölker, die sich zu einem Staate vereinigt hatten, wie die Schweden und Gothen im Schwedenreiche. Einige

dieser großen Gesammtstaaten waren durch friedliche Vereinigung, andere durch Eroberung entstanden.

Stand ein König an der Spitze des Gesammtstaates, so galt der Theil als der führende, aus dessen Mitte er genommen war. Hatten die Theilstaaten ebenfalls Könige, so hießen sie Unterkönige. Auch bei Staaten ohne Königthum konnte ein Vorrang bestehen. Aus dem mächtigeren Theilstaate pflegte der Herzog gewählt zu werden; mit seinem Namen ward auch der Gesammtstaat benannt, und seine Dingstätte diente als Dingstätte für die „Gesammtheeresversammlung". So stritten z. B. im Mittelalter die Gemeinden des Cantons Zug um diese Ehre, und in Island hatte der Godi, in dessen Bezirk das „Landthing" lag, einen besonderen Ehrentitel und einen Vorrang vor den übrigen Goden.

Im Einzelnen war die Verbindung solcher Theilstaaten sehr verschieden gestaltet.

Bisweilen bestand sie nur darin, daß die Theilkönige demselben Geschlecht angehörten, oder in ähnlichen mehr äußerlichen und gelegentlichen Beziehungen; bisweilen fand sie dagegen in bestimmten Ordnungen ihren Ausdruck.

Am engsten war die Verbindung, wenn neben den gesonderten Landsgemeinden auch eine von allen Völkern besuchte Gemeinde stattfand, wie bei den Dänen, Schweden, auf Gothland u. s. w., sei es regelmäßig, sei es nur bei besonders wichtigen Anläßen. Noch im Mittelalter hatte so Nidwalden seinen Landtag zu Stans an der Linde bei der Spielmatten, Obwalden zu Sarnen am Grunde, und beide Theilstaaten eine gemeinsame Landsgemeinde zu Weisserlen.

Vereinzelt finden sich auch Spuren von einer Vertretung der Theilstaaten durch Abgeordnete. „Bei dem Orte Markloh, der mitten in Sachsen an dem Weserstrom liegt, kommen einmal im Jahre zu feststehender Zeit aus den einzelnen Gauen der Sachsen . . . je zwölf Männer, die dazu aus den drei Ständen erwählt sind, und bilden eine allgemeine Landsgemeinde."

Ebenso hatten die Friesen in späterer Zeit eine Versammlung von Deputirten der einzelnen Lande in Upstallsbom, und zu Tacitus' Zeit schickten die verschiedenen Völkerschaften der Sueben Abgeordnete in den heiligen Hain der Semnonen, um gemeinsam ein großes Opferfest zu begehen, das schwerlich ganz ohne politische Bedeutung war.

Besiegte Völker wurden meist nur zu gewissen Leistungen ver-

pflichtet: sie hatten eine Anzahl Viehhäupter zu stellen und Zuzug im Kriegsfall, im Uebrigen blieben sie für sich

Aber auch wenn sie in das Reich des Siegers eingefügt wurden, bewahrten sie doch die Organisation eines besonderen Staates. Es gab in der ganzen Periode keinen Beamtenstand und keine Soldaten, durch die ein König ein Land hätte als Provinz beherrschen können. Im Norden blieb das noch lange so. König Knud von Dänemark (um 1020) mußte sein Gefolge zu einer Art von stehendem Heere umbilden, da er England als eine Provinz regieren wollte.

In den angelsächsischen Staaten kann man es vom sechsten bis zehnten Jahrhundert verfolgen, wie die alten Theilstaaten allmählich zu Provinzen eines Einheitsstaates umgebildet und die alten Theilkönige zu einer besonderen Art von Beamten wurden.

Siebentes Capitel.

Fehderecht und Blutrache.

Der wichtigste Theil in dem Rechtsleben eines Volkes auf dieser frühen Culturstufe ist die Geltung der Blutrache und die Art, wie sie beschränkt ward. Bei den Germanen wurzelte sie sehr tief in der Gesinnung und in den Rechtsgewohnheiten des Volkes. Trotz Christenthum und trotz aller Umwälzungen in Gesellschaft und Rechtsordnung erhielt sie sich durch das ganze Mittelalter. Unde was in deme lande to Holsten, heißt es um 1400 in einer Lübeckschen Chronik, en jamerlik bose snode sede, also dat en bur den andern dot sloch up sine veide: Wart eneme sin vader efte sin broder edder sin vedder erslagen, degene, de den dotslach gedan hadde, hadde de enen vader, enen broder, enen veddere, edder we sin swertmach was, den slogen se wedder dot wan se kunden. Noch im 16. und 17. Jahrhundert wurden Sühneverträge errichtet zwischen den Familien des Mörders und des Ermordeten, und in der Schweiz erhob regelmäßig nur ein weibliches Glied der Familie die gerichtliche Klage, damit die Männer die „rach" frei hätten [1]).

[1]) Das Fehderecht der Herren und Fürsten im Mittelalter hat jedoch mit dem Fehderecht des Bluträchers der Urzeit nichts gemein. Sie haben sich wohl hie und da verbunden, aber sie waren dem Wesen nach verschieden. Das Fehderecht der Ritter im Mittelalter war der Anspruch der Großen auf das Recht des Krieges. Es war eins der Momente, in denen und durch welche sie sich zur Souveränität erhoben. Das Fehderecht der Blutrache bestand in dem Rechte des freien Mannes, schwere Verletzung selbst zu rächen, statt das Gericht anzurufen.

Das Fehderecht der Blutrache ward deshalb beschränkt durch weitere Ausbildung des Strafrechtes des Staates über seine Unterthanen, das Fehderecht der Fürsten und Herren durch Festigung der königlichen Gewalt. Könige wie Otto I. haben die Fehde immer als Landfriedensbruch geahndet.

Ursprünglich galt die Blutrache allen Germanen als unbedingte Pflicht.

Da Bardr sich auf den Platz seines erschlagenen Bruders Hallr setzte, gab ihm die Mutter Thuride eine Ohrfeige und verbot ihm, da zu sitzen, bis er seinen Bruder würde gerächt haben; als er mit der Rache noch zögerte, setzte sie ihm und seinem zweiten Bruder Steine statt Speise vor: „Ihr seid nichts besseres werth als Steine, da ihr eures Bruders Tod nicht rächet und eurem Geschlechte Schande macht.“ Als die Feinde Nials Haus umstellten und anzündeten, da boten sie dem alten Nial mit seiner Frau freien Abzug an; nur seine Söhne wollten sie im Brande tödten. Nial aber blieb im Hause und antwortete: „Ich bin ein Greis und unfähig, meine Söhne zu rächen und mit Schanden will ich nicht leben.“ Man hat auch gesagt, daß in Schweden der Sohn nicht erben konnte, solange der Vater ungerächt lag; aber dafür giebt es kein Zeugniß, das ist eine Uebertreibung. Die Blutrache war eine Pflicht der Sitte, nicht des Gesetzes. Ursprünglich bildete ferner die Blutrache den einzigen Weg, den Mörder und gewisse gleich schwere Friedbrecher zur Strafe zu ziehen. Wegen Mordes und Schändung ward nicht geklagt vor Gericht.

Aber der Mord des Rächers erzeugt neue Rachepflicht, und so wäre des Mordens kein Ende gewesen. Deshalb sind schon früh gewisse Formen ausgebildet worden, in denen dem Morde Sühne geschafft werden konnte, und früh hat auch der Staat angefangen, der Rache Schranken zu ziehen, indem er sie mit seinem Rechtsverfahren in Verbindung brachte und sie endlich nach und nach durch dasselbe ersetzte.

Die Beschränkungen des Staates gingen vornehmlich auf folgende vier Punkte:

1. Die Rache ausschließend auf den Thäter zu richten und also die Verwandten desselben oder wenigstens deren weitere Kreise vor der Rache der verletzten Familie zu schützen.

2. Die verletzte Familie zu zwingen, die vom Thäter angebotene Sühne zu empfangen.

3. Die Berechtigung zur Rache nur für bestimmte schwere Gewaltthaten und nur für eine bestimmte Zeit zu gewähren.

4. Die Klage der verletzten Familie anzunehmen und den Thäter gerichtlich zu zwingen, die Buße zu zahlen.

Den Schluß der Entwicklung bildete die Einführung der Todesstrafe für den Mord. Bis dahin überwog immer noch die alt-

germanische Anschauung, daß der Mord eines Mannes eine Schädigung seiner Familie sei, welche dieser Familie gebüßt werden müsse. Fortan galt der Mord zunächst als Verbrechen, das der Staat zu strafen habe.

Wie weit dergleichen Schranken schon in der Urzeit gezogen waren, darüber fehlt es an unmittelbaren Nachrichten. Aber die Gesetzgebung der nächsten Periode läßt erkennen, auf welchem Standpunkt ihr der Kampf der gesetzlichen Ordnung mit der Blutrache überliefert ward.

Das Gesetz der salischen Franken setzte als Regel voraus, daß die Familie des Ermordeten den Mörder vor Gericht lud und sich von Gerichtswegen das Wergeld zuerkennen ließ. Konnte er nicht zahlen, so überwies ihn das Gericht der klagenden Familie, daß sie mit ihm thue, was sie wolle. Der absichtliche und nicht durch besondere Gründe entschuldigte Mord sollte mit dem Tode bestraft werden. Nur, wenn die Parteien übereinkamen, durfte auch dieser Mörder die Buße zahlen, aber mit der Einschränkung, daß er die für die Meisten unerschwinglich hohe Summe aus eigenen Mitteln zahle. Bei Strafe ihres Wergeldes war es den Verwandten verboten, ihm dabei zu helfen.

Bei den Franken war also die Blutrache bereits im sechsten Jahrhundert unter das Gesetz gestellt. Sie lebte noch, aber in engen gesetzlichen Schranken. Die fränkische Gesetzgebung steht der Urzeit sonst in vielen Punkten sehr nahe — aber hier hat sie unter dem Einfluß der römischen Gesellschaft einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan. Die fränkische Gesellschaft konnte sich freilich nicht so schnell ändern, und thatsächlich hatte denn auch die Blutrache im fränkischen Reiche noch in den folgenden Jahrhunderten ein viel freieres Spiel. Es war damit, wie heutzutage mit dem Duell.

Von diesem fränkischen Gesetze darf man deshalb nicht ausgehen, wenn man ein Bild der Urzeit gewinnen will, es enthält eine Neuerung, und die Gesetze der nicht auf römischem Boden gegründeten Staaten zeigen viel ursprünglichere Züge.

So bewahrten die den Franken im siebenten und achten Jahrhundert an Cultur sonst eher überlegenen Angelsachsen noch bis in das zehnte Jahrhundert ein wirkliches Recht auf die Fehde. Den Zustand zeigt ein Gesetz des Königs Edmund (940—46). „Wenn jemand hinfort einen Menschen erschlägt, daß er dann selbst die Fehde trage, außer wenn er mit seiner Freunde Beistand binnen zwölf

Monaten das volle Wergeld des Erschlagenen zahle. Will die Magenschaft ihm hierbei nicht helfen und kann er deshalb die Summe nicht zahlen, so sei er der Rache preisgegeben; seine Magenschaft soll dagegen außer Fehde sein; doch darf sie dem Thäter auch weder Nahrung noch Schirm gewähren.

Hier haben die Verwandten des Erschlagenen noch das Recht der Fehde, aber nur gegen den Thäter, nicht gegen seine Verwandten; auch dürfen sie den Thäter nur so lange verfolgen, bis er sich ihnen in rechter Form zur Zahlung des Wergeldes erbietet. Die Magen des Thäters haben keinerlei Recht der Fehde. Es steht ihnen frei, den Thäter bei der Zahlung des Wergeldes zu unterstützen; wollen sie das nicht, so müssen sie ihn der Rache preisgeben.

Sollte bei den Dänen eine Sühne die Rache beenden, so hatte der Thäter den ersten Schritt zu thun und sich durch einen Fürsprech zur Sühne zu erbieten und um Sicherheit bei der Unterhandlung zu bitten. Auch dann war es kein leichter Entschluß von der Rache abzustehen. Immer mußte man fürchten, die Stachelrede zu hören, daß man aus Habsucht oder aus Furcht vor dem mächtigen Geschlechte des Thäters sich habe mit Geld abfinden lassen. Deshalb forderte in Dänemark die Sippe des Erschlagenen, daß der Todtschläger mit sechs Blutsfreunden von väterlicher und ebenso vielen von mütterlicher Seite unter feierlichem Eide versicherte, daß er in dem gleichen Falle mit der gleichen Buße würde zufrieden gewesen sein. Es stand dem Thäter frei, sich zur Sühne zu erbieten oder die Rache zu tragen, und es stand der verletzten Partei frei, dies Gebot anzunehmen oder nicht.

Regel war es, daß es nicht gleich angenommen ward. Der Mörder mußte ein Jahr oder auch zwei und drei Jahre lang sich vor den Verwandten verbergen, sei es in der Einöde, sei es in der Fremde. Auch sein Vater, sein Sohn und sein Bruder mußten sich mit ihm verbergen.

Die Kirche erleichterte dies durch das Asylrecht der geweihten Räume, und der Staat half zur Vermittelung der Sühne; aber nicht seine Sache war es, den Mord zu richten.

Das alte Gesetz von Island gestattete ebenfalls den Verwandten die Rache, aber nur bis zum nächsten Allthing. Alsdann hatten sie Klage zu erheben und sich dem Gericht zu unterwerfen.

In mancherlei Zügen tritt bei allen Stämmen der Gedanke hervor, daß der Todtschläger, welcher Sühne bietet, sich demüthigen muß

vor dem Rächer. Verrieth sein Angebot Trotz und Hohn, so forderte die Ehre, es zu verwerfen; und wo sonst das Recht den Rächer zwang, die ordnungsmäßig gebotene Sühne anzunehmen, da gestattete es ihm, das trotzige Angebot zu verwerfen und Rache zu üben. Daher kam es auch, daß bisweilen die Gemeinde oder angesehene Männer der Gemeinde statt des Thäters die Sühne zahlten, um ihm die Demüthigung zu ersparen und ihn zur Sühne zu bewegen.

In der Urzeit hatte die Blutrache mindestens so viel Spielraum als in irgend einem der angeführten Staaten dieser zweiten Periode.

Wohl war es schon zu Tacitus' Zeit üblich, die Rache durch eine Sühne zu beenden; aber es ist auch zweifellos, daß diese Sühne nicht zu Stande kam durch eine Klage vor Gericht, daß die Familie mit ihrer Rache nicht erst warten mußte, bis sie ihr von Gerichtswegen zuerkannt war. Es war ihr Recht, den Mörder zu greifen, wo sie konnte; bei den meisten Völkern war es ihr auch gestattet, einen engeren oder weiteren Kreis von den Verwandten des Mörders zu greifen, wo sie konnte. Sühne kam nur zu Stande, wenn der Mörder sich in rechter Form erbot; dann ward ein Vertrag geschlossen, der die Höhe der zu zahlenden Buße bestimmte, regelmäßig aber noch forderte, daß der Mörder eine Zeit lang aus dem Gaue weiche.

Je nachdem ein Staat fester gefügt war, war auch die Fehde durch Sitte und Gesetz eingeschränkt; aber bei der Lockerung der staatlichen Bande auf der Wanderung wird oftmals das vollendete Faustrecht wiedergekehrt sein. Nicht bloß, um Blut und Schande zu rächen, übte man das Recht der Fehde, auch bei anderem Streit. In Island konnte sogar jeder Mann, dem ein Hofgut gefiel, den Besitzer auffordern, daß er mit ihm darum kämpfe oder freiwillig weiche. Aber das war nicht altes, gemeinsames Recht, das war eine Ausartung der Sitte unter den ganz eigenthümlichen Verhältnissen dieses Coloniestaates. Die Urzeit kannte ja gar kein Eigenthum am Acker. Als Ausartung galt es auch, wenn die Familie des Getödteten nicht den Mörder, sondern „den besten Mann" aus dem Geschlecht des Mörders zu tödten suchte.

Im Ganzen hat die Sitte auch ohne staatlichen Zwang die Rache immer in gewissen Schranken gehalten: nie ist es bei den Germanen zu derartigem Geschlechter hindurch fortgesetzten Morden gekommen wie etwa bei den Corsen und Albanesen. Es ist das eine sehr bedeutsame Thatsache. Die Männer wußten, daß das Volk verderbe, wenn nicht

Friede gewahrt und Fehde durch Frieden beendet werde. Und die Besten und Tapfersten haben das Beispiel gegeben. Sie durften es leichter wagen, da bei ihnen Niemand vermuthen konnte, sie hätten aus Furcht der Fehde vergessen. Darum priesen die Dichter ihren Großsinn, und das Volk ehrte sie in seiner besten Weise. Als nach langer Fehde, die Island durchtobte, Hallr von Sidha in der Landsgemeinde — dem Allthing — das Wort nahm und verkündete, daß er den Tod seines Sohnes nicht rächen wolle mit Fehde und auch nicht Buße fordern von dem Thäter, sondern den Frieden wiederaufrichten, da beschloß die Gemeinde, selbst die Buße zu zahlen und zwar das vierfache Wergeld.

„Ich will meine Söhne nicht im Beutel tragen," antwortete der blinde Thorstein, als ihm der Mörder seines Sohnes Buße anbot; aber als derselbe sich nun in seine Gewalt gab und das Haupt in seinen Schoß legte, da verzieh ihm der Alte und sagte: „Ich will diesen Kopf nicht abschlagen lassen; die Ohren passen am besten, wo sie gewachsen sind."

Solche Gesinnung war nicht vereinzelt, und sie bildete einen wesentlichen Bestandtheil der staatenbildenden Kraft, welche die Germanen im fünften und sechsten Jahrhundert entfaltet haben.

Der Grund, daß trotzdem der Staat erst so spät die Privatrache beseitigte, lag darin, daß das Gericht des Staates über den freien Mann regelmäßig keine anderen Strafen verhängte als Geldstrafen. Und nicht leicht beruhigt sich die verletzte Ehre, die Trauer um den erschlagenen Vater, wenn der freche Mörder mit einer Geldbuße davonkommt. Das kann nur geschehen, wenn man sich freiwillig dazu versteht, wenn man sich dazu erbitten läßt, wenn gewisse Bedingungen beigefügt werden, die der Ehre genügen, die eine gewisse Befriedigung gewähren. Das geschah in den Sühneverträgen, aber nicht in dem regelmäßigen Gerichtsverfahren.

Achtes Capitel.

Recht und Gericht.

In dieser Bedeutung der Blutrache kommt der Grundgedanke der germanischen Rechtsverfassung zu scharfem Ausdruck: Selbsthilfe des Geschädigten oder Fordernden, aber in den vom Staate gebotenen Formen.

Bei Streitigkeiten um Mein und Dein hatte diese Selbsthilfe ein großes Feld. Das Gericht war weniger eine Untersuchung des Rechtes als eine Anerkennung. Noch spät war es im Norden Recht, daß man erst durch sogenannte „Privatgerichte" den Gegner von der Gerechtigkeit des Anspruchs überzeuge und zur Leistung zwinge, ehe man ihn vor das öffentliche Ding zog. Hier ward dann nicht die Sache untersucht, sondern es ward nur festgestellt, ob das Privatgericht gehalten, und die Form erfüllt sei.

Diese Selbsthilfe beherrschte auch das Verfahren vor dem Richter. Selbst im Gesetz der Franken, das in der Blutrache die Auffassung der Urzeit so früh abstreifte, war dies der Fall.

Das Gericht war die versammelte Gemeinde, der Richter war ihr Vorsitzender. Er hegte das Gericht, nachdem er die Gemeinde gefragt hatte, ob es Zeit sei, zu richten, und sicherte die Bewahrung der Formen des Rechtsganges; er hatte den Bann, er machte die Versammlung zum Gericht: — aber er sprach weder das Urtheil, noch leitete er die Untersuchung. Die Parteien hatten selbständig zu handeln.

Wer geschädigt war, machte nicht Anzeige bei dem Richter, damit dieser den Angeklagten lade: der Kläger selbst hatte seinen Gegner vor Gericht zu laden. Diese Ladung mußte unter Wahrung

bestimmter Formen geschehen und hieß bei den Franken Mannitio. War sie in rechter Form vollbracht, so waren beide, der Ladende wie der Geladene, zum Erscheinen verpflichtet; wer ausblieb, verfiel in eine Buße. Im Gericht selbst hatte wieder nicht der Richter, sondern der Kläger die Fragen an seinen Gegner zu stellen, und — was noch auffallender ist — nicht der Richter, sondern der Kläger hatte die Macht, ihn zur Antwort zu zwingen. Diese Macht lag in einer bestimmten Form der Frage. Wer einer so gestellten Frage nicht antwortete, verlor die Sache. Die Antwort mußte genau an die Frage gebunden sein und war eine Antwort mit Gefahr. Ein Verstoß, eine Abweichung von der zu beantwortenden Frage führte zum Verlust.

Hatte der Kläger geantwortet, so sprach einer von den Schöffen, welche den Mund der großen, umstehenden Gemeinde darstellten, das Urtheil.

Dies Urtheil war kein Urtheil darüber, wer Recht habe, sondern darüber, was Rechtens sei, wenn die bezeichnete Partei durch die und jene processualische Handlung ihre Aussage bekräftigt habe. Das Urtheil war also zweizüngig: je nachdem der geforderte Beweis geleistet ward oder nicht geleistet ward, entschied es zu Gunsten der einen oder der anderen Partei. Die processualischen Handlungen, durch welche der Beweis zu erbringen war, waren der Eid mit Eidhelfern und das Gottesurtheil des Zweikampfes. Die Eidhelfer hießen auch Zeugen; aber ihr Eid war grundsätzlich verschieden von dem, was wir heute unter Zeugeneid verstehen. Die Zeugen schworen nicht, daß sie die Wahrheit sagen wollten, und sagten dann, was sie von der Sache wußten, damit sich die Richter ein Urtheil bilden könnten, sondern sie beschworen die Behauptung, von deren Beschwörung das Urtheil die Rechtsentscheidung abhängig gemacht hatte. Sie mußten Wort für Wort schwören. Es war ganz gleichgültig, ob sie im Stande waren, andere Angaben zu machen, welche die Richter von dem Rechte ihrer Partei überzeugt haben würden; denn es war ganz gleichgültig, welche Ueberzeugung der Richter gewann. Es kam nur darauf an, wem er dem Herkommen gemäß den Beweis zuzuschieben hatte, und ob der Beweis erbracht, ob der Eid mit der nöthigen Zahl der Eidhelfer geschworen ward. Die Zeugen wurden deshalb erst dann geladen, wenn das Urtheil gesprochen war: A. hat Recht, wenn er mit so und so viel, etwa zwölf, Eidhelfern die Sache beschwört.

Die Eidhülfe war eine Pflicht der Geschlechtsgenossen, gleichviel ob sie von dem Recht überzeugt waren oder nicht. Wollten sie den Eid nicht leisten, so hatten sie ihren Genossen zu zwingen, vom Processe abzustehen.

Der Eid wurde meist auf das Schwert geleistet, das vielen Völkern zugleich als Symbol ihres Gottes galt. Daher traten auch in christlicher Zeit die Reliquien der Heiligen an Stelle des Schwertes. War dann das Urtheil gesprochen, so schlossen die Parteien einen Vertrag ab, daß sie den Beweis erbringen und je nach Ausfall desselben das Urtheil erfüllen wollten. Eine Appellation gab es nicht gegen das Urtheil; wohl aber durfte man das Urtheil „schelten", d. h. erklären, daß der Schöffe unrecht gesprochen habe. Dieses Schelten mußte erfolgen, bevor das Urtheil durch Ertheilung der Vollbort rechtskräftig wurde, und daraus entsprang ein neuer Proceß zwischen dem Schöffen, der das Urtheil gesprochen, und dem Manne, der das Urtheil gescholten hatte. Dieser Proceß wurde durch Zweikampf entschieden. Bis dahin ruhte die andere Sache.

Uns Modernen muß ein solches Verfahren ganz unbegreiflich und unerträglich dünken. Rettungslos scheint der Unschuldige, der rechtmäßige Besitzer dem Lügner preisgegeben, der den Meineid nicht scheute.

Aber einmal waren die Verhältnisse des Lebens viel einfacher, und leichter durfte man deshalb damals der Treue und Wahrheit des Mannes vertrauen, und dann stand dem Eide in jedem Falle die Herausforderung zum Zweikampf warnend und schützend zur Seite. Wer sich mit Hinterlist umgangen sah, mit falschem Eide betrogen von der mächtigen Sippschaft seines Gegners, der forderte diesen Gegner. Dann konnte ihm die Familie und das Ansehen nicht weiter helfen, dann mußte der Einzelne mit dem Einzelnen kämpfen, der Mann mit dem Manne. Und dieser Zweikampf entschied zugleich den Streit um die Sache, denn der Sieger war der Erbe des Todten in Bezug auf alle im Streit berührten Ansprüche.

Auch der Erfüllung des Urtheils konnte sich der Mann durch den Zweikampf entziehen.

Bei den ripuarischen Franken galt das noch im achten Jahrhundert.

Wenn ein Mann gepfändet werden sollte, weil er dem Gegner die gerichtlich zugesprochene Summe nicht zahlte, und er den Richter mit den sieben Schöffen kommen sah, so stellte er nur sein

blankes Schwert an den Thürpfosten. Dann mußte die Obrigkeit umkehren, und die Sache durch den Zweikampf der beiden Gegner entscheiden zulassen. Ein Rechtsweg konnte nicht weiter betreten werden. Es ward das wohl als ein Gottesurtheil angesehen, aber thatsächlich war es ein Zurückgreifen auf die Fehde.

So kann es den Anschein haben, als seien Recht und Gericht ganz der Willkür der Einzelnen preisgegeben.

Aber dem war nicht so. Es gab ein Gericht, und das Recht hatte eine solche Bedeutung, daß der Vorsteher der Gemeinde von ihm den Namen trug. Die Wahrung des Rechtes galt als seine Hauptaufgabe. Wer sich dem Gericht nicht stellte und wer die vom Recht vorgeschriebene Form verletzte, verlor seine Sache. Widerstrebte er hartnäckig, so ward er für friedlos erklärt. Er gehörte dann dem Staate nicht mehr an: jeder mochte ihn tödten, wie den Vogel in der Luft. Ferner mußten schon zu Tacitus' Zeit außer den Bußen an die verletzte Familie auch bestimmte Summen an den König gezahlt werden. Eine solche Strafsumme hieß das „Friedensgeld". Es war die Strafe für die Störung der öffentlichen Ordnung, die als „Friede des Königs" gedacht ward.

Wo kein König war, da fiel diese Summe an die Gesammtheit, und diese wird sie verwendet haben, wie die Markgemeinden ihre Strafgelder verwendeten. Große Massen Bieres wurden dafür eingetauscht, und wenn der Ernst des Gerichts vorbei war, dann wandelte sich die Dingstätte in ein Gelage. Bald rauschten wilde Gesänge über das Feld und durch den Wald, Streit erhob sich, Schwerter wurden gezogen, Wunden wurden geschlagen, einen Zoll, zwei Zoll, und mancher Schalk mag schon gerechnet haben, wie viel neue Bußen zu zahlen seien, und wie viel neues Bier dafür zu schaffen sei, das dann wieder neuen Streit und neue Bußen erzeugen werde in endlosem Kreislauf.

Strafen.

Gegenstand gerichtlicher Klage bildeten zum größten Theile blutende Wunden und sonstige Gewaltthat, wie Mädchenraub, Knechtung von Freien, Beschimpfungen, dann Schädigungen durch die Unfreien oder das Vieh oder die Fanggruben eines Anderen, endlich, jedoch seltener, Diebstahl, namentlich Viehdiebstahl.

Die Gewaltthaten waren der mannigfaltigsten Art, und für jede Art war eine bestimmte Buße bemessen.

Die Gesetze der folgenden Periode bestehen fast ausschließlich aus Preisangaben für die nach Länge und Lage unterschiedenen Wunden und nach Stand und Verhältnissen unterschiedenen Personen. So hat das Gesetz von Kent 89 Paragraphen. Da lauten die Paragraphen 39 ff. beispielsweise so: 39. Wenn die Achsel gelähmt wird, büße man es mit zwanzig Schillingen. 40. Wenn das eine Ohr taub wird, büße man es mit 25 Schillingen. 41. Wenn das Ohr abgehauen wird, büße man es mit zwölf Schillingen. 81. Wenn Jemand eine Jungfrau gewaltsam entführt, büße er dem, welchem sie angehört (ihrem Vater), 50 Schillinge, und dann kaufe er sie von dem, welchem sie angehört, nach seinem Belieben. 82. Wenn sie einem anderen Manne um Gut verlobt ist, büße man zwanzig Schillinge. 83. Wenn sie schwanger wird, 35 Schillinge und dem Könige fünfzehn Schillinge. 87. Wenn einer jemandes Knecht bindet, büße er es mit drei Schillingen.

Das Gericht verhängte keine anderen Strafen als Geldstrafen: im Kriege mochte der König Schläge und Tod verhängen, im Frieden waren Rücken und Hals der Freien gesichert. Das war ein Merkmal der Freiheit. Es gab Ausnahmen; aber diese Ausnahmen bestätigen die Regel: Nur der Mann verfiel dem Tode, der sich selbst aus der Reihe der Männer ausgeschlossen hatte.

Den Ueberläufer zum Feinde hängte man auf: er war kein Genosse mehr, sondern ein Fremder und also ein Rechtloser; den Feigen oder durch unnatürliche Wollust Befleckten begrub man im Sumpfe. Niemand sollte ihn wiedersehen. Das ganze Mittelalter hindurch bewahrte sich diese Anschauung. Denn, „welcher stirbet gleich vor Schrecken, den soll man mit Kukak bedecken," heißt es noch Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Fischarts Flohhatz.

Dahin gehört auch noch, daß man den Frevler am Heiligthum der Götter dem Gotte opferte.

Wer ein Heiligthum der Götter erbricht, heißt es im Rechte der Friesen, und von den heiligen Geräthen daselbst etwas raubt, der wird an die See geführt auf den Strand, den die Fluth überströmt und die Ebbe bloßlegt; „dort werden ihm die Ohren geschlitzt, dann wird er verschnitten und endlich den Göttern geopfert, deren Tempel er geschändet hat."

Aber in solchem Falle waren die Himmlischen verletzt, und sonst ward kein Verbrechen, kein noch so abscheulicher Mord mit dem Tode bestraft.

Was vor das Gericht kam, das ward mit Gelde oder vielmehr mit Vieh gesühnt.

Selbst noch das dänische „Witherlagsrecht“, das für die wilden Hauskerle des Königs Knud (1020) bestimmt war und der Todesstrafe nicht entrathen konnte, bestimmte, daß dem zum Tode Verurtheilten die Flucht aus dem Lande freistehe. Der Mann durfte wählen, ob er zu Wasser oder zu Lande fliehen wollte.

„Wählt er das Wasser, so versieht man ihn mit einem Fahrzeug und Lebensunterhalt, begleitet ihn ans Ufer, und erst, wenn Ruder oder Segel aus dem Gesichte verschwunden sind, ruft man ihm dreimal sein schimpfliches Urtheil nach; trüge ihn der Sturm ans Ufer zurück, so wäre Tod sein Theil. Ebenso, wenn er die Flucht zu Lande wählt. Man begleitet ihn in den Wald, wartet, bis man vermuthen kann, er sei schon weit weg, schreit dann dreimal laut seine Schmach aus, damit der Flüchtling nicht zufällig zu ihnen sich zurückfinde. Wehe ihm, wenn das jetzt oder in Zukunft geschähe!“

Nicht einmal die Schändung der Hausehre ward mit dem Tode bestraft. „Wenn ein freier Mann dem Weibe eines freien Mannes beiliegt, so sühne er es mit seinem Wergelde und verschaffe für sein Geld ein anderes Weib und bringe sie dem Andern ins Haus.“ Es ist das eine Bestimmung aus den Gesetzen von Kent um 600 n. Chr.

Solche Schmach ward regelmäßig nicht vor Gericht verfolgt, sondern mit Fehde gerächt. Noch König Alfred (900) erlaubte für solchen Fall ausdrücklich die Fehde. Allein wenn es zur Klage kam, so hatte das Gericht keine andere Strafe als Geldstrafe.

Das Recht war nicht aufgeschrieben; denn man verstand nicht zu schreiben. Die Kenntniß des Rechts erhielt sich durch die Uebung, da alle Männer der Gemeinde am Gericht theilnahmen und jeder Rechtsfall die Rechtshülfe aller Männer der betheiligten Familie in Anspruch nahm.

Da ward im Rathe der Familie genau erwogen und besprochen, was in dem Falle Rechtens sei. Es gab nichts Wichtigeres. Die Knaben wuchsen auf in solchen Erinnerungen.

Aber doch war Gefahr vorhanden, daß das Recht verderbt werde durch willkürliche Zusätze der Eigensucht oder Nachlässigkeit. Deshalb ward alljährlich in einer bestimmten Gerichtsversammlung von einem erfahrenen Manne ein Weisthum gefordert über das geltende Recht. In Island und ähnlich im übrigen Norden war dazu der höchste Beamte des Staates verpflichtet, der Vorsteher der Landesgemeinde,

der deshalb Lögsögmathr, der Gesetzsprecher, hieß. Jeden dritten Sommer hatte er das ganze Landrecht, jeden Sommer aber die Regeln über die Dingordnung und den Rechtsgang vorzutragen. Er war das lebende Gesetzbuch des Volkes und darum hochgeehrt. War er zweifelhaft über einen Punkt, so hatte er sich vorher mit erfahrenen Männern darüber zu bereden.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß schon die Urzeit einen solchen Beamten hatte; aber einen solchen Brauch muß sie gehabt haben: das fordert die Natur der Dinge und der Umstand, daß im Mittelalter bei verschiedenen Stämmen und Körperschaften etwas Aehnliches begegnet. Im Dinghof der hörigen Bauern ward das Hofrecht vorgetragen, im Capitel der Domherren ein „Capitel" ihres Rechtes.

Neuntes Capitel.

Leben und Sitte.

Das Haus der Germanen war regelmäßig eine Art Blockhaus. Rohe Stämme, roh zusammengefügt, umschlossen einen meist ungetheilten Raum, der oben durch ein mit Moos und Stroh gedecktes Giebeldach geschlossen war. Das war Alles in Allem, Küche und Stube, Eßraum und Schlafraum. Oeffnungen in der Wand ließen Licht herein und den Rauch hinaus. Daneben waren kellerartige Räume in die Erde gegraben, deren Bretterdecke mit Dünger überschüttet war, um die Kälte abzuhalten. Dies Gemach hieß geradezu der „Dung", bei den Franken auch „screona". Dort bargen sie nicht nur ihre Früchte, auch sie selbst suchten hier Schutz vor dem Frost. Regelmäßig stand hier der Webstuhl, an dem die Frauen im Winter ihre leinenen Gewänder und das grobe Wollzeug webten. Noch heute haben die Landleute in der Champagne ähnlich tiefliegende Spinnstuben und nennen sie mit dem altfränkischen Namen screona, das zu écraigne umgebildet ist.

Die Kinder liefen nackt umher, und zwar nicht nur die kleinen Kinder, sondern auch die heranwachsenden Jünglinge. Bei den Herulern pflegten noch im sechsten Jahrhundert auch die Männer nackend in die Schlacht zu stürmen, nur um die Hüften mit einem Schurz bekleidet. Sonst trugen die Männer einen kurzen Mantel aus Fellen, grobem Zeuge oder Baumbast; im übrigen waren sie ebenfalls nackt. Ein vollständiges Gewand, Hosen und eine Art Jacke mit Aermeln oder auch unter dem Mantel ein anschließendes Unterkleid, trugen nur die Vornehmeren.

Auch bei den Frauen der Gemeinfreien fand sich die vollständige Bekleidung nicht selten. Sie hatten ein langes hemdartiges Gewand ohne Aermel, das vorn einen Schlitz hatte und also die Brust frei ließ. Viele Frauen trugen aber auch nichts als denselben Mantel, den die Männer trugen. Das Schamgefühl nahm an diesen Entblößungen so wenig Anstoß, daß Männer und Frauen sogar zusammen badeten.

Das Haus und die Familie standen in der Gewalt des Mannes. Diese Gewalt ward begründet durch die Verlobung. Sie bildete einen Vertrag, durch welchen der Vater die Gewalt, welche er über seine Tochter besaß, dem Manne verkaufte. Der Kaufpreis hieß „das Witthum", d. i. nicht etwa eine Verkürzung für Witwenthum, sondern „die bindende Gabe". Sie band die Frau an den Mann. Ohne sie konnte eine rechte Ehe nicht geschlossen werden. Die Zahlung erfolgte in Rossen und Kühen, ganz wie es bei allen Käufen üblich war. Das aber unterschied diesen Kauf von jedem anderen Kauf, daß der Preis nicht durch Angebot und Nachfrage, sondern durch die Sitte bestimmt ward. Es mußte das Wergeld des Mädchens gezahlt werden. Der Preis hing also ab von dem Stande des Mädchens. Der Verlobung folgte die feierliche Uebergabe, d. i. die Trauung der Frau an den Mann. Nur die Frau ward getraut, nicht der Mann. Der Mann überreichte ihr ein Schwert zum Zeichen, daß sie jetzt aus der Gewalt des Vaters frei geworden und in seine, des Mannes, Gewalt übergegangen sei. Die Trauung war wie die Verlobung ein privater Act und fand im Kreise der Verwandten statt, nicht in der Gerichts- oder Landesversammlung.

Die Männer des Volkes hatten regelmäßig nur eine Frau, die Fürsten und Vornehmen oft mehrere. Bei einigen Stämmen durfte die Frau nach dem Tode des Mannes nicht wieder heirathen, und bei den Herulern pflegten sie sich am Grabe des Mannes zu erhängen. Unzucht der Frauen oder freien Mädchen wurde grausam gestraft, ebenso aber auch jede Gewaltthat, die ein Mann an einer Freien verübte. So bestimmte noch ein Gesetz später Zeit, daß dem Manne ein dürrer Eichenpfahl aufs Herz gesetzt werde, und daß das Mädchen selbst die drei ersten Schläge thue, ihn hineinzutreiben. Selbst schon derjenige unterlag schwerer Strafe, der einem freien Mädchen Brust oder Haar berührte.

Seinen Sclavinnen gegenüber war der Mann natürlich unbeschränkt; aber die Sitte war rein und erhielt sich selbst in den Stürmen

der Völkerwanderung noch lange Zeit so. „Im Gothenreiche giebt es keinen unkeuschen Menschen, ausgenommen die Römer,“ schrieb Salvian von Marseille um 430, und als die Vandalen das liederliche Carthago eroberten, da zwangen sie sämmtliche öffentliche Dirnen zu heirathen, und verboten jede Hurerei bei schwerer Strafe. Noch im elften Jahrhundert ward bei den Dänen jedes Weib, das die Keuschheit verletzte, sofort in Knechtschaft verkauft.

War kein Krieg und drängte nicht gerade irgend welche besondere Noth, so war die Jagd der Männer einziges Geschäft, und Bären, Wölfe, Eber, Auerochsen, Elennthiere füllten in Menge die Wälder, abgesehen von den sanfteren Thieren. Aber den größten Theil der Zeit verdarben sie mit faulem Umhertreiben, mit unmäßigen Gelagen und Würfelspiel. Ihre Spielwuth war grenzenlos; hier offenbarten sich die ungebändigte Leidenschaft des Naturmenschen und die abenteuerliche Lust an der Gefahr. Selbst die Freiheit setzten sie aufs Spiel, wenn die Habe verspielt war. Mochte auch die Sitte gebieten, den Verwandten Zeit zu lassen, den Gebundenen zu lösen durch Zahlung seines Wergeldes; die Thatsache blieb dennoch furchtbar. Der Wechsel war zu schroff. Bis dahin ein vollfreier Mann, König in seinem Hause, und nun auf einmal eine Sache, ein kopf- und willenloses Ding, das behandelt oder mißhandelt ward nach Lust und Laune.

Die Arbeit in Haus und Feld überließ der Mann zumeist dem Weibe; sie mußte auch die Axt führen und den Pflug.

In einer Schlacht gegen die Gothen nahmen die Römer einst zehn Mädchen gefangen, die in Männerkleidung mitgefochten hatten; aber dies war eine Ausnahme. Regelmäßig betheiligten sich die Weiber nicht am Kampfe.

Wanderte das Volk und kam es zur Schlacht, so blieben die Frauen mit den Kindern auf den Wagen, die das Hausgeräth trugen und zur Wagenburg in einandergeschoben waren. So sahen sie dem Kampfe zu, ermunterten die Männer durch ihren Zuruf, retteten die Verwundeten, vertheidigten vielleicht auch noch die Wagen, unterstützt von dem treuen Haushunde; aber die Schlacht war nur Männerwerk. Trotzdem mußten auch die Frauen in der Führung der Waffen geübt sein, die wilden Thiere abzuwehren, wenn sie allein durch den Wald gingen, oder räuberischen Ueberfall. Die Mädchen lernten das, wie sie aufwuchsen, mit den Brüdern.

Etwa im zwölften Jahre führte der Vater den Sohn in die Volksversammlung und entließ ihn aus seiner Gewalt, indem er ihm

den Speer überreichte. Die Volksversammlung war Zeuge des symbolischen Actes und kannte fortan den bisher der väterlichen Gewalt Untergebenen als einen gewaltfreien Genossen und schützte ihn in diesem Rechte.

Fortan konnte der Knabe im Gericht sein Recht verfechten, hatte dem Aufgebot zu folgen, Buße zu leisten und einen Antheil am Wergeld zu empfangen, wenn ein Glied seiner Familie erschlagen war; er konnte endlich auch heirathen und selbst Vormund sein über Unmündige. Thatsächlich war er freilich meist nicht im Stande, alle diese Rechte zu üben, oder er wagte nicht, sie zu üben; er war doch immer noch kein fertiger Mann. Er führte die Waffen, aber noch mit halber Kraft. Oftmals begaben sich diese Jünglinge in den Schutz eines Mannes, der sie zu Kriegern ausbildete, und dem sie als Knappen dienen und gehorchen mußten.

Sie wurden schlecht angesehen und hart behandelt, wie nur je ein Bursche von seinem Herrn; den Römern erschien ihre Stellung als Sclaverei.

Bei den Herulern fochten sie ohne Schutzwaffen, bis sie sich in der Schlacht als tüchtige Krieger bewährt hatten; dann verlieh ihnen ihr Herr den Schild und entließ sie dadurch aus dem Dienst. Bei den Chatten ließen die Jünglinge Haar und Bart ungeschoren, trugen auch wohl einen eisernen Ring am Arme, bis sie im Kampfe einen Feind erschlagen hatten. Dann befreiten sie sich über der blutigen Leiche von den Zeichen der Schmach, dann erst fühlten sie sich als Männer. Auch auf der Jagd konnte sich der Mann zeigen, und wer einen mächtigen Eber oder Bären ohne fremde Hülfe überwand, den befreiten die Thaifalen vom Knappendienst.

Es war also ähnlich wie bei den Macedoniern, bei denen die Jünglinge einen Strick um den Leib tragen mußten und in späterer Zeit beim Gastmahl nicht liegen durften, bis sie einen Eber im freien Anlauf erlegt hatten. Der berühmte Kassander durfte sich noch in seinem fünfunddreißigsten Jahre nicht ausstrecken im Kreise der trinkenden Genossen, er mußte sitzen.

Jenes Knappenverhältniß ward oft gleich bei der Wehrhaftmachung begründet, indem der Vater dem Sohne die Waffe nicht selbst reichte, sondern durch den Freund reichen ließ, dem er den Knaben übergeben wollte. Dann begründete der Act nicht nur die Entlassung aus der väterlichen Gewalt, sondern zugleich eine Art Adoption durch den Waffenvater. Später trat an die Stelle dieser

formellen Acte die Bestimmung, daß der Knabe mit einem bestimmten Jahre, je nach den Stämmen mit dem zehnten bis fünfzehnten, „zu seinen Jahren komme", d. i. mündig werde, daß er aber noch bis zu einem späteren Termine, bis er „zu seinen Tagen komme", und das war bis zum achtzehnten oder einem der nächstfolgenden Jahre, einen Vormund haben könne. So forderte z. B. Karl der Große den Treueid von Allen, die über zwölf Jahre alt waren.

In dem Ritterschlag des Mittelalters lebte jedoch auch die formelle Entlassung der jungen Krieger aus der Waffenlehre wieder auf; denn der Ritterschlag ist nicht mit der im zehnten bis vierzehnten Jahre üblichen, nur in der Volksversammlung vorgenommenen Wehrhaftmachung, sondern mit der späteren Verleihung des Schildes, der Entlassung aus dem Knappendienste, zu vergleichen, die in dem entsprechenden Alter und wie der Ritterschlag an beliebiger Stelle, vor beliebigen Zeugen erfolgte und die gleiche Wirkung hatte, daß der junge Krieger nun für voll galt.

So lebten die Germanen in Haus und Feld, so wurden die Ehen geschlossen und die Kinder erzogen. Alles regelte feste Sitte, Alles geschah in feierlicher, bindender Form.

Feste Sitte, bindende Form beherrschten auch das Ende des Lebens. Dem Tode ging man mit leichtem Muthe entgegen; aber die Leiche behandelte man mit scheuer Ehrfurcht. Leichenhilfe war Pflicht der Geschlechtsgenossen wie Eidhilfe im Gericht und Kampfhilfe in der Gefahr. Auch dem Gegner war man sie schuldig, dem Feinde, mit dem man eben um das Leben gerungen hatte. Selbst den „Friedlosen", den „Wolf im Walde", der um Gewaltthat ausgestoßen war aus der Gemeinschaft der Rechtsgenossen, selbst den sollte der Rächer begraben.

Es ehrte ihn, wenn er ihn erschlug und den Bruder rächte; aber er wäre verachtet, ein „Niding" gewesen, hätte er ihn unbedeckt gelassen und „den Raben und Wölfen" preisgegeben. In besonderen Fällen geschah es freilich.

Wenn der Haß zu lange gesammelt war, die Wuth ins Maßlose gesteigert, dann verfolgte man den Feind über den Tod hinaus. Auf dem Walfelde im Teutoburger Walde blieben die Leichen der Römer unbestattet liegen, und sogar noch das bereits christliche Volk in Norwegen beschloß nach dem Kampfe mit König Olaf, daß alle die, „welche mit König Olaf gefallen waren, keine Leichenhilfe haben sollten, wie sie guten Männern ziemte. Diejenigen aber, welche

mächtig waren und Freunde hatten unter den Gefallenen auf dem Walfelde, achteten nicht darauf. Sie brachten ihre Freunde zur Kirche und gewährten ihnen die Leichenhilfe."

Die Leichen wurden theils verbrannt, theils ohne Feuer der Erde übergeben. Beide Arten der Bestattung waren neben einander in Gebrauch. Sie entsprechen nicht verschiedenen Perioden, auch nicht, wenigstens nicht immer, verschiedenen Stämmen. In demselben Leichenhügel liegen in derselben Schicht Aschenreste neben vollständigen, ohne Brand beigesetzten Gerippen. Der eine Stamm mochte diese, der andere jene Art der Bestattung vorziehen; aber Bestimmtes läßt sich darüber nicht viel sagen.

Ueber der Leiche oder der Urne wölbte sich ein Hügel, bald niedrig, wie es heute Sitte ist, bald in mächtiger Erhebung — bis 40 Fuß Höhe und 70 Fuß Durchmesser — bald kreisförmig, bald in länglicher Erstreckung. Sie wurden einfach aus Erde aufgeschüttet oder mit Steinreihen durchzogen und mit Steinkreisen umstellt. Den Platz für das Begräbniß wählte man gern an Straßen und auf Hügeln. Dann ward die mehr oder weniger kreisförmige Grundfläche ausgestochen und mit Steinen umlegt. Gewöhnlich folgte dann ein Brandopfer auf dieser Stätte, so daß der Todte auf die Asche des Opferfeuers gelegt ward. Seine Lage war verschieden. Meist schaute er wohl nach Osten, doch war das nicht strenge Regel. Den Kopf stützte ein Stein, auch wohl die Schultern und Arme. Bisweilen ward der Kopf abgetrennt; ja, bei den Thüringern war es Sitte, nur den Kopf zu bestatten und den übrigen Körper zu verbrennen. Nicht selten finden sich Gerippe in hockender oder sitzender Stellung, auch auf der Seite und auf dem Bauche liegend. In einem Grabe lag die Leiche des Herrn auf acht Knechten in kauernder Stellung.

Der Todte ward in seiner Kleidung begraben, und wo es die Familie ohne Nachtheil vermochte, gab sie ihm die Waffen und anderes Geräth mit. In den Gräbern, die man bereits zu Tausenden geöffnet hat, findet man häufig an den Beinen und Armen, den Fingern und dem Halse Ringe von Gold und Bronze, von Eisen und Kupfer; dabei liegen Spangen und Gürtel und anderer Schmuck, Glas, Bernstein, Knochen- und Thongeräth, bald rohe einheimische Waare, bald feinere fremde. Was man geben konnte, folgte dem Todten, und wenigstens ein irdenes Gefäß zu Füßen oder zu Häupten durfte keinem fehlen. Die Leiche lag entweder über der Bodenfläche oder unter der-

selben, ohne besonderen Sarg, unmittelbar überschüttet von der Hügelerde, oder in einem Behältniß. Dasselbe war bald ein Baum, bald eine Steinkiste, bald ein Ausstich in dem Boden, dessen Wände ohne Verschalung standen oder mit Wandsteinen geschützt waren. Holzsärge waren selten. Häufig wurden mehrere Leichen in einem Hügel bestattet. Auf bestimmtem Wege, den die Ueberlieferung heiligte als den Helweg oder Todtenweg, fuhr der Rinderwagen die Leiche zur Stätte. Sollte sie verbrannt werden, so schichtete man den Scheiterhaufen aus dem Holz, das der Wald bot, besonders gern aus Eichenstämmen. Bei Vornehmeren holte man oft kostbare Hölzer aus weiter Ferne herbei. Waffen und Kleider zierten den Stoß; auch wohlriechendes Holz ward auf die Leiche gelegt. Der Todte war gewaschen und gekämmt. Dem Reichen wurden auch wohl Kämme und Rasirmesser beigegeben, wie das noch bis in die neuere Zeit in manchen Gegenden Sitte geblieben ist. Dann ward sein Roß getödtet, sein Habicht, auch wohl der Singvogel, der ihm besonders lieb gewesen war. Endlich tödtete sich auch die Frau, die dem Gatten folgen wollte, und der Diener. Brunhild ließ dreizehn Dienerinnen und einen Diener mit sich sterben, wie das oben erwähnte Grab acht Knechte bei dem Herrn zeigt. Es war das keine Grausamkeit, und nicht mit Zittern starben die Knechte. Es war eine Ehre und die höchste Belohnung für lang bewährte Treue; denn kein Knecht ging zu Odin ein, außer wenn er im Geleit seines Herrn kam.

In Westgothland war es Sitte, daß der Greis sein müdes Alter durch den Sprung vom aetternisstapi oder Stammesfels endete; dann nahm er seinen liebsten Knecht mit, und gern wagte dieser mit dem Herrn den Sprung, der ihn unmittelbar zu der Seligkeit führen sollte, die ihm sonst verschlossen war.

Die Reste der verbrannten Leichen blieben entweder so, wie sie zusammenfielen, und der Hügel deckte sie ohne Ordnung, oder sie wurden in Urnen gesammelt oder in einer Steinkiste, die bald rund, bald viereckig war, einzeln auch in einem Holzsarg. Es wiederholen sich hier alle Formen, welche die Beisetzung der unverbrannten Leiche zeigt. Die Urnen wurden dann entweder unmittelbar mit der Hügelerde überschüttet oder durch eine Umwallung, eine Art Kammer von Steinen oder Holz geschützt, oder endlich in einer Steinkiste zusammengestellt. Seltener ward der Hügel selbst aus Steinen gehäuft, statt aus Erde geschüttet.

Die Hünengräber, Teufelsbetten, Cromlechs, Grottes aux

Fées, oder wie sie sonst heißen, die aus mehreren, bald im Viereck, bald rund gestellten Tragsteinen bestehen, über denen ein oder mehrere, oft bis drei- und vierhundert Centner schwere Decksteine liegen, sind nicht von den Deutschen erbaut.

Sie finden sich nicht nur im germanischen Gebiet, sondern auch in Frankreich und auf der pyrenäischen Halbinsel und werden wohl mit Recht den Iberern zugeschrieben, die in unbekannter Vorzeit aus diesen Gebieten den Kelten und den Germanen weichen mußten. Auch in diesen Gräbern sind die Leichen theils verbrannt, theils unverbrannt beigesetzt. Die Beigaben sind Urnen, Waffen und Geräth aus Stein und Bein, nie aus Metall. Sie gehören der Steinzeit an, während alle germanischen Gräber Metalle zeigen.

In allen Theilen des häuslichen Lebens traten durch den Verkehr mit den Römern Veränderungen ein. Am Rhein und an der Donau wurde Haus und Hausgeräth reicher und zierlicher, und das vollständige Unterkleid, das zu Tacitus' Zeit nur die Vornehmen trugen, ward auch bei der Masse üblich.

Gar Viele kannten römische Cultur und reicheres Leben aus eigener Erfahrung, hatten lange Jahre als Soldaten oder Sclaven in den prächtigen Städten Galliens, Italiens, Kleinasiens zugebracht oder sie doch auf einem flüchtigen Raubzuge staunend bewundert und gekostet. Manches Stück römischer Industrie, manche schöne Waffe und reicher Schmuck kamen in die einfachen Hütten und Zelte dieser Waldbauern. Aber im Ganzen blieb doch der alte Zustand; alle jene Dinge blieben vereinzelter Erwerb und bildeten einen Gegensatz zu der sonstigen Rohheit.

Man denke sich den Hildesheimer Silberschatz, diese feinen Schalen, diese sprechenden Bilder auf rohem Holztisch. Mit der Steinaxt war er zugehauen oder dem ehernen Kelt und stand in der düngerbedeckten, kellerartigen Winterstube. Thierfelle lagen davor auf Holzbänken, Stierhörner standen darauf und rohe Thongefäße, aus denen die nackten Buben und halbnackten Männer ihre Milch oder ihr Bier schlürften, ohne Sorge, ob Bank oder Boden die Spuren zeigten.

Der wichtigste Fortschritt war die Vermehrung des Vorraths an Metallwerkzeugen und Metallwaffen.

Eisen hatten die Germanen zwar schon, als sie zum ersten Male mit den Römern zusammenstießen, und mit aller Art Geräthe aus Erz hatten die Cherusker schon mehrere Jahrhunderte vor dem Beginn unserer Nachrichten den ganzen Norden versorgt. Auch die

Völker der Pfahlbauten haben Eisen und Erz neben Stein und Horn gebraucht, die erst nach dem Volke, das die Hünengräber baute, hier gelebt zu haben scheinen, aber vor den Germanen, wenn auch ein Theil der Pfahlbauten bis in die römische Zeit hinein benutzt worden ist. Die Masse der Werkzeuge und Waffen bestand freilich auch bei den Germanen und noch zu Tacitus' Zeit aus Stein, Holz und Horn, daneben etwas Eisen und etwas mehr Erz. Im Laufe der vier ersten Jahrhunderte nach Christo wurde dieser Vorrath stark vermehrt, ohne doch die Steinaxt, die Holzkeule, den mit spitzem Knochen versehenen Pfeil zu verdrängen. Es hob sich auch die Kunst, Metalle zu behandeln. Die Häuptlinge brachten Goldschmiede und Waffenschmiede von ihren Raubzügen mit und hielten sie als besonders geschätzte Knechte. Von ihnen lernte dann der heimische Schmied. Das Eisen am Pflug und die Schneide am Speer wußte übrigens jeder tüchtige Mann selbst zu schmieden, wie noch jetzt der Bauer in manchen Landstrichen nicht erst zur Schmiede fährt, wenn Rad oder Pflug gebessert werden muß.

Als Waffe gebrauchten die Germanen vorzugsweise die Framea, eine Lanze mit kurzer, schmaler Eisenspitze. Sie hatte nur kurzen Schaft und diente zum Stoß wie zum Wurf; daneben besaßen sie auch Lanzen mit ungeheuer langem Schaft, deren Eisenspitze aber ebenfalls nur kurz war.

Die Reiter hatten regelmäßig nur eine Lanze. Sie schleuderten sie nicht, sie stießen nur. Die Fußgänger hatten mehrere, um auch werfen zu können. Bogen und Pfeil führten die Germanen auf der Jagd mit großer Geschicklichkeit, aber im Kriege verschmähten sie diese Waffe. Nur ausnahmsweise ist sie angewendet. Sie verlangten nach dem Nahkampf, denn das Dreinschlagen war ihre Lust und Leidenschaft. Schwerter waren zu Tacitus' Zeit nicht häufig, und noch im siebenten Jahrhundert ward bei den ripuarischen Franken ein Schwert mit Scheide gleich sieben Kühen geschätzt, Schild mit Lanze dagegen nur zu zwei Kühen oder zu einem Ochsen.

Doch sind mehrere Völker nach dem Schwerte genannt: die Sachsen, die Suardonen, die Cherusker. Die Schwerter der Sachsen waren kurz, messerartig. Die Gothen führten neben den gewöhnlichen Waffen eine große hölzerne Wurfkeule, die Franken eine Streitaxt. Als Schutzwaffe diente ein Schild aus grell bemalten Brettern oder aus Flechtwerk, das mit Fellen geschützt war.

Indeß galt als besonders rühmlich, ohne Schild zu kämpfen, und beim Angriff, wenn das Kriegsgeschrei ertönte, hoben sie wohl den Schild in die Höhe, dem Feinde zur Verachtung und sich selbst zu wildem Genuß. Wunden und Tod waren ihnen der Reiz des Lebens, und von einem gewaltigen Hiebe konnten sie lange singen und sagen. Den slac solte got selbe haben gesehen, heißt es noch in einem späten Liede.

Das Haupt schützten sie durch Thierfelle, oft so, daß der aufgesperrte Rachen des Wolfes, des Bären auf ihrem Kopfe zu liegen kam. Noch riesenhafter erschienen dann die mächtigen Gestalten.

Die meisten Stämme kämpften zu Fuß und hatten nur kleinere Reiterschaaren. Ihre Pferde waren klein und häßlich, aber ausdauernd, und die Reiter von einer Uebung, die Gallier wie Römer in Erstaunen setzte. Ihnen dankte Cäsar seine Siege über die gallischen Reitermassen. Verächtlich blickten sie auf alle, die einen Sattel gebrauchten. Glaubten sie dem Gegner zu Fuß besser beikommen zu können, so sprangen sie mitten im Kampfe herab, eilten dann wieder zurück und sprangen wieder auf den Rücken des Thieres, das trotz des Lärmes ringsum ruhig stehen zu bleiben gewöhnt war. So durchbohrten sie gern die Pferde der feindlichen Reiter von unten her. Eigenthümlich war ihnen auch, rasche Jünglinge zwischen die Reiter zu mischen, welche die Mähne der Pferde ergriffen und so im Laufe mit ihnen Schritt hielten. Jeder Reiter hatte seinen Genossen. Sie bildeten die Reserve, wenn die Reiter allein im wilden Sturm losbrachen, sie halfen den Verwundeten, sie traten ein, sobald die Verhältnisse für den Kampf zu Fuß günstiger waren.

Im vierten und fünften Jahrhundert waren manche Stämme, wie Gothen und Vandalen, ganz und gar Reitervölker; aber das waren sie wohl erst in den Steppen an der Donau und dem Dnjester geworden.

In den Kriegen mit Galliern und Römern gewannen Viele bessere Waffen — so waren schon die 15,000 Reiter der Cimbern in der Schlacht bei Vercellae vollständig gerüstet — aber die Masse behielt doch ihre kunstlosen Waffen. Der römische Kaiser und das römische Reich erschienen ihnen deshalb als der Sitz unbegreiflicher Herrlichkeit, wenn sie plötzlich einmal eine größere Heeresabtheilung im vollen Waffenglanze erblickten.

So ging es den Alamannenkönigen Macrianus und Hariobaudes, als sie Julian in seinem Lager besuchten, das er 359 im Osten der

Alamannen aufschlug, da wo ihre Grenzsteine gegen die Burgunden aufgerichtet waren. Sie waren ganz starr vor Erstaunen. Ihr Nachbar Vadomar, der am Feldberge gebot und im Thale der Wiese, blieb ruhiger und sagte belehrend, er habe das alles seit seiner Jugend schon öfter gesehen. Aber sein Herz hing doch auch an diesen herrlichen Waffen, und später hat er sie im Kampfe gegen die Perser mit Ehren getragen und sich einen Namen gemacht durch die Kunst, wie er mit den Belagerungsmaschinen die Mauern der Städte des Orients zu brechen verstand.

Die Römer haben diese Wirkung geschickt zu benutzen gewußt. Als Aurelian die Gesandten der Juthungen empfing, saß er im Purpurgewande auf hohem Throne, das Heer hinter ihm in weitem Halbkreise aufgestellt. Die Officiere hielten zu Pferde neben ihm, und hinter dem Throne glänzten die Feldzeichen des Heeres, die goldenen Adler, die Kaiserbilder, die goldgeschriebenen Verzeichnisse der Truppen, alle auf silbernen Stangen erhöht. Da versagte den Gesandten vor Bewunderung die Sprache, und es dauerte lange, bis sie sich sammeln konnten.

Wie mit den Waffen, so war es auch mit den Wohnungen der Germanen. Hier und da erstand ein besseres Haus, mit mehreren Zimmern, gutem Unterbau, Fenstern und Schornstein — aber im Ganzen blieb der alte Zustand auch hier.

Die Westgothen wohnten um die Mitte des vierten Jahrhunderts, obwohl sie das Gebiet nördlich der Donau bereits seit 80 Jahren in ruhigem Besitz hatten, zum Theil noch in Zelten. Auch die Kirchen der gothischen Christen waren Zelte, oder doch vielfach Zelte. Hartnäckig bewahrten die Germanen auch während der ganzen Periode den Widerwillen gegen ummauerte Städte, den Tacitus an ihnen hervorhebt. Im vierten Jahrhundert bezeichneten die Alamannen dieselben als „Todtenhöfe", die von Jägernetzen umgeben seien, und noch bezeichnender ist ein ähnliches Urtheil von den Gothen der Krim im sechsten Jahrhundert. Ueber 200 Jahre waren sie Christen und hatten alle die Zeit in friedlichen und nahen Beziehungen zu Constantinopel gestanden, unberührt von den Kämpfen und Wanderungen der Stammgenossen. Und trotzdem hielten sie fest an diesem Widerwillen. Es ist ein Zeichen, daß er nicht nur in dem Mangel besserer Wohnung wurzelte, in der Unfähigkeit, Städte zu bauen, sondern in der gesammten ethischen Natur der Germanen.

Als die Gothen im Jahre 375 über die Donau zogen, zeigten sich

unter ihnen einige in einem seltsamen Aufzuge. Sie trugen einzelne Stücke des christlichen Priestergewandes, aber daneben den Eidring des heidnischen Godi — Priesters — und anderes Barbarische.

Ein Alamannenkönig hatte als Geisel in Gallien den Serapisdienst kennen gelernt und nannte später seinen Sohn Agenarich „Serapion".

Das sind Bilder, in denen sich die Zustände überhaupt spiegeln. Es erweiterte sich der Gesichtskreis der Germanen; ihr geistiges Leben wurde bereichert und vertieft, aber nicht selten auch verwirrt und der alten Stützen beraubt.

Zehntes Capitel.

Poesie. Runen. Religion. Charakter.

Poesie und Religion waren die Gebiete, auf denen sich der Geist der Germanen über das Alltägliche erhob.

Ihre Lieder erzählten die Wunder der Götter und die Thaten der Helden, wie Thor die Riesen bekämpfte, und Armin die Römer erschlug auf dem Walfelde im Walde.

Der Charakter der Poesie war theils Stammessage, theils Heldensage. Die Stammessage bewahrte eine reiche Fülle geschichtlicher Erinnerungen, die Heldensage so gut wie gar keine. Jene vertrat den Germanen die Geschichte, diese bildete neben den Göttermythen den Hauptstock ihrer Poesie.

Die Heldensage war Gemeingut aller Zweige der germanischen Völkerfamilie. Zu altüberliefertem Besitz war von verschiedenen Stämmen Zuwachs gekommen, bis sich die Stammesverschiedenheiten seit Chlodwig und noch mehr seit Karl dem Großen zu Völkergegensätzen ausbildeten. Fortan zählten die Deutschen mit den romanischen Völkern zu einer Gruppe, die in ähnlicher Weise ein Ganzes ausmachte wie die Germanen der Urzeit. In ihr entwickelte sich wiederum eine Heldensage, deren Mittelpunkt Karl der Große ist, die aber für diese älteste Periode der deutschen Geschichte nicht in Betracht kommt.

Man hat gesagt, die Heldensage sei der poetische Niederschlag der Völkerwanderung. Das ist falsch, wenn man darunter versteht, daß die Hauptgegensätze, welche die Zeit bewegten, und die wichtigsten Ergebnisse ihrer Kämpfe in der Sage wiederkehrten. Wäre dem so, dann müßte die Zerstörung des römischen Reiches in ähnlicher Weise

Mittelpunkt der Sage sein, wie die Zerstörung Trojas es für einen Theil der griechischen ist. Aber davon findet sich keine Spur. Der Römer ist der deutschen Heldensage sogar ganz fremd.

Aehnlich ist es mit dem andern großen Feinde der Germanen, mit den Hunnen. Die Sage kennt sie zwar, und ihr König Etzel ist eine Hauptfigur der Sage; aber er steht nicht im Gegensatz zu den deutschen Helden, sondern er ist einer von ihnen. Auch Etzels Söhne gleichen ganz den jungen deutschen Recken, den Wölfingen und Harlungen, den Wittich und Dietleib. Umgekehrt werden Siegfried und Dietrich zu hunnischen Helden, und Deutschland wird Hunnaland. Und gleich wie die Heldensage den Gegensatz von Germanen und Nicht-Germanen verwischt, der in der Stammessage sehr scharf betont wird, so ist ihr auch der Gegensatz der Stämme fremd. Die Nibelungen sind bald Burgunden, bald Franken; daß Dietrich ein Gothe war, wird in den Nibelungen und in Ecken Ausfahrt gar nicht erwähnt, und welchem Stamme Siegfried angehört, das wissen nur die Interpreten. Es ist das der Sage unwesentlich und wird nur zufällig erhalten.

Daher sind die Thaten und Leiden der Helden auch nicht als ein Spiegelbild der Schicksale der Völker anzusehen. Wenn Ermanrich die Swanhilde heirathet, so bezeichnet das nicht den Bund der Gothen mit einem nordischen Volk, und wenn Dietrich die Nibelungen besiegt, so bezeichnet das nicht einen Sieg der Gothen über Burgunden oder Franken.

Fremd ist der Heldensage endlich auch der große Kampf von Heidenthum und Christenthum.

In Ecken Ausfahrt siegt Dietrich zwar, weil er Gott vertraut und Ecke von göttlicher Hülfe nichts wissen will; aber das ist nur der Gegensatz von frommem Mannesmuthe und unbändigem Riesentrotz, der sich innerhalb jeder Religion vollziehen kann und bei den Griechen z. B. in der Sage von Ajax wiederkehrt.

Von den Ereignissen der Völkerwanderung bewahrt die Heldensage kaum eine verlorene Erinnerung und von den Helden nicht mehr als einige Namen, die aber mit den entsprechenden Helden kaum etwas zu thun haben. Nicht der Ostgothenkönig Theodorich lebt in der Dietrichsage: sein Glück und Unglück, seine Verbrechen wie seine wunderwürdigen Thaten sind vergessen. Der Dietrich der Sage ist nicht der kluge und feine Geist, der die Cultur Roms mit der Kraft und Frische germanischen Wesens bewußt zu vereinigen strebte, dem es gelang,

länger als dreißig Jahre ein weites Gebiet zu beherrschen und zu mehren. In der Sage wird er aus seinem Reiche vertrieben und lebt zweiunddreißig Jahre als Flüchtling von der Gnade eines fremden Königs, des Etzel, dem er dafür als Mann dient mit seinem Gefolge. Als Etzels Söhne auf einem Kriegszuge unter Dietrichs Leitung erschlagen werden, bietet Dietrich seinem Herrn das eigene Haupt zur Sühne. Und dieser Etzel oder Atli hat von dem Attila der Geschichte gleicher Weise nur den Namen. Er spielt eine ähnliche Rolle wie der Gothe Ermanrich; er ist der reiche, mächtige König, der nicht selbst in den Krieg zieht, sondern wie der Kaiser von Rom in ruhiger Majestät thront, während andere Könige und Fürsten in seinem Dienste kämpfen. Von der Gottesgeißel, unter deren Schlägen die Völker zergingen, ist im Attila der Heldensage nichts zu finden. Ermanrich aus dem vierten, Attila aus dem fünften und Theodorich aus dem sechsten Jahrhundert macht die Sage zu Zeitgenossen, und oft wechseln ihre Helden geradezu die Rollen. Siegfrieds Drachenkampf hat in einer anderen Sage sein Vater Siegmund bestanden, in einer dritten Dietrich von Bern. Noch bezeichnender ist, daß selbst die Charaktere der Helden wechseln. Wittich, das Urbild der Treue und Tapferkeit, ist in der Rabenschlacht und Dietrichs Flucht von seinem Fürsten Dietrich abgefallen, flieht dann im Kampfe feig vor ihm und läßt seinen Gefährten und Schwestersohn Rienalt im Stich. Für den Charakter und die Eigenschaften geschichtlicher Personen ist also die Heldensage keine Quelle; nur der Umstand selbst, daß sie in die Heldensage aufgenommen wurden, ist ein Zeugniß für ihre Größe. Doch waltet auch hier der Zufall. Chlodwig ist nicht aufgenommen, auch nicht Genserich, und von den Westgothen keiner der großen Könige.

Die geschichtlichen Namen bilden endlich nur eine Gruppe in dem Heldensaal der Sage; andere stammen aus dem Göttersaal oder aus Jötunheim und den Höhlen der Zwerge. Dorther stammen auch die Rosse und Waffen der Helden und mit gewiß seltenen Ausnahmen die bedeutenderen Frauen. Nicht undenkbar wäre es zwar, daß die fränkische Brunhild die Erinnerung an die Walkyrie verstärkte, aber kein Zug in dem Bilde von Gunthers Gattin ist der gewaltigen Königin entlehnt. Brunhild und Swanhild, die Ahnfrau Wielands wie die Jungfrauen auf dem Drachenstein sind mythische, d. h. göttliche Wesen.

Es ist erklärlich, daß die Helden ihren geschichtlichen Charakter

verloren, als sie in diese Genossenschaft aufgenommen wurden. Sie wurden Halbgötter oder Vertreter der Götter. Dagegen ist die Heldensage insofern der poetische Niederschlag der Völkerwanderung, als sie die sittliche und religiöse Weltanschauung der Germanen verkörperte. In ihr hat das Volk die Träger seiner Ideale geschaffen, an denen es sich erhob in großen Stunden, und mit denen es sich tröstete im Leid, deren Beispiel warnte oder ermunterte.

Als Sigurd erschlagen ist und Gudrun starr und unbeweglich neben der Leiche sitzt, da kommen die Frauen und erzählen ihr zum Troste all das Schwerste, das sie erlitten. Das leistete im Großen die Sage. Und wie viele Könige sind in jenen Tagen vertrieben wie der Berner, wie manche edle Frau harrte in der Knechtschaft wie Gudrun! Selbst noch am Ende des neunten Jahrhunderts ermahnte der Bischof Fulco den König Arnulf zur Treue gegen Karl den Einfältigen, indem er an die Sage von Ermanrich erinnerte, der, von dem bösen Sibich verführt, sein ganzes Geschlecht vertilgte.

Die Form der Poesie war der Stabreim, d. h. der Vers zerfiel in zwei Abtheilungen, und in jeder derselben begann ein für den Gedanken wichtiges und durch Betonung hervorgehobenes Wort mit dem gleichen Anlaut. In der ersten Abtheilung standen oft auch zwei Wörter dieses Anlautes. Diese Wörter hießen Runen, das ist Stäbe, und der Name zeigt, daß diese Poesie unmittelbar zusammenhing mit der Runenkunde.

Die Poesie war nicht möglich ohne den Stab, und aller Wahrscheinlichkeit nach war auch die Rune oder der Stab nicht möglich ohne die Poesie.

Denn die Runen waren keine Buchstaben, sondern Zeichen, welche als Sinnbild für den Gott oder die Sache dienten, deren Namen die Rune trug. In dem Zeichen ruhte das Wesen der Sache, und es ward lebendig und wirksam, wenn der Name der Rune gesprochen ward. Dies geschah aber regelmäßig nicht allein, sondern in dem Zauberspruche, dessen entscheidende Worte mit der Rune durch Allitteration gebunden waren.

Scharf drückt dies der Mythus von der Erfindung der Runen durch Odin aus:

Ich weiß, daß ich hing am windigen Baume
Neun lange Nächte
Vom Speer verwundet.

. . . .

Da neigt' ich mich nieder,
Auf Runen sinnend, lernte sie seufzend;
Endlich fiel ich zur Erde.
Hauptlieder neun lernt' ich . . .

Die Erfindung der Runen ist also die Erfindung des Zaubers, der Odin befreit, und die Erfindung geschieht im Lied.

Die Runen dienten als Zauber auf dem Trinkhorn, dem Speer, dem Schmuck u. s. w., vor allem aber bei der heiligen Kunst der Seher. Auf ein weißes Tuch streute der Hausvater oder der Priester die mit den Runen bezeichneten Stäbe und hob dann unbesehen nacheinander drei davon auf. Aus ihnen deutete der Kundige den Willen der Götter und verkündete ihn in einem Spruch, in dem die Runenstäbe zu Versstäben wurden. Sie bildeten die Hauptstäbe des dreizeiligen Spruches, denen die anderen betonten Worte oder Stäbe durch Allitteration verbunden waren.

Entweder ist von dieser Gattung der Poesie der Name Stab auf die allitterirenden Worte in aller Poesie übertragen, oder es wurden ursprünglich nur die Runennamen zu Hauptstäben gebraucht. Wie dem aber auch sei, jedenfalls stand die älteste Poesie und die Mantik der Germanen in unmittelbarem Zusammenhange mit den Runen, und diese können nicht jünger sein als jene. Dem entspricht es, daß sich Runen bei allen germanischen Stämmen fanden, ehe die Römer zu ihnen kamen.

Dagegen haben die Germanen die Kunst, ein Wort in seine Laute aufzulösen, erst von den Römern gelernt. Nur einen ersten, vorbereitenden Schritt hatten sie selbständig dazu gethan, indem ihr Stabreim auf den Anlaut achten lehrte und ihn in gewisser Weise von dem Worte loslöste.

Aber völlig geschah dies erst, als sie bei den Römern die Kunst des Schreibens und das Geheimniß der Buchstaben kennen lernten. Da bildeten sie den Gebrauch der Runen nach dem Vorbilde der römischen Buchstaben weiter aus und verliehen ihnen den Buchstabenwerth ihres Anlautes.

Seitdem hatten die Runen eine doppelte Bedeutung. Erstens waren sie das zauberkräftige Zeichen für die Sache und zweitens Buchstaben. Allein auch jetzt überwog noch immer die erste Bedeutung. Wollte man schreiben, so benutzte man regelmäßig die lateinischen Buchstaben, die Runen nur bei feierlichen Gelegenheiten, zu kurzen Inschriften, zu Kalendern u. dergl.

Auch erhielt die Rune niemals festen Lautwerth, sondern wenn sich im Laufe der Sprachentwickelung der Anlaut des Namens der Rune änderte, so änderte sich auch der Buchstabenwerth der Rune. Die Rune „Jahr" hat deshalb bei Gothen und Angelsachsen den Buchstabenwerth j, im altnordischen Alphabet den Werth a; denn dort heißt sie jêr und geâr, hier âr.

So tragen die Runen gewissermaßen den urkundlichen Beweis mit sich, daß sie ursprünglich keinen Buchstabenwerth hatten, sondern ihn nur nachträglich gewannen.

Bei dieser Fortbildung der Runen ist die Form derjenigen, welche sich zum zusammenhängenden Schreiben nicht eigneten, nach dem Muster der entsprechenden Buchstaben geändert. Und da uns nur Runen dieser jüngeren Zeit erhalten sind, so hat diese Aehnlichkeit der Form zu der irrigen Annahme verleitet, daß die Germanen ihre Runen überhaupt erst aus dem römischen Alphabet entwickelt hätten.

Poesie und Runen haben uns schon mitten in das religiöse Leben der Germanen geführt.

Wie die Griechen nicht die zwölf. Götter verehrten, die in den Handbüchern der Mythologie verzeichnet werden, sondern jede Stadt eine kleine Gruppe von Gottheiten, die sich bildete aus den Göttern und Heroen der Stämme, aus denen sich die Bewohner der Stadt zusammensetzten, so war es auch bei den Germanen. Jeder Stamm verehrte eine besondere Gruppe von göttlichen Wesen, daneben aber einige Götter anderer Stämme, mit denen sie sich viel berührten oder gemischt hatten. Auch darin endlich glichen die Cultusverhältnisse den griechischen, daß mehrere Völkerschaften durch gemeinsame religiöse Feste verbunden waren.

Die Suebenstaaten schickten alljährlich zu bestimmter Zeit Gesandte zu dem heiligen Hain, der im Lande der Semnonen lag. Sie betraten den Hain mit gefesselten Gliedern, und wer hinstürzte, durfte sich nicht wieder erheben, er mußte sich am Boden fortwälzen. Der Mensch sollte bekennen, daß er nichts sei vor dem Gotte, der hier verehrt ward als letzter Ursprung des Volkes und Lenker des Weltalls. Die Opfer, die ihm gebracht wurden, begannen mit einem Menschenopfer. Eine andere Völkergruppe, die an der Ostsee saß, in Schleswig-Holstein und östlich davon, verehrte die Nerthus, die Mutter Erde. Auf einer Insel lag dort ein heiliger Hain, und in demselben stand ein heiliger Wagen, den nur Ein Priester berühren durfte. Nun

glaubten die Völker, daß die Göttin sich zu gewissen Zeiten auf diesen Wagen niederlasse und die Menschen besuche. Wenn der Priester merkte, daß die Göttin im Heiligthum sei, so bespannte er den Wagen mit zwei Kühen und führte ihn durch das Land. In freudigem Zuge folgte die Menge dem Wagen, und wohin er kam, da ruhte alle Arbeit und aller Streit: die Waffen waren verschlossen, die Herzen waren geöffnet, es war Feiertag.

War die Göttin von dem Verkehr mit den Menschen gesättigt, so führte er den Wagen in den Tempel zurück, und dann wurde der Wagen und die Gewänder, ja die Göttin selbst, wie sich das Volk ehrfurchtsvoll zuraunte, in einem verborgenen See abgewaschen und von dem Erdenstaube wieder gereinigt. Hierbei mußten dem Priester Diener helfen, die aber gleich darauf in dem See ertränkt wurden. Daher umhüllte den See ein geheimnißvoller Schauer, und es blieb in ein heiliges Dunkel gehüllt, was es sei, das nur diejenigen schauen durften, die dem Tode geweiht waren.

Solcher Amphiktionien oder Cultgenossenschaften gab es noch mehrere, aber keine, die alle Germanen vereinigt hätte, wie Olympia und Delphi die Griechen einte, und die Priestergenossenschaft der Druiden alle Kelten.

Wohl aber sind einige Gottheiten allmählich allen Stämmen bekannt geworden, namentlich Thor und Wodan. Man möchte oft glauben, als sei Wodan für alle Germanen der höchste Gott gewesen wie Zeus für die Griechen; aber das war er ursprünglich nur für Sachsen und Dänen, selbst bei den Schweden und Norwegern dagegen nur in Folge einer gewissen theologischen Entwickelung und nicht vollständig — Landesgott von Norwegen blieb Thor —, und bei einigen Stämmen gewann seine Verehrung nie größere Bedeutung. Daher ist auch z. B. der vierte Wochentag, der in England, Westfalen, Friesland und Skandinavien der Wodanstag heißt, bei den Alamannen götterlos, und nur selten findet sich bei ihnen ein Wodansberg.

Bei einigen Stämmen wurde der alte Hauptgott verdrängt durch einen anderen. Dazu gab es vielfachen Anlaß: bisweilen verschaffte sich der höher entwickelte Cultus eines anderen Stammes allmählich friedlichen Eingang, oder es entsagte der Theil des Stammes, der die Heimat verließ, auch den Göttern der Heimat und diente fortan dem Gotte des Landes, in dem er zu einem selbständigen Volke erwuchs und meist mit den alten Bewohnern verschmolz. So sind die Sueben — Chatten aus Verehrern des Ziu Verehrer Odins

geworden. Bisweilen gab auch wohl schweres Unglück den Gedanken ein, der alte Gott sei nicht stark genug. Von solchen Veränderungen sehen wir nur noch verlorene Spuren, und über keine einzige haben sich Nachrichten erhalten, die den Vorgang anschaulich machten, auch nicht über analoge Vorgänge bei den Griechen. So mag es ein Beispiel aus der neueren Geschichte verdeutlichen.

Als Spanien unter König Philipp IV. in großer Noth war, da ernannte ein Beschluß der Cortes, „um der besonderen Begünstigung willen, die sie durch eine solche Fürbitte von Gott zu erlangen hoffen, die glorreiche und erlauchte Jungfrau Santa Teresa de Jesus zur Patronin ihrer Reiche," während eine Minderheit an dem bisherigen Patron S. Jago festhalten wollte, „unter dessen Schutze sie die Welt zu ihren Füßen und das Land mit Wissenschaften und Kunst geschmückt gesehen." Denn so wurden die Götter der Germanen angesehen, wie etwa in Rußland oder Italien und Spanien die Heiligen.

Die Kräfte der Natur standen in ihrem Dienst: sie fuhren im Sturm daher und schmetterten im Blitze nieder, sie verliehen Sieg und heilten bösen Schaden; aber sie waren nicht allgewaltig, sie beschränkten sich gegenseitig und waren beschränkt durch die geheimnißvolle Macht der vaurd oder des Schicksals. Es gab eine Zeit, da waren sie noch nicht, und es wird eine Zeit kommen, da werden sie untergehen im fürchterlichen Weltenbrande, im Kampfe mit den Mächten der Finsterniß, denen sie in der Urzeit die Erde und den Himmel abgewonnen haben. Dann zerreißt der alte Wolf die Bande, dann beginnt der Kampf, dann fällt die Sonne vom Himmel, dann siegen die Götter über die bösen Mächte; zugleich aber erliegen sie vor ihrem Gift und Geifer. Aus dem Chaos erhebt sich danach ein neuer Himmel und eine neue Erde, wo selige Götter selige Menschen regieren, die nicht verlangen nach Gold und sich nicht morden aus Gier: denn

„Morgenthau ist all ihr Mahl."

Tiefe Inbrunst erfüllte das Herz der Germanen, und das stolze Vertrauen, daß sie selbst göttlichen Geschlechtes seien. Der Tod hatte keine Schrecken für sie, nur der Strohtod, der Tod auf dem Siechbette. Wer im Kampfe fiel, wer im Feuer verging, von den Wogen verschlungen ward, oder auch im Kerker vermoderte nach tapferem Kampfe, der starb lachend. Ihn riefen die Walkyrien, luden ihn ein zu Odins Saale, wo in langen Reihen die Helden der Vorzeit auf Bänken saßen und unendliches Bier tranken aus mächtigen Hörnern.

Tempel hatten die Germanen nur selten; meist verehrten sie die Götter in heiligen Hainen oder auf ragenden Bergen. Eine mächtige Eiche, oder sonst ein Wald- oder Fruchtbaum, oder eine Quelle galt daselbst wohl als Sitz des Gottes, oder ein heiliges Symbol: ein Holz, ein Schwert, ein Stein. Bilder hatten sie nicht, sie verstanden auch nicht sie zu machen.

Im Ganzen betrachtet, waren die Götter wie das Volk mehr hart und rauh als zart. Wohl gehörte auch zu ihrem Dienste die fröhliche Festfeier; so, wenn der stroh- und moosbekleidete Winter ausgetrieben ward im lustigen Kampfspiel von dem laubgeschmückten Sommerhelden, oder wenn in der Neujahrsnacht eine neckische Schaar Umzug hielt durch das Dorf — aber er war auch nicht frei von den Schrecken des Aberglaubens. Selbst Menschen wurden geopfert und zwar nicht bloß in der ältesten Zeit, sondern bis zum Siege des Christenthums. Im achten Jahrhundert ist es vorgekommen, daß schon bekehrte Germanen ihre Knechte an heidnische Nachbarn als Opferthiere verkauften.

Solche Opfer wurden vor der Schlacht gebracht oder nach dem Siege oder sonst in feierlicher Stunde. Regelmäßig nahm man Gefangene dazu oder Knechte; in großer Noth ist aber auch wohl der Königssohn geopfert oder der König selbst. Meist waren es einzelne Männer, doch bisweilen auch eine größere Anzahl. „Vor der Zeit," heißt es in dem Gesetzbuche der Insel Gothland, „und noch lange nachher glaubten die Leute an Haine, an hohe Schutzorte und gehegte Plätze, und dem Heidengott opferten sie ihre Söhne und Töchter und Vieh nebst Speisen und Getränk."

Ebenso sind nach dem Siege der Cimbern im Rhonethale und nach der Varusschlacht zahlreiche Menschenopfer gebracht, und im fünften Jahrhundert opferten die Sachsen, welche an Galliens Küste landeten und ähnlich wie später die Normannen Raubzüge ins Innere machten, regelmäßig den zehnten Mann von den Gefangenen, ehe sie wieder zu Schiffe gingen.

Bei den Cimbern pflegten auch vor der Schlacht mehrere Gefangene geopfert zu werden. Greise Priesterinnen vollzogen das Opfer. In weißen Gewändern, die ein eherner Gürtel zusammenhielt, darüber einen Mantel aus feinem Linnen und mit einer Spange befestigt, unbeschuht und in der Hand das Messer — so gingen sie den Gefangenen entgegen, bekränzten sie und führten sie an einen ungeheueren Metallkessel, der mehr als sieben Eimer faßte und als

das größte Heiligthum des Volkes galt. Dann trat eine von den Priesterinnen auf einen Schemel, das Opfer ward in die Höhe gehoben, sie bog den Kopf über den Rand des Kessels und zerschnitt ihm die Kehle, um aus dem rinnenden Blute das Schicksal der Zukunft zu lesen. Die anderen öffneten dann den Körper und weissagten aus den Eingeweiden. So folgte ein Opfer dem anderen.

Nicht anders war das Gemüthsleben, der Charakter des Volkes. Sie hatten die Tugenden eines frischen hochbegabten Stammes, aber auch die Schwächen und Laster der Barbaren.

Der zarteste Zug ihres Gemüthes war der Sinn für Keuschheit und demnächst ihre Verehrung der Frauen. Doch bedarf es bei diesem schönen Lobe starker Einschränkungen.

Wohl sahen sie in der klugen Alten, in der prophetischen Jungfrau fast göttliche Wesen, und in dem hohen Wergeld, in der grausamen Bestrafung des Frevlers an der weiblichen Ehre und in manchem ähnlichen Zuge ist das gesammte Geschlecht geehrt; aber das hinderte doch nicht, daß sie der Frau die ganze Arbeit aufbürdeten, daß der Mörder des Vaters die Tochter zwang, sein Weib zu werden und an fröhlicher Tafel aus dem Schädel des Vaters zu trinken, daß der Mann sein Weib hart schlug und in der Noth verkaufte.

Rücksichtslose Härte war der Grundzug ihres Charakters. Wer sie nicht bewährte, der war kein Mann. Bewähren mußte er sie gegen Freund und Feind, bewähren mußte er sie auch gegen sich selbst. Kein Zaudern, keine Ueberlegung galt, wo der nächste Schritt über Tod und Sieg entschied. Wer das that, der hieß ein Feigling. Wie ein Sturmwind ging der Held durch das Leben, er stürmte von Sieg zu Sieg, bis er in den Tod hineinstürmte. Das war es, was die Römer mit Entsetzen erfüllte, aber auch mit Bewunderung. Alles sah auf, wenn der Franke Arbogastes, der Gothe Fravitta durch die Halle des Kaisers schritten. Seiner Freunde und Güter, seiner Kinder und seines Landes durfte der Mann nicht gedenken, wenn es seine Ehre galt, wenn der Sieg über den verhaßten Gegner oder die Rache davon abhing. Der Vater mußte die Tochter lebendig begraben oder mit Ruthen in die Wildniß peitschen, wenn die Sitte es gebot; der Mann mußte trotzig lachen, wenn er zum Tode geführt ward, oder der Würfel ihn in die Knechtschaft schleuderte. Schmachvoll wäre es gewesen zu klagen.

So hart sie waren, so stolz waren sie auch. Keinem wollten sie nachstehen an Ehre und Ansehen. Zur Zeit des Nero kamen zwei

friesische Häuptlinge, Malorix und Verritus, als Gesandte nach Rom, um den Kaiser zu bitten, ihnen einen wüsten Strich des Grenzlandes zur Besiedelung zu überlassen. Nero konnte sie nicht gleich empfangen, und so wurden sie als des Kaisers Gäste in der großen Stadt zu den Sehenswürdigkeiten und Wunderdingen geführt. So brachte man sie auch in das Theater des Pompejus. Man gab ihnen Plätze minderen Ranges: es waren ja nur Barbaren, Häuptlinge eines kleinen Volkes. Aber die Männer ließen sich nicht blenden von dem Glanze und der Menge; sie schauten umher und fragten nach Ehre und Bedeutung der Sitze und Personen, und als sie nun fremdgekleidete Leute unter den Senatoren sitzen sahen, da schöpften sie Verdacht, daß man anderen Gesandten einen Ehrenplatz gegeben habe. Ihre Begleiter suchten ihnen die Sache zu erklären: das Volk jener Gesandten sei besonders geehrt wegen seiner ausgezeichneten Tapferkeit und Treue gegen Rom. Da sprangen die Friesen auf, und unter dem Rufe: „Kein Mensch übertrifft die Germanen an Tapferkeit und Treue," stiegen sie von der Gallerie herab, mitten durch das riesige Theater und ließen sich auf dem ersten Range unter den Senatoren nieder, wo jene anderen Gesandten saßen.

Auch den weltbeherrschenden Römern gegenüber bewahrten sie diesen Stolz. Er lebt in Ariovists trotziger Antwort, da ihn Cäsar zu sich beschied, wie in dem Gothen Athanarich, der sich weigerte, zum Abschluß des Friedens auf römischen Boden zu kommen, und den Kaiser Valens zwang, ihm bis in die Mitte der Donau und damit bis an die Grenze des Reiches entgegenzufahren und so vom Schiffe aus zu unterhandeln. In ähnlicher Weise mußte der stolze Valentinian bei Mainz über den Rhein fahren, während die Alamannen auf ihrem Ufer blieben.

Trotzig heulten sie den Schlachtgesang, und der König Macrian gab durch jede Bewegung und jede Miene zu erkennen, in seiner Hand liege es, Rom den Frieden zu schenken oder zu weigern.

Aber dieser Stolz war der Stolz der Barbaren; im Glück wurde er zum Uebermuth und im Unglück leicht ganz gebrochen. Auf stolzem Roß, in glänzender Rüstung und mit prahlerischer Geberde führte Chnodomar die Alamannen bei Straßburg in die Schlacht — mit gekrümmtem Rücken betrat er als Gefangener Julians Zelt; dann warf er sich zu Boden und flehte um Gnade (primo curvatus deinde humi suppliciter fusus). Ebenso warfen sich die Gesandten der Franken vor Julian auf den Boden, und in ähnlicher

13*

Weise baten die übrigen Alamannen und die Quaden um Frieden. Es war kein Unterschied zwischen ihrem Auftreten und dem der Sarmaten.

Gern preisen wir die Treue als rechte Nationaltugend; aber damals war sie es nur in den persönlichen Beziehungen.

Auch die Sittlichkeit der Menschen wird erst, die Fähigkeit dazu, bedarf erst des Raumes und der Gelegenheit, sich zu entfalten. Nun waren die Familie, das Geschlecht, die Markgenossen, die Ehe, das Gericht, die Freundschaft, die Gefolgschaft anerkannte, geheiligte Mächte, welche von Jugend auf den Mann beherrschten und zum Gehorsam erzogen. Namentlich das Rechtsleben legte in seiner uns Modernen ganz fremdartigen, die Billigkeit vollständig ausschließenden Unerbittlichkeit die schwersten Pflichten auf. Wer die Treue verletzte, wer den Glauben und die Hülfe der Genossen verlor, der konnte seinen Acker nicht bebauen, sein Holz nicht nutzen, seinen Proceß nicht verfechten. Ueberall war der Mann auf die Mitwirkung der Genossen angewiesen — nicht einmal die Wohlthat des Gesetzes ward ihm zu Theil, wenn er allein stand: der Richter sprach ihm nicht Recht, wenn er nicht Eidhelfer fand, die seinen Eid bekräftigten. Die germanische Gerichtsverfassung kannte kein anderes Beweismittel als den Eid. Als diese Ordnung auf die verwickelten Verhältnisse der germano-romanischen Reiche übertragen ward, da ist der Eid so entsetzlich mißbraucht, daß schleunig auf Abänderung des Verfahrens gedacht werden mußte. Aber das war nur eine Folge des Widerspruchs zwischen den neuen Zuständen und der alten, in einfachen Verhältnissen erwachsenen Einrichtung. In den voraufgehenden Jahrhunderten hatte sie sich bewährt, und das ist ein Beweis, daß da auch die Eide sich bewährten. Das gegebene Wort durfte der Mann nicht brechen, auch wenn sein ganzes Herz sich gegen die Verpflichtung empörte.

Der Gepidenkönig hatte den Langobarden Alboin als Gast am Tisch, der ihm kurz zuvor seinen tapferen Sohn im Kampfe erschlagen hatte. Während des Trinkens begann ein Necken und Streiten der Genossen, und höhnisch erwähnten die Langobarden zuletzt jenes Sieges. Da sprangen die Gepiden auf, und Alboin wäre mit seinen Genossen erschlagen; aber der alte König schützte ihn. Er war am schmerzlichsten verletzt — doch das achtete er nicht. Mit ruhiger Gewalt bändigte er den Tumult, damit das Gastrecht nicht verletzt werde.

Ein englischer Mönch, der den Dänen sonst alle Gräuel nach-

sagt und alle Laster andichtet, muß doch bekennen: das einmal verpfändete Wort brechen sie nicht.

Rühmlich war es, den Feind zu erschlagen, der das Recht verweigerte, den Frevler, den man beim Verbrechen ergriff; aber offen mußte es geschehen, nicht bei Nacht, nicht an heimlicher Stelle. Dem nächsten Manne, der ihm begegnete, mußte er es künden oder in dem nächsten Hause, an das er kam. Sonst galt er als Niding, als echter „Mordwolf". Vor den Augen des Königs, der mit seinen Gefolgsgenossen Abends in der Halle beim Mahle saß, erschlug Asbjörn einen Beamten desselben.

Die Genossen sprangen auf, ergriffen den Thäter und führten ihn hinaus. Nach einiger Zeit hörte der König, daß sie ihn noch nicht getödtet hätten, und fragte danach. Da antwortete ihm einer: „Herr, nennt ihr das nicht Mordwerk, Leute bei Nacht zu erschlagen?" So wartete man bis zum Morgen.

Dietrich und Egge hatten wüthend aufeinander losgeschlagen, bis die Sonne sank; da machte Dietrich den Vorschlag, für die Nacht aufzuhören. Und nun legte sich erst Egge schlafen, während Dietrich wachte; dann schlief Dietrich, und Egge beschützte ihn. Sie schliefen ohne Furcht. Keinem der Helden kam auch nur der Gedanke, daß es Gefahr bringen könnte, sich so dem Gegner zu überliefern, der bei Sonnenaufgang auf Tod und Leben mit ihm kämpfen sollte.

Dagegen war im politischen Leben von solcher Treue nichts zu spüren.

Die den Römern geschworenen Eide brachen die Germanen ohne jede Scheu; einstimmig wurden sie von den Zeitgenossen schlechthin das treulose Volk genannt, die gens perfida. Man kann das entschuldigen durch die Erwägung, daß sie von den Römern als rechtlos behandelt wurden; aber das ändert die Thatsache der Treulosigkeit nicht. Und dem eigenen Volke bewahrten sie die Treue nicht besser. Vaterland und Volk waren ihnen fast fremde Gedanken. Wie Segest es mit Rom hielt gegen Armin, wie Labeo gegen Civilis focht, so traten auch im vierten und fünften Jahrhundert viele der tüchtigsten Männer aller Stämme in Roms Dienst und kämpften gegen ihr Volk. Fritigern führte römische Truppen über die Donau, seinen Nebenbuhler Athanarich zu vertreiben, und hundert Jahre später erbot sich der Ostgothe Theodorich, seine Landsleute in Thracien zu vernichten, wenn der Kaiser nur seine Forderungen erfüllen wollte. Der Frankenhäuptling Charietto hatte erst manches Jahr mitgeraubt; dann änderte

er das Geschäft, ließ sich in Trier nieder und diente den Römern als freiwillige Polizei gegen seine alten Genossen. Allein schlich er sich in die Nähe der Raubschaaren, und wenn sie Nachts, trunken von Wein, in tiefem Schlafe lagen, so schnitt er ihnen die Köpfe ab und brachte sie triumphirend in die Stadt. Später diente er im Heere Julians.

Es galt den Germanen nicht für eine Schande, Rom zu dienen, und mit gleicher Lust kämpfte man mit dem Landsmann wie mit dem Fremden, wenn man nur tapfer focht, wenn es nur hart herging. Gleich nach einer Niederlage traten oftmals Schaaren von denen, die eben gegen Rom gefochten hatten, in römischen Dienst.

Wohl murrten die germanischen Cohorten im römischen Heere einmal, wenn einem hochstehenden Landsmanne Gewalt drohte, und dem Bataver Civilis rettete dies im Jahre 69 das Leben; aber ein geschickter Mann konnte sie mit kleinen Mitteln beruhigen und lenken. Die Kaiser wurden von den Legionen ernannt, und die Germanen bildeten einen mächtigen Bestandtheil der römischen Heere; aber die beiden Germanen Magnentius und Silvanus, welche den Purpur nahmen, sind gerade von ihren Landsleuten verrathen oder doch im Stich gelassen.

Umgekehrt haben auch die zahlreichen Germanen, die als Minister und Feldherren das römische Reich regierten, auf ihre Landsleute keine besondere Rücksicht genommen. Nur die Gegner und Neider verleumdeten den stolzen Fravitta, er habe den Gaina entkommen lassen, und bald darauf den Stilicho, er habe Rom den Germanen verrathen. Stilicho, Fravitta, Modares, Silvanus, Gento und die zahllosen Anderen dienten Rom und sich selbst — eine Pflicht gegen ihr Volk kannten sie nicht.

Leider aber ist es damit noch nicht genug: es sind auch gar manche Thaten gemeinen Verrathes überliefert.

Als Audoin König der Langobarden wurde, floh Hildegisel, ein Nachkomme des früheren Königs, zu den Gepiden, und umgekehrt hatte um dieselbe Zeit ein Nachkomme des früheren Gepidenkönigs bei Audoin Schutz gesucht vor Thorisind, der ebenfalls aus neuem Geschlecht zum Könige gewählt war und die alte Familie fürchtete. Die Könige forderten von einander die Auslieferung der Flüchtlinge, und da die Großen eine solche Verletzung des Gastrechts nicht duldeten, so beredeten sie sich, dieselben heimlich zu ermorden.

Um sich selbst zu retten, führte ein gefangener Alamanne die Römer auf Schleichwegen in die Dörfer seiner Heimat. Widerstandslos wurde da alles verbrannt, und der König Hortarius mußte sich harten Bedingungen unterwerfen. Viel schändlicher noch handelte dieser König selbst, als Julian im Jahre darauf (359) eine Brücke über den Rhein zu schlagen versuchte und zahlreiche Könige der Alamannen mit ihren Kriegern am Ufer versammelt waren, das Werk zu hindern. Da ließ sich Hortarius von Julian bewegen, ihm seine Bundesgenossen, die Könige und Führer des ganzen Heeres in die Hände zu liefern. Er lud sie zu einem Gelage, das bis in die Nacht fortgesetzt wurde, während Julian 300 auserlesene Krieger in leichten Kähnen im Dunkel der Nacht an dem verabredeten Orte über den Rhein setzte. Dort warteten sie, und arglos ritten die Könige und die anderen hervorragenden Führer in den Hinterhalt. Es war ein langer Zug, die Fürsten und Herren alle zu Roß, begleitet von einem großen Schwarm von Dienern zu Fuß.

Plötzlich drangen die Römer auf sie ein. Die Könige konnten entfliehen, da sie beritten waren, und nur der Troß wurde niedergehauen; aber der Zweck war doch erreicht. Denn die Alamannen glaubten, der Uebergang sei bewirkt.

Das staatliche Leben der Germanen war noch zu unentwickelt, als daß es politische Sittlichkeit hätte erzeugen können. Die Formen waren vorhanden; aber zu lose war das Band, das die Mark- und Gerichtsgemeinden zu Staaten verknüpfte: ohne Schande mochte sich ein Glied daraus lösen und zu dem Feinde übergehen. Freund, Genosse, Verwandte waren die Begriffe, welche ihren moralischen Gesichtskreis beherrschten — vor allem aber der eigene Vortheil und der eigene Ruhm. Das Leben war so rauh, so oft stand alles auf des Schwertes Schneide, daß nur die größte Rücksichtslosigkeit sich zu behaupten vermochte.

Die Schicksale folgten einander in raschem Wechsel, viel rascher noch als in unserer schnelllebigen Zeit. Denn tausend Mittel stehen uns zu Gebote, die Güter, welche eine reiche Stunde gewährt, aufzuspeichern für dürre Jahre.

Nicht so damals: heut' im Ueberfluß reicher Beute, bedient von römischen Adeligen, die aus ihren üppigen Villen in das ärmliche Zelt geschleppt waren — morgen flüchtig vor dem rächenden Römerheer. Zahllos wuchs die Jugend heran; aber ebenso zahllose Opfer forderte der beständige Kampf. Auf allen Seiten nahte der Tod,

man war ihm vertraut und wußte nicht anders, als daß er mit Jauchzen und Kampfgeschrei zu empfangen sei, und zögerte er zu lange, so suchte man ihn, um dem müden Alter nicht langsam zu erliegen.

Darum wollte man sich aber auch nicht engen und zwängen lassen. Die Leidenschaft sollte ihr Recht haben — all das Recht, das ihr der Väter Sitte gewährte.

Die Lüsternheit mußte man bekämpfen, das forderte die Sitte; aber die Wuth, die Grausamkeit, die Gier durften ungescheut wüthen. Ein Fortschritt war nicht zu erwarten, ehe nicht der Staat größere Kreise des Stammes in dauernden Formen zusammenfaßte und den Einzelnen strenger zwang, dem Ganzen zu dienen.

Aber trotz dieser Barbarei und trotz dieser geringen Ausbildung staatlicher Ordnung darf man die Germanen nicht schlechthin mit irgend einem wilden Stamme vergleichen. Gewiß, ihre Kämpfe mit Rom gleichen denen der Tscherkessen mit den Russen, der Afridis und der anderen Bergstämme des Himalaya und des afghanischen Alpenlandes mit den Engländern, oder der Rothhäute mit den Truppen der Union; aber ein Unterschied zeigt sich sofort. Aus diesen Barbaren ist im Laufe des dritten, vierten und fünften Jahrhunderts eine ganze Reihe von Männern hervorgegangen, die in dem ihnen an Cultur so unendlich überlegenen Römervolke die einflußreichsten Aemter bekleideten. Sie pflegten emporzukommen im Heere, wo Muth und kriegerischer Scharfblick die Entscheidung gaben; sie sind dann aber auch in die Civilverwaltung übergetreten und haben auch hier mit Auszeichnung gewaltet. Und in den folgenden Jahrhunderten bewährten sie eine staatbildende Kraft, die da beweist, daß auch in den unentwickelten Verhältnissen der Vorzeit der Staat nicht fehlte, daß Tacitus' Schilderung auf Wahrheit beruht.

Anmerkungen zum zweiten Buche.

Erstes Capitel.

Ueber den Stamm der Sueben.

Am schroffsten zeigt sich die Verwirrung der Meinungen über die Stämme der Germanen bei dem Stamme der Sueben. Je nachdem man Cäsar oder Tacitus oder Strabo oder Ptolemäus folgt, erhält man ein ganz verschiedenes Bild. Ptolemäus ist ohne gewaltsame Conjecturen nicht zu vereinigen mit dem, was zuverlässig bekannt ist, wie sie denn Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme 94 f., auch vornimmt.

Strabo hat aus Cäsar die Vorstellung von einem ungeheueren Suebenvolke zwischen Rhein und Elbe beibehalten, obwohl er die Sueben Cäsars schon unter dem Namen Chatten aufführt und das Land zwischen Rhein und Elbe so vertheilt hat, daß für jenes ungeheuere Volk, neben welchem Chatten und Cherusker unbedeutend sein sollen, kein Raum bleibt. Strabo kam über diese Schwierigkeit leicht hinweg; denn es fehlte ihm trotz des Reichthums an einzelnen Nachrichten so sehr an geographischer Anschauung über Germanien, daß er die Lippe dem Rhein parallel fließen läßt.

Tacitus begreift gar alle Völker jenseit der Elbe mit dem Stammesnamen Sueben und unter ihnen auch solche Völkerschaften, die entschieden nicht zu den Germanen gehören.

Schon daraus folgt, daß er den Begriff zu weit ausdehnt.

Aber auch die wirklich germanischen Stämme östlich der Elbe waren nicht eines Stammes. Es sind darunter die Vorfahren der hochdeutschen Alamannen und Baiern, der niederdeutschen Sachsen und Angeln und der nordischen Germanen. Wir sind nun zwar nicht im Stande, festzustellen, wie weit die späteren Unterschiede der Stämme in Sprache, Recht, Sitte und Religion damals schon ausgebildet waren — aber das ist sicher, daß die östlich von der Elbe wohnenden Vertreter der später von einander unterschiedenen drei Hauptstämme, hochdeutsche, niederdeutsche, nordische Germanen, damals nicht in einem gemeinsamen Gegensatz zu den westlich wohnenden Vertretern derselben können gestanden haben. Gerade die echten Sueben gehörten sprachlich zu den Westgermanen.

Als Hauptvolk der Sueben bezeichnet Tacitus die Semnonen, und auf sie und die ihnen verwandten Stämme ist der Name Sueben ohne Zweifel zu beschränken.

Nicht genau festzustellen ist, welche Stämme ihnen verwandt waren; sicher aber ist, daß die niederdeutschen Stämme an der Küste und die nordischen Germanen nicht dazu gehörten und wohl auch die gothisch-vandalischen Stämme nicht. Tacitus hatte von den Gegenden östlich der Elbe weniger genaue Vorstellungen als von dem westlichen Deutschland. Nennt er doch östlich der Elbe keinen Fluß mehr, nicht einmal die Oder. So kam es, daß er die durch Cäsar verbreitete Vorstellung von der ungeheueren Ausdehnung des Suebenvolkes, für welche er westlich der Elbe keinen Platz hatte, auf den Osten übertrug.

Dieser Irrthum hat Anlaß gegeben, daß moderne Forscher die Verfassung und die Geschichte der Urzeit auf den Gegensatz von Sueben und Nicht-Sueben zu gründen versucht haben. Die Sueben sollen z. B. regelmäßig Könige haben, die anderen nicht.

Tacitus weiß davon nichts. Das Einzige, was seine Sueben gemeinsam gehabt haben sollen, ist die Haartracht, und auch diese Angabe ist wahrscheinlich falsch. Im Uebrigen erwähnt er unter ihnen die schroffsten Gegensätze in Sitte und Verfassung, so schroff, wie sie unter Völkern der gleichen Culturstufe nur gedacht werden können. Die Stelle Cap. 43: „es ist die charakteristische Eigenthümlichkeit aller dieser Völker, daß sie runde Schilde und kurze Schwerter führen und daß sie Königen gehorchen" — bezieht sich auf die zuletzt genannten Völker, nicht auf alle Sueben; von ihnen giebt Germania 38 ausdrücklich nur das eine unterscheidende Merkmal an, wie sie das Haar schräg zurückstreichen und mit einem Knoten unterbinden.

Uebrigens bleibt auch nach jener Einschränkung noch eine große Schwierigkeit: der Widerspruch zwischen Cäsar und Tacitus. Cäsars Sueben wohnen westlich, die des Tacitus östlich der Elbe.

Cäsar nennt diejenige Völkerschaft Sueben, welche östlich von den Ubiern und westlich von den Cheruskern wohnte, also in demselben Gebiete an Lahn, Sieg und Edder, in welchem Tacitus die Chatten nennt, während er die Sueben östlich von den Cheruskern und östlich der Elbe wohnen läßt.

Es ist auch nicht so zu helfen, daß man die Sueben östlich wandern und Chatten in ihre Sitze einziehen läßt. Tacitus' Schilderung nach waren die Chatten nicht neu in ihren Sitzen, und von den Sueben-Semnonen sagt er ausdrücklich, daß sie seit Urzeiten östlich der Elbe wohnten.

Man hat nun gesagt: Sueben bezeichnet die Schweifenden und war kein Stammesname, sondern ein Beiname, der jedem Volke beigelegt werden konnte, das keine festen Sitze hatte. Allein diese Erklärung würde zu den Semnonen wenig passen, die unzweifelhaft das Hauptvolk des Suebenstammes waren, und auch bei Cäsar war Suebi der Name einer ganz bestimmten Völkerschaft, nicht jedes schweifenden Bruchtheiles jeder beliebigen Völkerschaft. Die Germanen des Ariovist waren „Schweifende" und kamen von den in der helvetischen Wüste „Schweifenden"; aber nur eine Schaar trug den Namen Suebi. Sie trug ihn als Stammesnamen, als Theil von dem Stamme der Suebi, wie auch die sechs anderen Abtheilungen jenes Heeres nach ihrem Volksnamen genannt wurden.

Ebenso war Suebi im dritten und vierten Jahrhundert nicht ein Beiname der Alamannen, sondern der Volksname, und zwar der vom Volke vorzugsweise gebrauchte. War Suebi aber ein Stammesname, so werden auch die Völkerschaften, die ihn trugen, einander verwandt gewesen sein: es waren also die Sueben-Semnonen den Sueben-Chatten verwandt. Wie die Bataver von den Chatten, so werden die Chatten von den Semnonen ausgegangen sein. Mit diesem Ergebniß verbindet sich auf das glücklichste die sonderbare Uebereinstimmung, daß die Sueben-Chatten des Cäsar ebenso wie die Sueben-Semnonen des Tacitus in je 100 Gaue zerfielen.

So halte ich denn die Sueben Cäsars für einen großen Semnonenschwarm, der die alte Heimat verließ und in den Landen an der Lahn und Edder zu einem neuen Volke erwuchs mit neuem Namen.

Während dieses Processes mögen sich die Bataver, die Chattuarier, die Sueben der helvetischen Wüste u. a. Bruchtheile von ihnen abgelöst haben, die uns theils als Verwandte der Chatten, theils als Suebi bezeichnet werden.

In Cäsars Tagen war diese Entwicklung der Sueben zu Chatten noch nicht abgeschlossen; sie wurden noch nach der alten Heimat benannt und bewahrten auch noch eine eigenthümlich kriegerische Ordnung, welche an die Wanderung erinnert und welche sie zu Tacitus' Zeit nicht mehr hatten. Wie aus den Samniten wiederholt große Schwärme auszogen und in Unteritalien zu verschiedenen Völkern erwuchsen, so bildeten die Semnonen das Muttervolk für mehrere germanische Völkerschaften, außer den erwähnten vielleicht noch für die Markomannen und Hermunduren; zweifelhaft dagegen scheinen die Angaben über die Angeln und Langobarden.

Einige dieser Völkerschaften blieben mit dem Muttervolk in Cultgenossenschaft und beschickten alljährlich das große Opferfest im Hain der Semnonen; andere lösten auch dies Band. Die Chatten hörten sogar auf, den Ziu zu verehren, und beteten zu Odin, dessen Cultus sie wohl in ihrer neuen Heimat vorfanden.

Siebentes Capitel.

Ein Sühnevertrag oder eine „liebliche Richtung" zwischen den Sippen des Todtschlägers und des Getödteten, aufgerichtet im Jahre 1587 zu Appenzell.

Hans Nef von Appenzell, der den Lorenz Schlipf daselbst getödtet hatte, mußte sich verpflichten: 1) allen seinen Geschwisterkindern, Schwägern und näheren Verwandten auf Stegen und Wegen, in Holz und Feld, in Städten, Dörfern und auch Marktplätzen auszuweichen; ohne ihre Bewilligung in kein Schiff oder Wirthshaus, in keine Bad- oder Scheerstube zu treten, wo sie sich befänden; wäre er aber zuerst da, so sei er nicht schuldig, sich zu entfernen. 2) Er mußte mit dem Tödtungsgewehr in der einen und einer Kerze in der anderen Hand in Procession um die Kirche auf das Grab des Getödteten ziehen, daselbst nieder-

knien und ihn dreimal um Gottes und der lieben Frauen willen um Verzeihung bitten, ferner 200 Kerzen anschaffen, ihm ein Meßopfer selbst an den Altar bringen und ein Kreuz setzen. 3) Er durfte in der Kirche seinen Sitz nur auf der kleinen Emporkirche einnehmen, auf dem Kirchwege sich nirgends aufhalten, keinen anderen Weg einschlagen als den der Straße nach über Schlatt und längs dem Weißwasser, nie über das Lehn gehen und sich nirgends nahe an einer Landstraße niederlassen. 4) Er hatte der hinterlassenen Frau und den Kindern als Kosten und Schadenersatz 140 Pfund Pfennige in guten Zeddeln und 12 Gulden baar zu zahlen. Diese Richtung wurde von beiden Parteien eidlich beschworen und vom Landamman mit seinem Siegel bekräftigt. Osenbrüggen, Deutsche Rechtsalterthümer aus der Schweiz 1858, S. 21. In ganz ähnlicher Weise wurden zur Zeit des Ueberganges aus dem Heidenthum in das Christenthum in Dänemark und auf Gothland die Sühneverträge aufgerichtet. Die Uebereinstimmung geht bis in das Einzelne hinein. Es ist deshalb kein Zweifel, daß auch die Sühneverträge der Urzeit diesem Muster entsprachen.

Auch sonst bewahrte die Schweiz überraschende Zeugnisse für das Fortleben der Blutrache.

Noch im 16. und 17. Jahrhundert bat in Glarus der Weibel den „armen Menschen" (den Verurtheilten), ihm zu verzeihen: denn was er gethan, sei aus keiner Ungunst, sondern auf Gebot des Richters und Gerichts und auf Befehl gemeiner Landleute geschehen. In einem anderen Canton schloß das Gericht selbst mit der feierlichen Drohung, daß, ob dann jemand wäre, der jetzt oder hernach des armen Menschen Tod achtete, äfferte oder zu rächen unterstände, haßte oder schmähte mit Worten oder mit Werken — daß der oder die solches thäten, in des armen Menschen Fußtapfen erkennt sein sollen und gleicher Gestalt über sie gerichtet werden solle, damit das Recht geschirmt und geschützt werde.

Um dieselbe Zeit ward in der Schweiz der Leib des flüchtigen Mörders den Verwandten des Ermordeten gerichtlich zuertheilt, „Und so in des entlypten fründschafft in der Landgrafschaft — dem Gerichtsbezirke — uff wasser oder land betreten, das sy in mit oder one Recht vom Leben zum Tod bringen mögind." Die Verwandten und Freunde, „die ihn von Sibschaft wegen zu rächen haben", ließen sich hierüber vom Gericht eine Urkunde ausstellen.

Zehntes Capitel.

Die Runen und das lateinische Alphabet.

Diejenigen, welche die Runen aus den lateinischen Buchstaben ableiten, lassen dies im ersten Jahrhundert n. Chr. geschehen. Vorher waren allerdings auch die Beziehungen der Germanen zu den Römern zu vorübergehend, um ihre Schrift anzunehmen, und die zwischenwohnenden Kelten benutzten das griechische Alphabet. Allein schon Cäsar fand das Runenorakel bei den Germanen, und Tacitus beschreibt es genau, ohne daß weder der eine noch der andere im Entferntesten daran gedacht hätte, diese Zeichen aus den römischen Buchstaben abzuleiten.

Dem widerspricht auch alle sonstige Erfahrung in der Ueberlieferung der Schreibkunst. Ein Volk, das von einem anderen Volke die Buchstaben empfängt, steht ihnen mit Ehrfurcht gegenüber und nimmt sie so, wie sie ihm gegeben werden; nur das wird geändert, was das Bedürfniß der Sprache fordert.

Die Kunst, das vom Winde verwehte Wort auf ferne Zukunft zu bewahren, erscheint dem Menschen zunächst als ein Zauber. Es fehlt ihm die Freiheit des Geistes, an diesem geheimnißvollen Schatze seine Willkür zu üben.

Wären die Runen aus dem lateinischen Alphabet entwickelt wie das lateinische aus dem griechischen, so müßten sich die Runen auch wenigstens annähernd so zu dem lateinischen Alphabet verhalten, wie sich dies zu dem griechischen verhält. Und nun vergleiche man die Runen mit den lateinischen Buchstaben.

1) Nur einige Runen ähneln den lateinischen Buchstaben; andere haben ganz abweichende Formen.

2) Das wahrscheinlich älteste, allen germanischen Stämmen gemeinsame Runenfuthark oder Alphabet besteht aus fünfzehn oder sechzehn Zeichen, die in drei Reihen folgendermaßen geordnet sind

fé, úr, thurs, óss, reid, kaun
hagall, naud, íss, ár, sól
tyr, bjarkan, lögr, madr (ýr).

Hier fehlen mehrere Zeichen für Laute, die das lateinische Alphabet bezeichnete, und welche auch die deutsche Sprache so wenig entbehren konnte, daß in späterer Zeit aus jenen Runen durch beigesetzte Punkte Zeichen für die fehlenden Laute gebildet sind.

Aus welchem Grunde sollte man sie erst weggeworfen und so das vollständige Alphabet zu einem fast unbrauchbaren verstümmelt haben? Das Fehlen dieser Zeichen und ihr späterer Ersatz durch die Punktirung der alten Runen macht es unmöglich, die Runen aus dem lateinischen Alphabet abzuleiten.

Neuerdings ist von dem um die Runenkunde hochverdienten Wimmer in Runeskriftens oprindelse og udvikling i Norden. København 1874 — Separatabdruck aus den Årböger for nordisk oldkyndighed og historie 1874 — die Behauptung aufgestellt, daß das sogenannte Vadstena futhark von vierundzwanzig Zeichen älter sei als das von fünfzehn oder sechzehn Zeichen. Allein der Nachweis ist nicht geglückt, und wenn Wimmer Recht hätte, und wenn man also bei der Frage nach der Ableitung der Runen aus den lateinischen Buchstaben von dem Vadstena futhark auszugehen hätte, so würden die Schwierigkeiten nicht geringer sein. In der Zahl der Zeichen steht es dem lateinischen Alphabet allerdings gleich — aber das ist zufällig. Mehrere Zeichen des lateinischen Alphabets fehlen ihm, dagegen hat es andere, complicirte, aus seinem eigenen, ursprünglich kleineren Bestande entwickelte Zeichen, von denen das lateinische Alphabet nichts weiß.

3) Die Runen haben völlig andere Namen und stehen in völlig anderer Ordnung. Diese Ordnung ist ausgezeichnet durch eine Eintheilung in drei Reihen, für welche das lateinische Alphabet kein Analogie bietet, und welche so fest und so wesentlich ist, daß darauf eine besondere Art, sie zu schreiben, begründet wird. Außer durch das ihr eigenthümliche Zeichen kann jede Rune als Baum geschrieben

werden, indem die Zahl der Zweige zur Linken die Reihe bezeichnet, in welche sie gehört, und die Zahl der Zweige zur Rechten ihren Platz in der Reihe.

4) Abweichend ist ferner die Richtung der Schrift.

Die Römer schrieben, wie wir heute schreiben, von links nach rechts. Die Runen wurden dagegen bald so, bald umgekehrt, bald im Kreise, bald in Schlangenlinien nebeneinander gestellt.

5) Endlich — und das ist ein unübersteigliches Hinderniß für die Ableitung der Runen aus dem römischen Alphabet, sind die Runen dem Wesen nach verschieden von den Buchstaben.

Sie bezeichneten ursprünglich nicht einen Laut, sondern eine Sache und gewannen nur im Laufe einer späteren Entwicklung daneben auch einen Buchstabenwerth.

So schroff und so zahlreich sind die Gegensätze zwischen den Runen und dem lateinischen Alphabet.

Wenn sie aus den lateinischen Buchstaben abgeleitet wären, so hätte dazu ein wahrhaft schöpferischer Act gehört, der ohne Beispiel wäre in der Geschichte der Schrift. Unbegreiflich bliebe ferner, wie diese moderne Erfindung so rasch zu allen Stämmen gelangte und für Poesie und Mantik, für alles Heimliche und Tiefe des germanischen Lebens grundlegende Bedeutung gewann.

Und das alles sollte man übersehen und dazu die Zeugnisse von Tacitus und Cäsar, und aus keinem anderen Grunde übersehen, als weil ein Theil der Runen den römischen Buchstaben gleicht?

Vielfach hat sich die Form der Runen geändert, von mehreren giebt es sehr abweichende Formen: ist es da nicht erklärlich, daß ein Theil sich nach dem Muster der römischen Buchstaben umformte, als sie nach deren Vorbilde zu ihrem alten Sachwerth den Buchstabenwerth erhielten?

Drittes Buch.

Die Zeit des Ueberganges.
Die Westgothen von 375 bis 419.

Erstes Capitel.

Das geistige Leben des vierten Jahrhunderts.

Das vierte Jahrhundert ist die Zeit der Rhetoren Libanius und Themistius, der Kaiser Constantius und Julianus, der Theologen Athanasius, Arius und der großen Cappadocier. Um den Unterschied unbegreiflicher Begriffe stritt der Pöbel mit dem Knüttel auf den Straßen und in den Kirchen, stritten die Bischöfe in zahllosen Concilien, Audienzen, Gerichtsversammlungen.

Die Rhetoren werden mit Fug zuerst genannt; denn sie gaben der Zeit den Charakter. Julian war der Rhetor auf dem Throne, und der Streit der Bischöfe war eine Fortsetzung des Streites der Rhetoren.

Wohl lebte in dem kaiserlichen Helden und in dem Stolze der Bischöfe noch etwas anderes; aber nie hätten sie diese Wege eingeschlagen, wären sie nicht von der Rhetorenschule her gewohnt gewesen, Alles mit ihren Worten zu meistern.

Es gab nichts, das man auf sich beruhen ließ, das man einfach anerkannte — weder ein Recht der Menschen oder eine Einrichtung der Väter noch ein Geheimniß des Herzens. Mit Allem spielte die kecke Zunge oder die allmächtige Hand, mochte sie nun geleitet sein von ehrlicher Ueberzeugung oder von Laune und Leidenschaft. Es stand nichts fest. Der Mensch war das Maß aller Dinge. So verschieden die Ziele sind, denen die Einzelnen nachgehen — darin erweisen sie sich doch alle als Kinder derselben Zeit, und der Eindruck ist selten erhebend: auch gut angelegte Naturen erscheinen in widerlicher Mischung.

Constantius, der Mann der Pflicht, der am schwelgerischen Hofe mäßig lebte, den Schlaf jederzeit der Arbeit opferte und selbst auf

die kleinen Behaglichkeiten des Leben verzichtete, um der Würde seiner Stellung nichts zu vergeben — dieser Mann der Pflicht ward zum scheußlichen Despoten. Er mordete seine Verwandten und jeden Andern, der seinen Verdacht erregte, und knechtete die Gewissen auf die unerhörteste Weise.

Er wollte das Beste der Kirche, der Streit sollte aufhören, die Wahrheit an den Tag kommen — aber er endete mit willkürlicher Anordnung. Gerade je schroffer er auftrat, je mehr ward er zum Werkzeuge Anderer und erntete nur den Spott, daß er die kaiserliche Post ruinirt habe durch die ewigen Reisen der Bischöfe von einem Concil zum anderen.

Sein Nachfolger Julian, 360 bis Juni 363, war in der ganzen Erscheinung das Gegentheil von ihm. Constantius ging glatt rasirt, Julian mit langem, struppigem Bart. Jener war steif, dieser voll Lebhaftigkeit, jener ängstlich seiner Würde etwas zu vergeben, dieser setzte sie absichtlich hintenan. Constantius verachtete das Urtheil des Volkes, Julian haschte nach Popularität.

Constantius war ein mittelmäßig begabter Mensch, der aber in seiner Bildung fertig war, Julian eine geniale Natur, aber voll jugendlicher Unruhe und kleinlicher Schwäche. Constantius endlich war eifriger Christ und Julian ein eifriger Heide. Trotzdem zeigte gerade ihre Stellung zur Religion eine auffallende Aehnlichkeit, und bei dem sonstigen Gegensatz der Personen tritt darin die Gewalt der die Zeit beherrschenden Richtung um so stärker hervor.

Beide hatten ein starkes religiöses Bedürfniß, und beide glaubten berufen zu sein, die religiöse Wahrheit durch ihren Willen festzustellen: nur daß Constantius an den christlichen Dogmen herumformte und Julian an den heidnischen Mythen. Dem einen wie dem anderen fehlte die ruhige Ergebung, die einfache Frömmigkeit: die Religion war ihnen nichts Gegebenes, sondern sie suchten darnach, Constantius auf den neugebahnten Wegen, Julian in den verfallenen Schachten, aus denen die Alten einst Gold gewonnen hatten.

Julian war nicht bloß der Begabtere, er war auch der Empfänglichere; in ihm spiegelt sich die Zeit deutlicher, von ihm muß deshalb ausführlicher gehandelt werden.

Sechs Jahre war Julian alt, als Constantin starb und wenige Monate später, im September 337, die drei Söhne das Testament ihres Vaters umstießen und alle ihre männlichen Verwandten ermorden ließen, um allein zu herrschen. Von der großen Familie blieben nur zwei Knaben, Julian und sein zwölfjähriger Bruder Gallus, am

Leben. Aber ihr Dasein war trostlos und beständig bedroht von dem Mißtrauen ihres Vetters Constantius. Gallus ward auch wirklich getödtet, und Julian entging dem Tode nur durch die Fürbitte der Kaiserin. Seine Erziehung war in der Hand der Hoftheologen. Sie zwangen den Knaben, ascetische Uebungen mitzumachen, die befohlene Formel nachzubeten und die verfluchten zu verfluchen. Deren waren gar viele. Die Synode von Ancyra 358 hat allein achtzehn verschiedene Ansichten über das Verhältniß von Gott Vater und Gott Sohn verflucht, und das waren noch nicht alle.

Julian kannte den Hof und die Hoftheologen; er sah, wie oft die Begeisterung für die Wahrheit nur Geschäft, wie der feierliche Ernst nur Maske war. Zum Spötter geboren, mußte er die Schwächen der verhaßten Peiniger durchschauen und mußte sich ihnen dennoch gehorsam beugen. Das Christenthum zeigte sich ihm von der verächtlichsten Seite. Im Gegensatz dazu erschienen ihm die hohen Alten im idealen Lichte, und mit schwärmerischer Begeisterung wandte er sich ihnen zu. In dieser Stimmung ward ihm gestattet, in Athen zu studiren, wo damals der Neuplatoniker Maximus, der die Mythen der Alten und ihre philosophischen Ideen zu einer Art Religion vermengte, der berühmteste Lehrer war. Sein Einfluß war um so größer, weil er zugleich als Prophet erschien. Sein Geist ward bewundert und sein Gebet verehrt; man zweifelte nicht, daß er auch Wunder thun könne. Julian ward sein Schüler. Er fastete und betete, ließ den Bart wachsen, ging im schmutzigen Philosophenmantel und verachtete die Schätze und die Freuden dieser Welt. Da rief ihn ein Befehl des Constantius nach Mailand. Er ward rasirt, in den Purpur gesteckt und den Soldaten als Cäsar vorgestellt, d. i. als der Gehülfe und einstige Nachfolger des Kaisers.

Die Brüder des Constantius waren todt; Constantin ward schon 340 von Constans erschlagen, und Constans fiel 350 durch die Empörung des Germanen Magnentius. Constantius hatte darauf im September 351 in der fürchterlichen Schlacht von Mursa — Essegg an der Drau — über Magnentius gesiegt und seinen Thron gerettet; aber in Gallien behauptete sich der Usurpator, bis Constantius die Alamannen gegen ihn aufrief. Magnentius ward geschlagen und tödtete sich selbst 353; aber nun ließen sich die Geister nicht wieder bannen, die man beschworen hatte. Gallien blieb den Plünderungen der siegreichen Alamannen preisgegeben, und ein acht Meilen breiter Strich am linken Rheinufer war ganz in ihrem Besitz.

Das war es, was den Constantius bewog, den Julian zum Cäsar zu ernennen. Er that es voll Mißtrauen, und er hoffte vielleicht nicht viel weniger auf seinen Untergang wie auf seinen Sieg.

Julian kam ohne Heer; es war ein Wunder, daß er mit seiner kleinen Begleitung den Feinden entging. Das Heer in Gallien war entmuthigt und zersplittert; die höchsten Officiere kannten sein Verhältniß zu dem Kaiser und weigerten ihm Gehorsam oder suchten seine Pläne zu vereiteln. Aber Julian überwand alle Hindernisse. Er schlug die Alamannen bei Straßburg 357, ging wiederholt über den Rhein, befreite 20,000 Römer aus der Gefangenschaft und ersetzte seine Verluste durch germanische Söldner. Das Heer war begeistert von seinem Führer, und der Ruhm seiner Thaten erfüllte die ganze römische Welt. Da begann Constantius vor ihm zu zittern und suchte ihn wehrlos zu machen, indem er ihm befahl, einen großen Theil seiner germanischen Kerntruppen an das zum Kampfe gegen die Perser bestimmte Heer abzugeben. Die Soldaten fühlten, um was es sich handelte; dazu kam, daß die germanischen Söldner sich theilweise unter der Bedingung hatten werben lassen, daß sie nicht über die Alpen geführt würden, und daß die aus den an der Grenze sitzenden Militärcolonien Ausgehobenen wenigstens den dringenden Wunsch hegten, in Gallien zu bleiben. Wurde das Heer geschwächt, so wurden ihre Weiber und Kinder, ihre Häuser und Aecker den ohne Zweifel sofort wieder einbrechenden Alamannen preisgegeben. Julian gewährte ihnen, ihre Familien mitzunehmen; aber die Unruhe ward dadurch nicht gestillt. Das Murren steigerte sich, und in Paris, wo Julian sich aufhielt, kam es zum offenen Aufruhr. Mit lautem Geschrei forderten sie, daß Julian als Augustus auftrete. Julian sträubte sich anfangs; dann gab er nach und sandte an Constantius Bericht über den Hergang und bat unter bescheidenen Bedingungen um Anerkennung. Constantius verwarf jede Verhandlung und zog gegen ihn — doch er starb auf dem Marsche 3. August 361, und Julian war Alleinherrscher.

Diese wunderbaren Schicksale bestärkten ihn in der Ueberzeugung, daß er ein auserlesenes Werkzeug der Götter sei, und er eilte, ihren Dienst wiederherzustellen. Doch beschränkte er die Christen nicht in der Ausübung ihres Cultus, und diese Freiheit ward von zahlreichen Fanatikern mißbraucht, den Kaiser zu verfluchen und zu verhöhnen. Julian antwortete. Er hielt es für unpassend, in einem Kampfe der Geister die Polizei zu Hülfe zu rufen, und seine Eitelkeit schmeichelte

ihm, er werde den „Gottlosen" überlegen sein. So begann er den literarischen Kampf; aber seine Spottschriften, seine „Cäsares" und sein „Misopogon" sind fade. Alle Künste der Rhetorenschule konnten es nicht verdecken, daß er eine verlorene Sache vertrat. Die Christen waren begeistert für ihre Religion, und die Heiden waren gleichgültig gegen den reformirten Götterdienst der Hofphilosophen. Als Julian nach Antiochien kam, um das Fest der großen Sonne zu begehen, fand er von der großen, reichen und zu einem nicht unbedeutenden Theile noch heidnischen Stadt Niemanden in dem Tempel, der Opfer brachte, als nur einen Priester, der eine Gans zuführte. „Und jedes Geschlecht hätte doch einen Ochsen bringen müssen," klagte der Kaiser, „oder wenigstens hätte die Stadt einen Ochsen bringen müssen." Das war kurz vor seinem Ende, es war der unwidersprechliche Beweis, daß seine Bemühungen eitel gewesen waren.

Von einem geistreichen Manne ist Julian der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren genannt, und auf dem Gebiete der Religion war Julian das auch. Unzufrieden mit der Gegenwart, sucht der Romantiker ein fernes Land oder eine ferne Zeit, in der Alles viel schöner war. Es ist gleich, ob er sein Ideal in dem Mittelalter der christlichen oder in der Blüthezeit der alten Welt zu finden glaubt. Immer bleibt er der Täuschung unterworfen, die mit solchem Versuche verbunden ist, die Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuschrauben. Die Vorstellungen darüber, wie Gott die Welt regiert, sind nothwendig abhängig von den Vorstellungen, die man über die Welt hat. Mit der Auffassung von den Dingen um uns wechseln auch die Vorstellungen von dem Gott über uns. Versucht man die Vorstellungen einer vergangenen Periode festzuhalten, so legt man den Worten bewußt oder unbewußt andere Begriffe unter. Julians Zeus hatte mit dem Zeus Homers oder auch Sophokles' wenig mehr gemein als den Namen. Der Polytheismus war in Julians Religion, genau genommen, aufgehoben, ganz wie bei Symmachus, Libanius und den anderen Rhetoren der Zeit. Seine Religion war ein Gemenge aus den verschiedensten griechischen und orientalischen Religionen und Philosophien mit christlichen Vorstellungen und Einrichtungen. Ein Gott regiert nach ihr die Welt. Julian nennt ihn oft Helios oder Apollo; in seiner Vorstellung schmolz ihm aber zusammen, was irgendwo als höchster Gott verehrt ward, Zeus, Hades, Serapis und die Weltordnung der Philosophen. Die anderen Götter stehen zu diesem höchsten Wesen wie der Sohn der Arianer zu dem Vater. Aber dieser höchsten Gottheit wie ihren Dienern

oder Emanationen klebte viel heidnische Schwäche an. Wie sie der Opfer bedurften, so trotzte man ihnen auch. Hineingezogen in den kleinlichen Kampf der menschlichen Verhältnisse, unterlagen sie auch den Bedingungen derselben. Hielt Julian ein Unternehmen für nothwendig und verkündeten die Opferschauer, daß die Zeichen ungünstig seien, so wurde weiter geopfert, bis sich die Zeichen besserten. Diese Religion konnte aufregen, dem Hoffenden eine fast sinnliche Gewißheit, dem Fürchtenden abergläubische Angst bereiten; aber sie konnte nicht innerlich befreien.

Julian hatte daneben noch allerlei philosophische Ueberzeugungen und mit ihnen verbunden eine Sittenlehre, welche dem Menschen hohe Ziele steckte und ihn über den letzten Ausgang ruhig sein ließ. Diese Ethik kleidete er in allerlei mythische Erzählungen von Apollo, Attis, Cybele u. s. w., die er selbst zum guten Theil für Märchen hielt und nur „des Volkes wegen" zur Einkleidung benutzte. Es ist jedoch schwer zu sagen, wo seine mystische Versenkung aufhörte, und sein Rationalismus anfing; aber wenn er auch keineswegs des Wunderglaubens entbehrte, so stand er zu seinen Mythen doch ganz anders als die Bischöfe zu den Erzählungen der Bibel.

In Julian lebte noch immer jene aristokratische Verachtung der Masse, die trotz der demokratischen Staatsform der Republik und trotz des nivellirenden Despotismus der Kaiserzeit die Gesellschaft des Alterthums beherrschte. Das Christenthum brach hiermit völlig. Daß die „geistig Armen" Gott nicht ferner stehen als die Vornehmen und Gebildeten, sondern vielfach näher, daß sie über Gott und die letzten, entscheidendsten Fragen des Lebens gleich tief und gleich richtig zu urtheilen vermögen, das war die ungeheuere Neuerung. Menschliche Weisheit und menschliche Hoheit erschienen hier gar klein und nichtig gegenüber der Kraft und Frische, die ein glaubenerfülltes und liebefähiges Gemüth birgt.

So sehr dieser ursprüngliche Zug des Christenthums durch die Thorheit und Begehrlichkeit der einzelnen Christen entstellt ward, er war doch vorhanden, und in dem Körper der Kirche pulsirte ein gewaltiges Leben.

Julian verschloß sich dieser Thatsache nicht, trotz seines Hasses, und er entnahm dem Christenthum die wesentlichsten Einrichtungen und Vorschriften, um seine heidnische Kirche zu verjüngen und zu heben. Durch Reinheit und Heiligkeit des Lebens, schrieb er vor, soll der Mensch sich Gott nähern und durch gute Werke, namentlich durch

Pflege der Armen und Kranken und der Fremden. Vor allen Anderen sollen sich hierin die Priester auszeichnen. Sie sollen kein Theater besuchen, keine schmutzigen Bücher lesen, nicht in den Wirthshäusern liegen. Seelsorge, Predigt, Erziehung seien ihre Aufgabe.

Es gab zahlreiche Priester mit reichen Tempelgütern; es gab auch für einen Theil derselben eine Oberaufsicht des Priesters der Hauptstadt über die Priester der Provinz; aber im Ganzen betrachtet standen doch die verschiedenen Culte und ihre Tempel als selbständige Corporationen nebeneinander, überwacht und unterhalten von den verschiedenen Ländern und Städten des buntgemischten Reiches; denn die Römer ließen den Völkern, die sie unterwarfen, sowohl ihren Glauben als auch die Sorge für denselben.

Es gab nicht eine heidnische Kirche in dem Sinne, wie es eine christliche gab. Julian wollte eine solche Einheit herstellen, eine heidnische Hierarchie, entsprechend der bischöflichen: die Priester sollten durch strenge Zucht in Ordnung gehalten werden, wie sie wiederum mit Kirchenzucht und Excommunication ihre Gemeinden leiten sollten.

Diese Aenderung der Verwaltung war gleich schroff wie seine Aenderungen der Lehre, und da sie gerade den Priestern sehr unbequem war, so mag sie nicht wenig dazu beigetragen haben, daß Julians Versuche so völlig verloren waren, fast nichts als Spott und Hohn ernteten.

Allein Julian war trotz alledem auch auf religiösem Gebiete nicht bloß ein romantischer Träumer. Er war zugleich der Mund, durch den das Heidenthum noch einmal zu Worte kam, ehe es unterlag. Was in dieser Beziehung nach ihm geschah von Dichtern und Philosophen, waren nur Seufzer: er führte dagegen noch einen wirklichen Kampf mit dem siegenden Christenthum, und trotz der verfehlten Streitschriften einen sehr geschickten Kampf.

Er hütete sich, eine Verfolgung zu beginnen und Märtyrer zu schaffen, obgleich die Christen ihn auf das Heftigste reizten. Selbst den Bischof Marcus verbot er hinzurichten, der einen prächtigen Tempel zerstört hatte und so dem bürgerlichen Gesetze verfallen war. Er wollte es den Christen überlassen, sich selbst zu vernichten: er kannte den fanatischen Haß ihrer Parteien.

So gewährte er denn Religionsfreiheit. Die um ihres Glaubens willen Verbannten durften zurückkehren, und das gab den kirchlichen Kämpfen eine neue Wendung und zugleich neue Nahrung. In Afrika kehrten die Donatisten, im Orient kehrten die Orthodoxen zurück und

nahmen die Kirchen wieder ein, die ihnen einige Jahre zuvor entrissen waren.

Die Gegner wehrten sich und erhoben ein lautes Wuthgeschrei: „Schämt ihr euch nicht, demjenigen die Freiheit zu verdanken, der Christum haßt?“

Mit Behagen sah Julian diesem Treiben zu, und noch größere Genugthuung gewährte ihm ein Sühneversuch.

Er versammelte die Häupter der verschiedenen Seiten in seinem Palaste und ermahnte sie, sich gegenseitig zu dulden. Er habe ihnen ja das Beispiel der Toleranz gegeben. Aber da begann ein wilder Wortkampf: die einen verfluchten die anderen. Julian wollte die Ruhe wiederherstellen und donnerte sie an: „Hört mich, die Franken und die Alamannen haben mich gehört.“ Allein die Bischöfe tobten wilder als die Barbaren und hörten ihn nicht.

Gerechter Spott liegt in dem Gesetze, durch welches er den Christen die Stellen von Rhetoren und Grammatikern zu bekleiden verbot. Nach der Lehre der heiligen Eiferer gehörte das Heidenthum den bösen Geistern, waren streng genommen auch Homer und Sophokles Diener des Teufels: die Frommen mußten also eigentlich dem Julian dankbar sein, daß er den Christen verbot, aus ihrer Erläuterung einen Lebensberuf zu machen. Aber die Kirche konnte auch wieder die Bildung nicht entbehren, die bis dahin allein in den Rhetorenschulen zu gewinnen war. Sie hätten ohne das alle Fühlung verloren mit den höheren Schichten der Gesellschaft.

Das Edict war völlig berechtigt, trug durchaus nicht den Charakter einer Verfolgung der Christen und war doch sehr wirksam gegen sie.

Julian war in mancher Beziehung nicht zum Regenten geschaffen; er war von Hause aus eine zu weiche und reizbare Natur, und konnte seine Gefühle oft nur schwer beherrschen. Bei der Ankunft seines verehrten Lehrers Maximus sprang er in voller Gerichtssitzung von seinem Sitze auf und küßte ihn. Gregor von Nazianz verhöhnte ihn, daß er Nachts aufgestanden sei, um ein Urtheil umzustoßen, das er am Tage vorher gefällt hatte. Man darf daraus nicht schließen, daß es Julian an der nöthigen Entschlossenheit gefehlt habe, dem Gesetze seinen Lauf zu lassen; Ammian, der seinen Liebling scharf controlirt und manches an ihm sogar ohne Grund tadelt, lobt gerade die Rechtspflege Julians. Liegt der Erzählung Gregors überhaupt irgend ein Vorgang zu Grunde, so war er sicher der Art, daß Gregor

ihn bei einem orthodoxen Kaiser zum Beweise der unermüdlichen Sorgfalt benutzt und den Fürsten mit allen Blumen überschüttet haben würde, welche ihm die classischen Autoren und die Sprache der Bibel nur zu liefern vermochten.

Diese ängstliche Sorgfalt und reizbare Empfänglichkeit mußten dem jungen Kaiser vielfach schwere Kämpfe bereiten; aber nur um so höher ist es anzuschlagen, daß er sich in allem Wesentlichen fest zeigte. Er schenkte gern, aus Gutherzigkeit wie aus Eitelkeit; aber er war doch sparsam mit Steuernachlässen. Er bestand darauf, daß geleistet werde, was vorgeschrieben sei; nur die Bedrückung suchte er zu hemmen, die übermäßigen Forderungen setzte er herab. Eine sparsame Verwaltung sollte den Ausfall decken, und bei dem Throne selbst anfangend, säuberte er den Hof von einem endlosen Beamtentroß. Auf diesem Gebiete verdient er ungetheilte Bewunderung. Die Grundsteuer Galliens setzte er von 25 auf 7 vom Tausend herab, und mit diesen beschränkten Mitteln führte er seine glänzenden Feldzüge und reorganisirte die Verwaltung der lange Jahre von den Feinden zerrissenen Provinz. Aehnlich verfuhr er im übrigen Reiche. Noch größer war er als Feldherr. Der kühnste Entschluß war ihm recht, und nie war er verlegen um das, was zunächst zu thun sei. Auch hier waren die gelehrten Erinnerungen an Alexander und an Cäsar nicht ohne Einfluß auf ihn, auch hier war er nicht frei von Eitelkeit; aber er war der Held, der sein Heer begeisterte und von Sieg zu Siege führte. Zwar sein letzter Feldzug misglückte, aber der schmähliche Friede, der nach seinem Tode mit den Persern geschlossen ward, fällt ihm nicht zur Last: er würde allem Anschein nach das Heer ohne wesentlichen Verlust zurückgeführt haben.

Er starb auf der Höhe seines Ruhmes; nicht bloß die Rhetoren weinten ihm nach — die wilden Bataver zerrissen den Boten, der ihnen seinen Tod meldete.

Hätte er länger regiert, hätte er oftmals so kummervolle Scenen erleben müssen wie in Antiochia, wo er seine eifrigsten Bemühungen, die Noth des Volkes zu lindern, durch die Betrügerei der Großen vereitelt sah, er würde vielleicht mehr und mehr zum gewöhnlichen Despoten ausgeartet sein. Jetzt liegen die Schwächen seines Charakters, das Schiefe seiner Stellung vor Aller Augen, aber auch das ehrliche Streben, die geniale Kraft; und sein Tod war der eines Weisen.

Er hatte den Feldzug gegen die Perser mit den glänzendsten Erfolgen begonnen. Starke Festungen waren erstürmt, der von den

Persern durch Felsblöcke gesperrte Canal zwischen Euphrat und Tigris fahrbar gemacht, die Flotte hindurchgeführt, und dann der reißende Tigris im Angesicht des feindlichen Heeres überschritten. Es war eine bewunderungswerthe That. Die erste Abtheilung seiner Schiffe, die eine auserlesene Schaar im Dunkel der Nacht hinüberführen sollte, ward von den Persern in Brand geschossen.

Die Soldaten sahen erschreckt den Feuerschein herüberleuchten; da rief Julian: „die Landung ist geglückt, das ist das verabredete Zeichen; wohlan, in die Schiffe!"

Die Täuschung gelang, das Heer fand seinen Muth wieder, setzte über den Strom und besiegte dann am linken Ufer den tapferen und übermächtigen Feind. Aber die Ausdehnung des Landes ward das Verderben des Heeres. Die Perser wichen beständig weiter zurück, die Städte wurden verbrannt, die Felder verwüstet, und das römische Heer fand nirgends Nahrung und nirgends Schutz vor dem furchtbaren Sonnenbrand dieser Gegenden, in denen selbst wohlverwahrte Wohnungen nicht unter 24—30 ° R. zu haben pflegen.

Zuletzt mußte man zurück, den weiten Weg zurück, umschwärmt und bedrängt von den gepanzerten Reitern, den Bogenschützen und den Elephanten der Perser. Aber auch das schien zu gelingen; denn Julian blieb sich gleich. Die Noth weckte in ihm nur immer neue Kräfte. Er war nicht gebrochen durch den Wechsel des Glückes. Er theilte jede Beschwerde der Soldaten, aß nichts anderes als ihren armseligen Mehlbrei und würzte ihnen denselben durch sein Beispiel. Schon schien das Schlimmste überwunden; da fiel Julian.

Die Nacht hatte er gearbeitet, und früh am Morgen brach das Heer auf. Julian war bei den vorderen Schaaren, um den Weg zu erkunden; da ward der Nachtrab angegriffen.

Der Kaiser ergriff einen Speer und schwang sich so, wie er war, ohne Helm und ohne Harnisch auf ein Pferd. Er sprengte nach allen Richtungen und ordnete die Schaaren; dann stürmte er an der Spitze der Leibwache auf den schon siegenden Feind. Er war allen weit voraus, im dichten Getümmel. Da traf ihn ein Wurfspeer in die Leber. Er sank zusammen. Aber die Soldaten warfen sich nun in leidenschaftlichem Zorn auf den Feind. Den Tod ihres Helden rächten sie an Tausenden, und den Persern ward der Sieg wieder entrissen. Sie wandten sich zur Flucht.

Julian ward in sein Zelt gebracht. Er empfing noch die Nachricht von dem Siege, beweinte das Loos eines gefallenen Freundes

und sammelte dann seine Gedanken zum Sterben. Klagend umstanden die Getreuen sein Lager; er aber tröstete sie. „Der Tod ist keine Vernichtung," sagte er, „im Tode löst sich die gottgeborene Seele von dem niedrigen Körper. Der Tod ist eine Erlösung und Befreiung. Ich empfinde keine Reue über das, was ich gethan. Ich habe gehandelt in der ehrlichen Ueberzeugung, daß es so recht sei, und danke den unsterblichen Göttern, daß sie mir den schönen Tod des Kriegers gewährt haben."

War Julian der letzte Heide — so hat das Heidenthum noch in seinem letzten Vertreter bewiesen, daß auch auf seinen Wegen Gottes Trost finden kann, wer ihn aufrichtig sucht. Aber eine Kirche konnte Julian nicht gründen, den Anderen keinen Frieden geben. Auf diesem Gebiete waren ihm die verhaßten Bischöfe überlegen. Die Mythen, in welche sich der Glaube der Griechen kleidete, oder welche ihre Ceremonien rechtfertigten, waren seit vielen hundert Jahren in allen Tonarten und mit jeder Rücksichtslosigkeit gedeutet, geändert, verspottet. Und ihre Vorschriften für Buße und Heiligung waren theils geschaffen für einfachere Zeiten und nicht geeignet für ein so räsonnirendes Geschlecht, theils wenigstens wie die Dogmen verbraucht. Das Christenthum bot der Welt dagegen einen Inhalt, der Gelehrte wie Ungelehrte tief erregte, und seine Geschichte und Sage waren noch frisch, durch heilige Ehrfurcht noch geschützt.

Sie waren deshalb unendlich viel geeigneter, dem religiösen Bedürfniß Befriedigung zu bieten, der religiösen Erhebung als Leiter zu dienen. Daher der weite Unterschied zwischen den großen Kirchenlehrern und den großen Rhetoren der Zeit. Jene waren in ganz anderer Weise überzeugt von der Wahrheit und Wichtigkeit ihrer Predigt als diese. Eine begeisterte Gemeinde lebte in diesem Glauben, und so viele ihn auch verzerren mochten, immer aufs neue erschlossen sich seine herrlichen Blüthen unter Alt und Jung. Jene waren Riesen, diese waren Schatten. Vor jenen beugten sich die Kaiser, diese zitterten vor dem Statthalter; jene gründeten ein Reich, diese verschönten die Tage des Despotismus mit bunten Bildern und wirkten an dem Gewebe der Zukunft fast ausschließlich durch den Einfluß, den sie auf die feindlichen Theologen ausübten. „Ihr bittet die Kaiser um Frieden für euere Götter, wir erbitten für die Kaiser selbst Frieden von Christus." Dies Wort des heiligen Ambrosius ist unedel; denn er sagte es in einem literarischen Kampfe gegen die vom Staate verfolgten Heiden; aber es charakterisirt die Parteien

doch richtig. Das Christenthum veränderte die Welt. Die Menschen waren geknechtet. In allen Fragen von öffentlichem Interesse hatten sie die Entscheidung des kaiserlichen Herrn zu erwarten. Bei einer gewissen Cultur ist es aber einem Volke unmöglich, sich ausschließlich mit seinen persönlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, und das römische Volk wandte deshalb seine leidenschaftliche Theilnahme auf Spielereien, und die Masse vor Allem auf die Circusspiele. Ob die Wagen der blauen oder der grünen Partei zuerst das Ziel erreichten, das beschäftigte die Köpfe und die Herzen, dafür wagte man Aufstand, ertrug Verfolgung, Kerker, Folter und Tod. So war es unter Nero, so war es unter Justinian. Im Jahre 532 kamen in Constantinopel 30,000 Menschen bei einem solchen Aufstande um. Aber solche Kämpfe können den Menschen nicht erheben. Sie sind nur ein Zeugniß für das Elend der Zeit, in welcher der edelste Trieb des Herzens sich so weit verirren mußte, um Befriedigung zu finden.

Diesem Zustande machte das Christenthum ein Ende. Jetzt gab es wieder eine große Sache, die von Allen geliebt, vertheidigt, gefördert werden konnte, die es werth war, daß man für sie litt, sich für sie opferte. Es begann ein wirkliches Parteileben in dem geknechteten Reiche. Tausende von kräftigen Geistern, die sich in kleinlichem oder thörichtem Treiben erschöpft hätten, fanden Gelegenheit ihre Gaben zu gebrauchen und zu steigern. Das Blut rollte wieder in dem erstarrenden Staatskörper. Und sofort ward auch aller Orten der Bann durchbrochen, der die Geister niederhielt. Zwar bemächtigten sich die Kaiser der Leitung der Kirche. Was orthodox sei oder Ketzerei, ward in letzter Instanz von dem Kaiser entschieden. Aber er hatte sich dabei den führenden Geistern, der stärkeren Strömung anzubequemen. Von muthigen Männern hatten sie immer aufs neue den Ruf des Donatus zu hören: „Was hat der Kaiser mit der Kirche zu schaffen?“

Dem gewaltigen und in seinen Zornesausbrüchen ängstlich gefürchteten Theodosius schrieb Ambrosius von Mailand: „Es ist nicht kaiserlich, die Freiheit der Rede zu beschränken, und es ist nicht priesterlich, seine Meinung nicht zu sagen. Das bringt dem Priester vor Gott die höchste Gefahr und vor den Menschen die größte Schande, wenn er nicht frei heraus sagt, was er denkt.“ Hosius von Cordova entwickelte dem Kaiser Constantius eine förmliche Theorie von der Freiheit der Kirche.

„Ich bin Confessor geworden, als dein Großvater Maximian

die Kirche verfolgte. Wenn auch Du mich verfolgst, so bin ich auch jetzt bereit, eher Alles zu erdulden, als unschuldiges Blut zu vergießen und die Wahrheit zu verrathen. Ich kann Dich nicht loben, wenn Du dergleichen schreibst und droheſt. Höre auf, so zu schreiben, stimme nicht mit Arius überein . . . . Höre auf, ich bitte Dich; erinnere Dich, daß Du ein sterblicher Mensch bist. Fürchte den Tag des Gerichtes, bewahre Dich rein auf denselben hin. Mische Dich nicht in kirchliche Angelegenheiten, gieb uns hierin keine Befehle; lerne vielmehr in dieser Beziehung von uns. Dir hat Gott das Reich übergeben, uns die Kirche anvertraut. Wie derjenige, der Dir Dein Reich nimmt, der Ordnung Gottes widerspricht, so befürchte auch, indem Du das Kirchliche an Dich reißest, daß Du großer Schuld Dich theilhaft machest. Es steht geschrieben: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Wie uns Priestern im Bürgerlichen keine Gewalt zusteht, so hast Du, Kaiser, kein Recht zu opfern . . . . . Höre auf; ich bitte Dich, Constantius, folge mir. So zu schreiben steht mir zu, Dir, was ich geschrieben, zu beherzigen."

Auch die Kaiser selbst haben anerkannt, daß sie die Kirche zu schützen hätten, nicht aber ihr zu befehlen. „Ich bin ein Laie," sagt Valentinian Sozomenus VI, 7, „mir kommt es nicht zu, mich damit zu befassen." Es ändert daran nichts, daß sie doch oft genug Befehle in Glaubenssachen ergehen ließen. Das sind Inconsequenzen, wie sie das Leben immer mit sich bringt.

Immerhin hatte der Glaubensmuth der Christen inmitten des römischen Despotismus ein Feld erobert, auf dem Freiheit und Gewissen, wenn nicht herrschten, so doch herrschen sollten. Und das Feld war nicht klein, nicht verborgen. Schon ward der Satz gewagt, daß die Kirche mehr sei als der Staat. Augustin, der die Periode abschloß, stellte die Kirche als Gottesstaat dem Teufelsstaate gegenüber, d. i. dem Staate, welcher nur staatliche Zwecke verfolgt und nicht den Schutz der wahren Gottesverehrung zu seinem Hauptzwecke macht. Solche Staaten nannte er magna latrocinia, also große Räuberbanden. Der heilige Martinus ließ es sich — um 390 — gefallen, daß man ihm an der kaiserlichen Tafel den Becher vor dem Kaiser reichte; ja, er gab ihn dann zunächst seinem Presbyter und rechtfertigte dies, als sich die Hofleute entsetzten. Ein Bischof von Tyrus, der zu der Kaiserin Eusebia gerufen ward, forderte, daß sie sich erst dann setze, wenn er Platz genommen und ihr das Zeichen gegeben habe, sich

niederzulassen. So artete der Muth bisweilen in Stolz und Frechheit aus — aber wer will das schelten, wenn solcher Hochmuth den Despotismus bricht und den Menschen die Würde zurückerobert?

Allein es ist nur wenig Auserwählten verliehen, sich ganz mit einer großen Idee zu erfüllen, ganz neu zu werden. Gerade dem Höchsten gegenüber zeigt sich der Mensch in seiner Schwäche. Das Christenthum wirkte auf das Zeitalter im Ganzen wie ein kräftiger Sauerteig und brachte es in heilsame Gährung; den Einzelnen aber brachte es nur einzelne Gaben, erneuerte nur einen Theil ihres Wesens. Im Uebrigen blieben sie Menschen des vierten Jahrhunderts, ein räsonnirendes und spielendes Geschlecht.

In der Rhetorenschule hatten sie ihre Bildung gewonnen, mit den Rhetoren unterhielten sie auch nach ihrem Eintritt in die Kirche lebhaften Verkehr, und in manchen Personen gingen Rhetor und Bischof ganz ineinander über. Synesius von Cyrene glaubte aufrichtig, seine heidnische Philosophie auch als Bischof bewahren zu können. Ganz offen zeigt sich dieser Einfluß in den philosophischen Gedanken, mit denen die Väter der Kirche das Dogmensystem ausbildeten, in den Formen ihres literarischen Verkehrs, in ihrer Schreibweise und in ihrer Predigt. Sie haschten nach Effect und spielten mit dem Wort. Ein Prediger sagte: „Gott der Sohn ist fromm; aber Gott der Vater ist nicht fromm." Die Antithese hatte volle Wirkung, die Gemeinde stutzte und begann zu murren. „Was wollt ihr?" fuhr er fort, „Gott der Sohn verhält sich zum Vater fromm; aber Gott der Vater hat Niemanden, zu dem er sich so verhalten kann." Die Gemeinde verstand sofort das schamlos geschickte Spiel mit dem Begriffe „fromm" und lachte Beifall.

Der gefeierte Gregor von Nyssa mischte die heidnische Vorstellung von Neide der Götter in die Leichenrede, die er vor dem versammelten Concil von Constantinopel auf den während desselben gestorbenen Bischof Meletius hielt.

Aber alles das wäre leicht zu ertragen — wenn nur nicht das Leben dieser Heiligen oft all den kleinlichen Neid, alle die groben und feinen Leidenschaften der Zeit offenbarte. Und das mischt sich nun mit dem Glaubenseifer, dem feierlichen Ernst, dem Anspruch auf Heiligkeit: es ist ein widerlicher Anblick.

Oder ist es nicht widerlich, wenn man sich als den Bewahrer des Heiligthums gerirt und die grausigsten Verwünschungen herabbeschwört auf den, der das nicht anerkennen will, und dann Scenen

aufführt wie Gassenbuben, Intriguen spielt, Documente fälscht und um Gesinnungen marktet? „Ach dieses Wahnsinns!" schrieb der Kaiser Constantin an die Kirche von Alexandrien beim Beginn des arianischen Streits, „Wie viel Elend bereitet täglich der aufgehäufte Haß! Das Volk Gottes ist mit Schande bedeckt . . . Ist gar kein sittliches Gefühl mehr vorhanden? Nicht einmal mehr das natürliche! Denn von evangelischem Sinne kann keine Rede mehr sein."

Julians Eitelkeit und Heftigkeit erscheinen unschuldig gegenüber diesen herrschsüchtigen Heiligen, denen oft kein Mittel zu schlecht war, um zum Zweck zu gelangen. Namentlich die Verleumdung kannte kein Maß noch Ziel.

Gregor von Nazianz war ein Mitschüler des Julian. In Athen hatten sie auf denselben Bänken, vor denselben Lehrern gesessen. Er kannte ihn, seine Eitelkeit, seine Reizbarkeit, aber auch seine Hingebung, sein Suchen nach Wahrheit und seine Strenge gegen sich selbst. Es war notorisch, daß Julian in der Enthaltsamkeit mit alle den Heiligen wetteifern konnte. Aber die Menschlichkeit des sonst großen Bischofs geht unter in dem Haß des Gegners und in der Manier des Rhetors. Er kennt keine Gerechtigkeit und keine Wahrheit mehr. Er wiederholt von der Kanzel herab die gemeinen Verläumdungen des christlichen Pöbels, der dem Julian nächtliche Orgien andichtete, und um sein Gewissen zu salviren, setzt er ein „sagt man" hinzu. Das salvirt ihn nicht, das richtet ihn.

Aber darin besteht ja die Kunst, das Kleine groß und das Große klein zu machen. Was einm alangegriffen wird, muß auch als ganz nichtig, als ganz verabscheuenswürdig dargestellt werden, vor Allem der dogmatische Gegner. Um den Athanasius zu verderben, bewogen seine Gegner ihren Genossen Arsenius, sich zu verstecken, und erhoben dann die Anklage, er sei von Athanasius ermordet. Arsenius ward aber in seinem Versteck aufgefunden, und die Verleumdung kam an den Tag. Zwei Jahre später erneuerte sich das Spiel. Die Synode von Tyrus erhob eine falsche Anklage gegen Athanasius und schickte eigens eine Commission nach Aegypten ab, um falsche Zeugen zu gewinnen.

Kein Wort ist zu schmutzig, das nicht die Häretiker den Orthodoxen, die Orthodoxen den Häretikern entgegenwarfen. Man bekämpfte nicht bloß die Sache, sondern auch die Personen, und nicht bloß die Motive für die Parteinahme, auch das ganze übrige Leben zog man in den Schmutz. Diese Heiligen, die jede natürliche Begier

in sich unterdrücken wollen, scheinen sich hier schadlos zu halten. Sie fröhnen ihrer Lüsternheit, indem sie dem Gegner Ausschweifungen anlügen.

Die orthodoxe Synode von Sardica 343 hatte zwei Bischöfe beauftragt, ihre Beschlüsse dem Kaiser Constantius zu überbringen. Sie trafen ihn in Antiochia und waren in einem Gasthause abgestiegen. Da ließ der arianisch gesinnte Bischof der Stadt durch seinen Presbyter, einen leichtsinnigen Burschen anstiften, für die Nacht eine Dirne in das Gasthaus zu bestellen. Das Mädchen kam, und der Mensch wies sie in das Zimmer des alten Bischofs Euphratas. Dieser glaubte, es sei ein Gespenst, und rief den Namen Christi an. Das Mädchen hatte einen anderen Empfang erwartet und begann nun ebenfalls zu schreien. Jener Bursche hatte sich mit dem Presbyter und mehreren Anderen in der Nähe gehalten, und nun stürzte die Schaar in das Zimmer, um das Mädchen in der Kammer des Bischofs zu finden und durch die Schande des Gesandten die in Sardica siegreiche Partei zu stürzen. Sie stellten sich entrüstet, der Lärm ward groß, die Polizei kam herbei und führte die ganze Gesellschaft in Gewahrsam. Die Untersuchung brachte die gemeine Intrigue an den Tag, und der Bischof von Antiochia ward abgesetzt.

Noch roher ist die häßliche Schadenfreude beim Unglück der Gegner. Auch der Tod versöhnt sie nicht, sondern giebt ihnen nur Gelegenheit, den lieben Gott als ganz speciellen Diener ihrer Partei nachzuweisen.

Beim Tode Julians hat Gregor von Nazianz wahre Schandreden geführt, und als Arius am Tage vor dem feierlichen Acte, durch den er wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden sollte, unter allen Anzeichen der Vergiftung plötzlich starb, da hat die fromme Wuth dies Ereigniß, das eher nach einem Verbrechen aussieht, als ein Wunder ausgebeutet. Sie hatten die Tage zuvor Gott angefleht, mit einem Wunder einzutreten, und nun riefen sie: „Das ist der Finger Gottes: er hat unser Gebet erhört, er wollte seine Kirche nicht beflecken lassen mit diesem Scheusal."

Und keineswegs begingen sie dergleichen Verbrechen und Gemeinheiten nur aus Glaubenswuth.

Rom war von 355—384 der Schauplatz der erbittertsten Kämpfe zweier und dann dreier Parteien innerhalb der orthodoxen Kirche und noch dazu vor den Augen der zahlreichen und durch ihren Reichthum

wie durch ihre Bildung mächtigen und zur Vorsicht mahnenden Heiden. Hauptanlaß war der Streit des Damasus und Ursinus um das Bisthum. In denselben mischte sich aber noch vieles andere. Auf den Straßen und in den Kirchen wurde gekämpft. Mord und Meineid, falsche Anklagen und falsches Zeugniß warf man sich gegenseitig vor und erhob die Genossen der eigenen Coterie zu Heiligen und Märtyrern. Es ist nicht möglich, zu entscheiden, wem die größere Schuld zuzuschreiben ist; es ist auch gleichgültig, denn groß war die Schuld der einen wie der andern; aber entsetzlich ist, daß so etwas geschehen konnte, und in Rom geschehen konnte, und gerade zu der Zeit geschehen konnte, wo Rom anfing, den Vorrang vor den übrigen Kirchen zu gewinnen. Aehnliche Kämpfe und Intriguen spielten in Karthago während des ganzen vierten Jahrhunderts, wo eine ebenso reiche wie intriguante Wittwe 311 eine Doppelwahl herbeiführte, in Constantinopel, und um 380 in Antiochien, obgleich die Orthodoxen damals lange Zeit die unterdrückte Partei gewesen waren und durch das Feuer der Trübsal und durch den Hinblick auf die Noth ihrer Kirche sich hätten sollen läutern und zügeln lassen. Sehr bezeichnend ist auch ein Zug aus dem Leben des sonst so gewaltigen Basilius des Großen.

Beim Tode seines Bischofs 370 war Basilius Presbyter und trachtete danach, das Bisthum zu gewinnen; denn Cäsarea war damals einer der wichtigsten Sitze des Orients. Er hatte großen Anhang, aber auch viele Gegner, und wünschte für den Wahlkampf den Rath und Beistand seines Freundes Gregor von Nazianz. Aber dergleichen Agitationen waren nicht nur regelmäßig sehr ärgerlich und aufregend, sondern auch für den Ruf eines angehenden Heiligen bedenklich. Basilius kannte Gregor genau genug, um zu wissen, daß er nicht kommen werde, wenn er ihm schreibe, um was es sich handele, und so schrieb er ihm, er sei todtkrank und bitte ihn zu kommen, damit er ihn vor seinem Ende noch einmal sehe. Gregor rüstete sich in seiner Sorge alsbald zu der Reise und überlegte schon alle möglichen Themata und schöne Wendungen für die Leichenrede; da hörte er, der Bischof von Cäsarea sei todt, und die Bischöfe der Provinz strömten nach Cäsarea zur Wahl. Alsbald durchschaute er die Intrigue des „heiligen“ Basilius, blieb zu Hause und schrieb ihm einen strafenden Brief (ep. 21). Nichtsdestoweniger unterstützte er mit seinem Vater zusammen die Partei des Basilius auf das Kräftigste, und sein Vater reiste zuletzt trotz Schwäche und Krankheit noch selbst nach Cäsarea, die Wahl zu entscheiden. Der Vorgang

hat ein doppeltes Interesse. Einmal muß der heilige Basilius dergleichen Feinheiten schon öfter begangen haben, da ihn Gregor gleich durchschaute, sobald er nur von der Wahl hörte, und sodann: der heilige Gregor hat die Wahrhaftigkeit nicht als eine unentbehrliche Eigenschaft für einen Bischof angesehen.

Uebrigens war Gregors Spürsinn auch noch durch eine besondere Beimischung verschärft, durch eine Regung von Rivalität, die freilich sehr natürlich war.

Basilius und Gregor waren Jugendfreunde und Studiengenossen, hatten sich beide vor den übrigen ausgezeichnet durch hervorragende Begabung und suchten nun auf demselben Felde und mit denselben Mitteln, durch Beredtsamkeit und Heiligkeit, zu wirken und zu glänzen. So waren sie trotz aller Freundschaft zugleich Rivalen, und Gregor hielt es für eine starke Zumuthung, daß er ohne Weiteres sich selbst von der Wahl ausschließen und für Basilius wirken sollte. „Du hättest auch bedenken müssen, daß wir in allem gleich sind und dieselben Ansprüche haben," schreibt er ihm in jenem Strafbriefe. Die Entrüstung über die Unwahrheit konnte dieses persönliche Interesse nicht zurückdrängen.

Indeß sah Gregor doch ein, daß hier die Verhältnisse für Basilius ungleich günstiger lagen, und daß er nicht in Frage komme, und da auch sein Vater energisch für Basilius war, so wurde jene Regung überwunden, aber nur, um kurz darauf um so leidenschaftlicher hervorzubrechen.

Basilius ward zum kirchlichen Haupt der ganzen Provinz erwählt; Gregor aber blieb „der interessante junge Mann" von großer Begabung, der jedoch trotz seiner 40 Jahre ohne Amt und Würde in seines alten Vaters Hause saß und ihn hier und da in seinen bischöflichen Functionen vertrat. Der Vater forderte, er sollte ein kirchliches Amt übernehmen, und mit ihm drängte Basilius als Freund und — als Gebieter. Gregor mußte nachgeben, und da weihte ihn Basilius zum Chorbischof von Sasima 372. Gregor kam hin und war außer sich, als er das Nest sah, in welchem seine glänzenden Gaben vergraben werden sollten. Noch viele Jahre später, da er vor der auserlesenen Gesellschaft der Hauptstadt die Triumphe erlebt hatte, nach denen seine Seele dürstete, begann ihm das Blut zu wallen, als er in dem Gedichte „über sein Leben" an diesen Abschnitt kam.

„Das ist keine Stadt, das ist nur eine große Poststation. Kein

Freigeborener hält sich hier auf in diesem Staub und diesem Wagengerassel. Keinerlei Anregung ist hier für einen gebildeten Menschen; hier giebt es nur Postknechte und Steuerexecutoren, nur Peitschenhiebe und Jammergeschrei.

Hat mich dazu Athen erzogen, um hier den Staubwolken zu predigen und dem verständnißlosen Pöbel? Fünfzig Chorbischöfe hast Du zu ernennen, und da suchst Du mir dieses Loch aus! Wir sind in unserem Bildungsgang und in unseren Leistungen immer gleich gewesen, und früher wenigstens hast Du Dich auch nie zu überheben gewagt; hättest Du es aber gewagt, so wärest Du von jedem Unparteiischen zurückgewiesen."

Das sind die Gedanken, welche das spätere Gedicht wie die gleichzeitigen Briefe Gregors erfüllen.

Es erschien ihm als eine Verrätherei, als eine Böswilligkeit des falschen Freundes, der den Rivalen aus der Welt schaffen wollte.

Gregor ertrug dies nicht lange; er empfand plötzlich ein unwiderstehliches Verlangen, fern von der Welt in mönchischer Uebung zu leben, und verließ den verwünschten Ort. Basilius bezeichnete dies als Verrath an Glauben und Kirche; er wußte ganz genau, daß diese Sehnsucht nach der Einsamkeit nur verletzte Eitelkeit war. Gregor antwortete im Tone der beleidigten Unschuld, und dabei merkt man in jeder Zeile, wie unerträglich es ihm war, den alten Jugendfreund und Studiengenossen als Vorgesetzten auftreten zu sehen.

„Wie ausgelassen und wild geberdest Du Dich in Deinem Briefe gleich einem jungen Füllen! Doch freilich, es ist nicht zu verwundern. Du bist ja kürzlich zu hohen Ehren gekommen und nun spreizest Du Dich auf Deinem Throne .... Ich soll den Glauben und die Kirche schädigen durch mein Verhalten? Ich trage still die mir widerfahrene Beleidigung, und wenn Alle meinem Beispiele folgen würden, dann würde der Glaube nicht geschädigt durch diesen Streit; allein es ist ja gewöhnlich, daß der Glaube mißbraucht wird als Waffe in Privathändeln."

Im Zorne ist da dem heiligen Gregor ein Wort entfahren, wie es gegen alle diese ehrsüchtigen Bischöfe, ihn selbst eingeschlossen, nicht schärfer und treffender gesagt werden kann. Sie stritten um die Herrschaft in der Kirche, die sie erst gründen sollten, die noch mit allen Wurzeln in den heidnischen Vorstellungen und in der heidnischen Gesellschaft steckte. Denn noch gar mancher Christ suchte Heilung und leistete Gelübde bei einem heidnischen Gotte oder in

einer jüdischen Synagoge, und die Volksfeste bewahrten die heidnischen Gebräuche noch in fast unversehrter Fülle.

Basilius und Gregor waren aber im Grunde aufrichtige Männer und neben Ambrosius, Johannes Chrysostomus und ihrem Freunde Gregor von Nyssa die hervorragendsten Führer der Partei; Gregor führt geradezu den Beinamen der Theolog. Wenn von ihnen dergleichen geschah, was hat man dann von der Masse der Geistlichen zu erwarten? Ihr Glaubenseifer, ihr großartiger Idealismus erneuerte die Welt, aber sie krankten doch stark an den Schwächen der Zeit. Das Treiben des Clerus in Rom hat uns Hieronymus geschildert, der Erasmus des vierten Jahrhunderts. Wohlfrisirt und parfümirt fahren sie frühmorgens schon aus zu den vornehmen Damen ihrer Kundschaft. Da werden Neuigkeiten ausgetauscht, Witze gemacht, hier und da ein feierliches Wort, ein Augenaufschlagen als Würze der leichten Unterhaltung. Von einer Dame geht es zur andern. Man ist immer willkommen, denn man hört viel und kann mit Cornelia über Paula plaudern und mit Paula über Cornelia. Das geistliche Amt ist der Schlüssel zur Vertraulichkeit.

Hieronymus ist ein Spötter; aber hier hat er nicht zu viel gesagt: das Bild, das sich aus einigen Acten der Zeit ergiebt, ist noch schwärzer. Das Concil von Sardica 343 sah sich genöthigt, eine gegenseitige Controle der Bischöfe anzuordnen, um das gewissenlose Streberthum und Antichambriren am kaiserlichen Hofe auszurotten, und Kaiser Valentinian, welcher der Kirche sehr ergeben war, verordnete, daß Geistliche und Mönche die Häuser von Wittwen oder verwaisten Mädchen nicht betreten und keine Vermächtnisse annehmen dürften (Codex Theodosianus XVI, 2, 20).

So verbreitet war der Verdacht der Liederlichkeit, und so arg war es mit der Erbschleicherei.

Hieronymus erwähnt das Gesetz und setzt hinzu: „Ich klage nicht darüber, daß es gegeben ward, aber ich klage darüber, daß es nöthig war." Hier ist Hieronymus der Sittenrichter; aber er war nicht besser als die Anderen: er war das echte Kind seiner Zeit. Fünf Jahre hat er in der Wüste gelebt, hat sich kasteit, hat sich gequält und geängstigt um seiner Seelen Seligkeit. Auch die übrige Lebenszeit hat er meist in Rom und Bethlehem in mönchischer Weise in einem auserlesenen Kreise von heiligen Männern und heiligen vornehmen Damen zugebracht. Wenn das einen Anspruch auf Heiligkeit giebt, so verdient er seinen Namen; aber alle Möncherei, aller Eifer

für das Heilige konnten das kleinliche Herz nicht erheben. Noch hatte er die Wüste nicht verlassen, so benahm er sich wie ein schwankendes Rohr. In seine dogmatischen und exegetischen Untersuchungen mischt sich die bare Sophistik, das leidige Wortverdrehen, und dabei fehlt auch nicht die Wendung: „Was ich hier schreibe, habe ich in einer einzigen Nacht dictirt, denn der Bote hatte Eile!" Die Fertigkeit war ihm die Hauptsache, und der Ruhm der Geschicklichkeit wichtiger als der Sieg der Wahrheit. Es ist ein kleinliches, zanksüchtiges und, wenn seine reizbare Eitelkeit erwachte, geradezu bösartiges Wesen, das ihm eigen war. Man lese seine Streitschriften gegen Vigilantius und Helvidius, gegen Rufinus und gegen Augustinus. Er ist der Journalist, der gern als Heiliger, der Professor, der gern als Apostel gelten möchte — und dabei hat er keine Tiefe und keine Wahrheit. Er war ein großer Gelehrter, aber ein kleiner Mensch; er war ein eifriger Christ und eine Autorität in Glaubenssachen; aber er blieb der Rhetor.

In dem Briefe an eine Mutter, welche ihre Tochter dem Kloster übergeben hatte, witzelt er: „Du bist eine Schwiegermutter Gottes geworden", und von der Ehe wagt er das frevelhafte Wort: „Ich preise die Ehe, weil sie uns Jungfrauen schafft."

Ueber die Verachtung der Ehe will ich mit dem Mönche nicht rechten. Ueber dieses heilige Institut, welches die Grundlage bildet aller staatlichen und menschlichen Ordnung, alles dauerhaften Glückes und alles Großen und Tiefen, das Menschen erreicht und gefühlt haben, — war es in seinem Kreise Mode geringschätzig zu schwatzen. Aber die Begriffe Jungfrau und Braut Christi waren ihm doch heilig — wenigstens führt er gern feierliche und erhabene Reden darüber — allein hier sind sie ihm gerade gut genug zu einem Wortwitz, wie ihn die rhetorische Manier der Zeit liebte.

Jener Brief des Hieronymus gehört zu den Schriften, durch welche er für die Verbreitung der orientalischen Askese im Abendlande wirkte. Er war einer der einflußreichsten unter den Männern, welche dafür thätig waren.

Man hat ihn deshalb überschwänglich gepriesen — und es ist auch viel Segen von den Klöstern ausgegangen. Im Mittelalter waren sie Schulen, Lazarethe, wirthschaftliche Musteranstalten, kurz Culturträger in jeder Beziehung, und in diesen Jahrhunderten des sinkenden Kaiserreiches bildeten sie die Pflanzgärten des Christenthums, die festen Burgen, in denen bedrängte Wahrheit Zuflucht und Pflege

fand. Stillere Gemüther, welche sich abgestoßen fühlten von dem tosenden Treiben, in welchem eine Welt verging und eine neue geboren wurde, genossen hier Sicherheit, und unter der Zucht der Regel erwuchsen großartige Charaktere. Die Schriften Cassians, der das Mönchthum in Gallien verbreitete, erfüllen noch heute den Leser mit Frieden und Freude, wenn er nur frei genug ist, keinen Anstoß zu nehmen an dem, was der Zeit angehört.

Aber dieser Segen bildet nur die eine Seite der Sache. Die Klöster waren auch die Brutstätten eines rohen Fanatismus. In solcher Askese wurden die Banden wüster Gesellen und noch wüsterer Weiber gezüchtet, welche als Circumcellionen Jahrzehnte lang Afrika in Aufruhr hielten, welche in den Parteikämpfen der Kirchenhäupter in den Straßen von Rom, Constantinopel, Antiochien u. s. w. die Schlachten schlugen, welche die von den Besten ihrer Zeit geschätzte Hypatia, den letzten Stern der Universität Alexandria, aus dem Wagen rissen, zu Tode quälten, den Leichnam in eine Kirche schleppten und mit Austernschalen in kleine Fetzen zerstückten.

Es fehlte nicht an warnenden Stimmen aus der Mitte der Asketen selbst.

Einen Mönch umlauert eine Legion von Teufeln, einen Einsiedler zehn Legionen. Es ist einerlei, ob man mit schmutzigem Gewande prahlt oder mit glänzendem. Uebermäßiges Fasten und Beten nährt vielfach nur den geistlichen Hochmuth. So lehrten und predigten die Besten, und ein alter Abt prügelte einen Knaben, weil er gewürdigt gewesen war, ein Wunder zu verrichten: leicht werde solche Gnade zu einem Fallstrick. Aber alles Warnen und Mühen konnte nicht helfen. Die Masse sank immer wieder in Aeußerlichkeit und Nichtswürdigkeit, so oft sie auch durch ideale Gestalten gehoben wurde. Es ist eben nur auserwählten Geistern gegeben, einen so außerordentlichen Weg zu wandeln, ohne sich ganz in die Irre zu verlieren.

Die Klöster, die sich vor groben Verirrungen am meisten wahrten und am meisten leisteten, hielten sich fern von unnatürlicher Askese, waren Corporationen in der Welt, in denen man die reizvollsten Aufgaben menschlicher Thätigkeit ebenso und zum Theil weit besser erfüllen konnte, als im Laienstande.

Um aber die Bedeutung dieser Richtung für die damalige Gesellschaft zu erfassen, genügt es nicht, gegeneinander abzuwägen, was an Segen und was an Unheil aus ihr hervorging.

Es kommt vor Allem darauf an, was jene Männer bewog, sich dieser Askese hinzugeben. Und das war nicht der Gedanke, der Welt zu nützen, ihre Schäden zu heilen, sondern die Absicht, aus der Welt zu flüchten, sich ihren Versuchungen, aber auch ihren Verpflichtungen und Aufgaben zu entziehen. Man weiß, warum Gregor von Nazianz in die Einsamkeit ging.

Es war eine ungesunde Strömung, und sie hatte überdies nur theilweise im christlichen Wesen ihren Ursprung. Zum andern Theile wurzelte sie in Vorstellungen, die auch bei den Heiden im Schwange waren — der Heide Julian wollte ebenfalls durch Möncherei den Himmel erwerben. Und mehr als diese Vorstellungen trieb dazu das Elend, die geistige und wirthschaftliche Rathlosigkeit, der Widerspruch zwischen der hohen Cultur und dem rohen, nur durch stets wiederholte Gewaltsamkeiten sich erhaltenden Staatswesen. Es ist begreiflich, daß man den ganzen Plunder bei Seite warf und sich lieber von Kräutern nährte wie das Thier des Feldes, aber begreiflich auch, daß nur Wenige den Frieden fanden, den sie suchten. Das Wort des heiligen Augustin: „Unser Herz ist unruhig, bis es in Dir, o Herr, ruhet," ist meist nur so anzuwenden, daß an die letzte Ruhe gedacht wird.

Im Orient war es damals Sitte, wenigstens eine Zeitlang, in die Wüste zu gehen. Zu Tausenden strömten sie in die Klöster und Einsiedeleien; in Aegypten gab es fast so viel Mönche wie Stadtbürger. Langsam drang diese Sitte um 400 in das Abendland, das in seiner christlichen Entwickelung in den ersten drei Jahrhunderten vom Orient beherrscht war. Hieronymus war dabei einer der einflußreichsten Vermittler, und diese schweren, die ganze Gesellschaft erschütternden Lehren und Ermahnungen hat er in jenem spielenden Tone und spielenden Geiste verhandelt, aus dem die oben angeführten Wendungen geboren sind.

Das ist die Gesellschaft, das sind die Männer, welche als Vertreter der Kirche die Hierarchie begründeten und die Dogmen feststellten.

Das Bild ist schwarz und ließe sich leicht noch schwärzer malen, aber um so gewaltiger erprobte sich die Kraft, welche der Glaube erweckte. Trotz aller Schwächen und Verbrechen erhielt sich in dem Volke eine Theilnahme und Hingebung für die idealen Güter des Glaubens, die uns noch heute mit Rührung ergreift, und seine Führer waren trotz der schwersten Irrungen in vieler Beziehung bedeutende, zum Theil

wirklich große Männer. So tief sie in einzelnen Fällen untersanken in Schmutz und Schuld, so gemeine Züge ihr Charakterbild verunstalten, so haben sie zuletzt doch nicht bloß das Ihre gesucht, sondern, getragen von göttlicher Begeisterung, die Welt in neue Bahnen geführt. Denn das ist das Eigenthümliche der Kirchengeschichte, daß sie die hellsten Lichter neben den tiefsten Schatten zeigt; mehr als in jedem anderen Gebiete des Lebens ist in der Kirche das Herz betheiligt, dies trotzige und verzagte Ding, das den Menschen fortreißt, lächelnden Angesichts auf das Schaffot zu steigen für die große Sache, und ihn gleichzeitig noch achten läßt auf den Faltenwurf seines Kleides.

So konnte es denn auch nicht verborgen bleiben, wie sehr die großen Kirchenväter der Zeit ihren Tribut zahlten. Gerade ihre bedenklichsten Schwächen mußten sich verrathen, und sie kamen um so stärker zur Ausbildung, weil die Hauptkraft der Zeit auf die arianischen Streitigkeiten verwendet wurde.

Für das kirchliche Leben war die Streitfrage ohne Bedeutung. Es handelte sich nicht etwa darum, für den Stifter der Religion die göttliche Natur zu retten. Die Auffassungen des modernen Liberalismus lagen den Arianern ebenso fern wie den Orthodoxen. Es handelte sich nur um die begriffliche Bestimmung dieser göttlichen Natur, um ihren Vergleich mit der Natur der anderen Personen der Trinität.

Es war also ein Streit über die Grenze zwischen Begriffen, von denen sich keiner fest umgrenzen läßt. Oder wer will das Wesen Gottes begreifen?

Der Führer der orthodoxen Partei, der große Athanasius, bewegt sich in Folge dessen selbst in Widersprüchen. Er spricht bald so, daß man Gott Vater und Gott Sohn und Gott Geist als drei Produkte eines zu Grunde liegenden Urwesens fassen muß, aus dem sowohl der Vater, wie der Sohn und der Geist hervorgegangen sind, bald so, daß der Sohn als ein Theil des Vaters erscheint. Er nennt ihn die Weisheit und die Vernunft Gottes: ohne den Sohn sei Gott Vater *ἄλογος* und *ἄσοφος*, unvernünftig und unweise. Halten ihn die Gegner bei dieser Vorstellung, so entweicht er durch eine schroffe Verneinung der nächsten und unabweislichen Consequenz.

Kurz, Athanasius kann mit Klarheit nur sagen, was er verwirft, aber nicht, was er aufstellt. Und dasselbe gilt von Augustin, dem großen Theologen, der die Periode abschließt. Seinen Glauben mag

man verehren; aber sein Versuch, das verzweifelte Exempel von 3 = 1 und 1 = 3 nach den Regeln menschlichen Verstandes als richtig zu erweisen, ist nur ein trauriges Beispiel von der hülflosen Begrenztheit auch der gewaltigsten Geister. Wir ringen eine Zeit um die Erkenntniß, und dann fangen wir uns in unseren eigenen Worten. Augustin faßt die Trinität als drei Personen, die sich weder qualitativ noch quantitativ unterscheiden, und legt dann doch der einen diese, der anderen jene Qualität in besonderer Weise bei.

Constantin der Große hatte in diesem Gefühl zu Beginn des Streites an Arius und seinen Bischoff geschrieben, sie sollten den Streit um diese überflüssigen Fragen unterlassen. Der menschliche Geist sei zu schwach, dergleichen Räthsel zu lösen, und deshalb sei es müßig, darüber zu streiten. In Nebendingen seien auch oft die Philosophen einer Schule verschiedener Meinung: das müsse man dulden; es sei kindisch und eines Priesters unwürdig, dergleichen Streitigkeiten unter das Volk zu bringen.

So richtig der Grundgedanke des Kaisers ist, so war es doch nicht möglich, ihm zu folgen. Nicht die Willkür oder Eitelkeit des einen und des anderen Mannes hat den Streit entzündet. Der wissenschaftliche Geist und die Schulgewandtheit des Zeitalters forderten für Alles eine begriffliche Construktion und so auch für die Idee der Gottessohnschaft Christi.

Alle Schichten der Bevölkerung theilten das Interesse, ereiferten sich in dem Streite. „Alles in der Stadt," sagt Gregor von Nazianz über Constantinopel, „dogmatisirt über die unbegreiflichen Geheimnisse. Auf den Straßen und auf den Märkten, bei den Trödlern, bei den Wechslern, bei den Händlern, überall das gleiche Thema. Sage ich: Wechsle mir dies Silberstück, so belehrt mich der Mann über den Unterschied von Vater und Sohn. Fragt man nach dem Preise des Brodes, so antwortet der Bäcker, daß der Sohn geringer sei, als der Vater. Will ich wissen, ob das Bad geheizt ist, so erklärt der Diener, daß der Sohn aus nichts geschaffen worden." Und die so spotteten, waren die eifrigsten Kämpfer. Ihre Predigten, ihre Gedichte weckten das Interesse in den Massen immer aufs Neue.

Aber wo immer ein bestimmter Begriff aufgestellt ward, da erregte er den Widerspruch der Naturen, welche fühlten, daß der begriffene Gott ein begrenzter sei. Der Zeitgeist nöthigte sie, einen Begriff von Gott aufzustellen, und ihr religiöser Sinn protestirte gegen jeden: so stellten die Orthodoxen oder besser die Athanasianer

einen unklaren Begriff auf, dessen Form das wissenschaftliche Bedürfniß abfand, und dessen Unklarheit dem religiösen Gefühle die Befriedigung ließ, daß hier doch mehr sei als irdisch Begrenztes. Der Arianismus verlangte dagegen eine klare Formel für das Verhältniß. „Christus ist für uns Gott; aber der Vater ist auch für ihn Gott: er ist der Delegirte Gottes, der Untergott, der Statthalter u. s. w." So kamen zum Arianismus diejenigen, in denen das wissenschaftliche Bedürfniß das religiöse überwog. Doch gilt dies natürlich nur von der Richtung im Ganzen und nur von den Decennien der Entstehung, nicht von jedem Einzelnen, der sich für die eine oder die andere Partei entschied, und nicht für die zweite und dritte Generation, die darin geboren wurden. Der Einzelne ward bestimmt durch die tausend Einflüsse, die seine Entwickelung beherrschten, und durch die persönlichen Gegensätze, die sich alsbald mit dem dogmatischen Streite vermischten. Diesem unkirchlichen Ursprunge entspricht der unkirchliche Verlauf des Kampfes.

Um 320 kam der Streit in Alexandrien vor das große Publikum, als der Presbyter Arius von dem Bischof Alexander durch Beschluß einer Provinzialsynode aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen ward, weil er in Schriften, Liedern und Vorträgen den Satz predigte, daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern von dem Vater erschaffen, wenn auch vor aller übrigen Creatur.

Arius wandte sich darauf an Eusebius von Nikomedien und Eusebius von Cäsarea sowie an zahlreiche andere Bischöfe und fand einen großen Anhang; aber es wuchs auch der Eifer seiner Feinde, und im Jahre 324 hatte der Streit eine solche Ausdehnung gewonnen, daß Constantin den Bischof Hosius von Cordova nach Alexandrien sandte, um die Gemüther zu beruhigen. Er überbrachte auch den oben erwähnten Brief des Kaisers, der die Geistlichen bewegen sollte, den Streit über die unlösbare Frage ruhen zu lassen. Es war vergebens, und nun sollte die Synode von Nicäa darüber entscheiden. Sie gilt als die erste allgemeine Synode der Christenheit, obgleich nur etwa ein Sechstel der Bischöfe zugegen war, und diese fast sämmtlich aus dem Orient stammten.

Ihre Geschichte liegt im Dunklen. Von ihren Acten sind nur Bruchstücke erhalten, und diese sind schon im fünften Jahrhundert durch Fälschung entstellt. Wir wissen deshalb wenig mehr, als was Eusebius von Cäsarea in seiner Kirchengeschichte erzählt, und das ist nicht nur wenig, sondern in dem Wenigen hat trotz unserer dürftigen

Kenntniß noch eine grobe Entstellung nachgewiesen werden können. So hatte die Sage freies Spiel, und sie hat die Synode mit einem Glorienschein umgeben. Aber den hatte sie am wenigsten verdient. Es war keine Berathung, es waren leidenschaftliche Ergüsse und Tumulte, und die Entscheidung kam durch den Kaiser. Anfangs hatte Constantin den ganzen Streit für gleichgültig erklärt; jetzt schickte er diejenigen in das Exil, welche sich nicht für die Ansicht entscheiden wollten, für welche er sich entschieden hatte. Das unbiblische und von den Einzelnen ganz verschieden aufgefaßte Wort Homousios, gleichen Wesens, sollte in das Symbolum des Glaubens aufgenommen werden. Zuletzt unterschrieben alle, selbst Eusebius von Nikomedien, der Führer der Arianer: nur Arius nicht und zwei ägyptische Bischöfe nebst einigen Presbytern. Diese Hartnäckigen wurden verflucht und nach Illyrien in das Exil geschickt. Nun schämten sich aber doch Eusebius von Nikomedien und Theognis von Nicäa, ihren Freund zu verfluchen, und gingen auch in das Exil. Das war im Jahre 325.

Nach drei Jahren schon erfolgte der Umschwung, erst in der Meinung des Kaisers und alsbald in dem Gesetze der Kirche. Was in Nicäa verflucht war, hieß nun rechtgläubig; die Verbannten wurden zurückgerufen, und für Athanasius und seine Freunde begann eine Reihe von Verfolgungen. Auf dem Concil von Tyrus 335 und dann auf dem von Constantinopel ward Athanasius abgesetzt, und Arius sollte feierlich wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden: nur durch seinen plötzlichen Tod ward es verhindert.

Bald darauf 337, starb auch Constantin, und seine Söhne stellten sich verschieden zu dem Streit: da war orthodox in der einen Provinz, was in der anderen Ketzerei hieß.

Constans, der das Abendland regierte, begünstigte den Athanasius, Constantius dagegen, der im Osten gebot, die Arianer. Constans war der mächtigere. — hatte er doch im Jahre 340 das Gebiet des dritten Bruders mit dem seinen vereinigt — und solange er lebte, mußte Constantius dem Athanasius starke Concessionen machen. Aber mit dem Tode des Constans (350) begann die Herrschaft der Arianer oder richtiger der Gegner des Athanasius und der in Nicäa siegreichen Formel. Denn unter sich waren sie keineswegs einig, noch weniger als die Anhänger des Homousios in der Auffassung dieses Schlagwortes. Es war die Zeit der zahllosen Synoden, der Gesandtschaften, die zwischen Hof und Synode vermittelten, der Intriguen und Kämpfe.

Constantius starb 361. Ihm folgte die Zeit der Religionsfreiheit unter Julian und Jovian († 364). Danach wiederholte sich die Zeit des Constans und Constantius.

Im Abendlande herrschte nämlich Valentinian von (364—375) und nach ihm sein Sohn Gratian. Beide begünstigten die Orthodoxen, doch mit dem Unterschiede, daß Valentinian Religionsfreiheit verkündete, sich jeder Verfolgung der Arianer wie der Heiden enthielt und sie in der Ausübung ihres Cultus gegen Gewaltthätigkeiten der Orthodoxen schützte, während Gratian zwar das Heidenthum noch eine Zeitlang gewähren ließ, aber den Arianismus sofort mit Gewalt vernichtete.

Wenige Monate nach dem Tode seines bei aller Härte und Rücksichtslosigkeit hierin doch schonenderen Vaters erließ der leutselige, mildherzige und noch von den flüchtigen Jugendidealen erfüllte Gratian das Edict, daß den Häretikern alle Kirchen entrissen und den Orthodoxen überliefert werden sollten. Und wenn sie irgendwo Altäre errichteten in einem Hause oder auf einem Grundstücke, oder sonst gottesdienstliche Versammlungen vornähmen, so sollte das Grundstück dem Fiscus verfallen.

Gratian war ein Zögling des heiligen Ambrosius, dessen eifrige Härte keine Erwägung der Milde und Billigkeit aufkommen ließ. Im Gegensatz dazu war Valens, der Bruder Valentinians und durch ihn zum Kaiser des Ostens erhoben, ein Freund der Arianer. Anfangs mußte er auch Religionsfreiheit verkünden, denn sein Bruder hatte noch eine gewisse Autorität über ihn; thatsächlich mußte er wenigstens die berühmten Häupter der Orthodoxen schonen; aber seine Unterstützung der Arianer artete doch hier und da in Verfolgung der Orthodoxen aus, und gegen das Ende seiner Regierung wurde sie heftiger. Nie aber hat er sich zu einem Edict fortreißen lassen wie das Gratians. Die prächtigen Kirchen Constantinopels waren zwar in den Händen der Arianer; aber die Orthodoxen durften sich den berühmten Redner Gregor von Nazianz kommen lassen und unter seiner Leitung ihre Conventikel halten und zur Gemeinde ausbilden. Dem Valens folgte im Jahre 379 Theodosius, und dieser erließ bald nach seiner Thronbesteigung Edicte, die den Arianismus im Orient ebenso ausrotteten, wie ihn Gratian im Abendlande ausgerottet hatte.

Persönlich war Theodosius kein Fanatiker; er war nicht einmal ein überzeugter Parteimann wie Valentinian; aber er war wohl zu

dieser rücksichtslosen Härte von Gratian verpflichtet, der ihn aus seinem entlegenen spanischen Landgute zu sich berief und erst an die Spitze des Heeres, bald danach auf den Thron erhob.

Im Jahre 381 schien Theodosius freilich wieder zu schwanken: die Aufregung der arianischen Massen und die persönliche Bedeutung einiger Führer derselben machten Eindruck auf ihn; zudem war er der Vormundschaft Gratians jetzt entwachsen. Aber zuletzt siegten die orthodoxen Einflüsse, und nun ward der Arianismus unaufhaltsam und ohne jede Schonung verfolgt. Nur eine Ausnahme fand statt: den Germanen ward die Uebung ihres Cultus gelassen, wenn sie auch nicht überall Kirchen haben durften.

Die Bemühungen der Kaiser waren erfolgreich: der Arianismus ist wirklich ausgerottet in der römischen Welt.

Die arianischen Schriften sind nicht auf uns gekommen, wenigstens nur in einigen dürftigen Bruchstücken und so ist es nicht möglich, die Geschichte dieser Verfolgung zu schreiben; aber so viel sieht man, daß der Widerstand der Arianer nicht so zähe war, wie der Widerstand der Orthodoxen unter der freilich viel weniger energischen Verfolgung des Valens. Die arianischen Bischöfe gingen in das Exil, orthodoxe wurden an ihre Stelle gesetzt, und zuletzt fand sich auch die Mehrzahl der Gemeindeglieder zu ihnen.

Dieser Zersetzungsprozeß zog sich bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts hinein, aber ohne lautes Kampfgeschrei: die römische Welt hatte ihr Interesse an dem unfruchtbaren Streite erschöpft.

Zweites Capitel.

Ulfila und die Bekehrung der Gothen.

Das ist die Welt, in welche nun die Germanen eintraten; das sind die Personen, die ihnen mit dem Christenthum eine höhere Cultur mittheilen sollten; das sind die Interessen, welche sie vorzugsweise bewegten. Der Vermittler wurde der Gothe Ulfila. Schon durch seine Geburt wurde er darauf hingewiesen. Er war sowohl Gothe wie Römer.

Ulfila ward 311 geboren in einem Zelt oder einer Hütte im Lande der Westgothen im Norden der unteren Donau, in den Landen, welche der Sereth und der Pruth durchströmen.

Aber seine Vorfahren waren keine Gothen, sondern Cappadocier. Also hat dies merkwürdige Land auch an Ulfila Theil. Zu beiden Seiten des Antitaurus im äußersten Winkel von Kleinasien dehnt es sich aus, reich an Weiden, ärmer an Ackerland, und in allen Jahrhunderten berühmter durch die Schönheit seiner Rosse und die Wunder seiner Höhlen als durch die Thaten seiner Bewohner, aber im vierten Jahrhundert die Mutter des relativ größten Theils der geistigen Führer der Zeit. Im Jahre 276 hatten die Gothen ihre Raubzüge bis in das Innere Kleinasiens erstreckt und unter den Schaaren von Gefangenen auch eine Familie aus Sadalgothina bei Parnassus fortgeschleppt, aus der dann etwa fünfzig Jahre später Ulfila hervorging. Es werden seine Großeltern gewesen sein. Vielleicht aber war Ulfila gemischter Abstammung. Die Gefangenen haben sich vielfach mit den Gothen verheirathet, unter denen sie leben mußten, und der gothische Name Ulfila legt diese Vermuthung nahe, wenn er sie auch nicht beweist.

Wie dem auch sei: Ulfila ist im Gothenlande geboren, ist mit der gothischen Jugend aufgewachsen unter Zelten und Wagen, bei Jagd und Krieg und halbnomadischem Leben. Seinen Ohren und Augen blieben die Sorge und die Klage über den Druck der Steuer und die ungerechten Gerichte der Statthalter fern. Die Männer und Jünglinge, zu denen der Knabe hinaufsah, drückten und bückten sich nicht um Würden und Ehren; sie lebten lässig dahin, nahmen den Tag, wie er kam, waren rauh und roh, aber stark und stolz. Vor allem, er blieb frei von dem öden Treiben und kleinlichen Wesen der Rhetorenschulen; denn dergleichen gab es nicht im Gothenlande.

Ulfila war trotzdem später ein gelehrter Mann, gelehrter als die meisten Römer. In drei Sprachen hat er zahlreiche Abhandlungen geschrieben: griechisch, gothisch und lateinisch, während die römischen Gelehrten meist nur die eigene Sprache verstanden, selten zwei. Griechisch und gothisch redete Ulfila als Muttersprachen, und seine sonstige Bildung wird er einem Priester danken, der ihn als seinen künftigen Gehülfen erzog sowie er später den Auxentius. Dieser Unterricht war naturgemäß überwiegend kirchlich. Versprengte Gemeinden sind immer sorgsam in der Pflege ihres Glaubens, und die Cappadocier genossen damals zwar Glaubensfreiheit bei den Gothen, aber sie bildeten doch eine Diaspora unter den Heiden und werden auch den stärkenden Einfluß solcher Nothlage nicht entbehrt haben. Sie bildeten Gemeinden, verordneten sich Prediger, bekehrten manche Gothen und unterhielten trotz aller Schwierigkeiten die Verbindung mit der cappadocischen Heimat. Sie betrachteten sich als ein nur äußerlich abgetrenntes Glied der Kirche derselben. Einen Bischof hatten sie nicht; um 380 wurden sie zur Diöcese Tomi gerechnet. Seit etwa 330 predigte neben ihnen die Secte der Audianer.

Audian war ein syrischer Priester von streng asketischem Lebenswandel. Er hatte das freie Leben der Bischöfe Syriens sehr scharf angegriffen und war von den erzürnten Priestern deshalb aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen. Er floh mit einer Schaar seiner Anhänger zu den Gothen, unter denen sie in klösterlichen Vereinigungen lebten und kleine Gemeinden gründeten. Ihre Vorsteher hießen Bischöfe und waren zum Theil Gothen. Sie waren orthodox, aber doch schroff getrennt von der übrigen Kirche, und mit der Zeit entwickelten sie auch einige Verschiedenheiten im Dogma und im Cultus.

So standen die wenigen Christen des Gothenlandes in zwei feindlichen Secten einander gegenüber. Der Kern derselben bestand

aus Fremden: die einen waren als Gefangene dorthin gekommen, die anderen als Flüchtlinge. Sie haben zwar auch Gothen bekehrt und zu Geistlichen ausgebildet — aber auf die Nation im Ganzen hatten sie keinen Einfluß. Diesen gewann erst die dritte Kirche, die Gemeinde des Ulfila. Sie war eine Tochter der cappadocischen Gemeinde, aber eine verstoßene. Ulfila's Predigt und sein Erfolg waren der alten Gemeinde ein Gräuel.

Der arianische Streit erfüllte auch die Winkel der Cultur, und als die Bischöfe in Nicäa miteinander stritten, trennten sich auch die Christen im Gothenlande in zwei Parteien.

Die Eltern und Lehrer des Ulfila zählten zu den Arianern; denn Ulfila sagt in seinem Testament ausdrücklich, er sei stets Arianer gewesen, und zur Zeit des Concils von Nicäa war er noch zu jung, um sich selbständig zu entscheiden. Sein Arianismus beweist für den Arianismus derjenigen, welche ihn erzogen. Vielleicht zerriß auch der Streit seine Familie; vielleicht erfuhr er schon als Knabe die ganze Bitterkeit des Streites, der ihn bis an seinen Tod begleitet hat; doch wie dem auch sei, so viel bleibt gewiß, daß er in arianischer Lehre erwachsen ist.

Die Gothen hatten mit dem Kaiser Licinius gegen Constantin gekämpft und schwere Niederlagen erlitten; dann machten sie Frieden mit ihm und traten als Foederate in sein Heer. In diesen Angelegenheiten gingen mehrfach gothische Gesandte an den Hof, und einer solchen Gesandtschaft, etwa um 330, ward auch der junge Ulfila beigegeben, der als Dolmetscher dienen konnte. So trat er früh in unmittelbare Berührung mit der römischen Welt und ohne Zweifel vor allen mit den Häuptern des Arianismus, denen er Kunde brachte von der kleinen Kirche im Gothenlande. Diese Verbindung ist dann immer enger geworden. Als Jüngling schon trat er in den Dienst der Kirche und ward Lector, wahrscheinlich bei einer arianischen Gemeinde seiner Heimat. In dieser Eigenschaft begab er sich 341 nach Antiochien und ward hier auf einer Versammlung der Arianer von Eusebius von Nikomedien zum Bischof geweiht. Er war damals dreißig Jahre alt. Als Diöcese ward ihm das Volk der Gothen bestimmt. Es war eine Mission, ein Apostolat, nicht die Bestellung für einen fertigen Sitz; nur wenige Gothen waren bis dahin bekehrt; die Gemeinde sollte er erst schaffen, die Kirche erst gründen. Aber die Predigt der Cappadocier und die der Audianer hatten ihm vorgearbeitet, so feindlich sie ihm waren. Er kam zur Zeit der Ernte, und er

kam als der rechte Mann. Seine Erfolge waren so groß, daß sie den Zorn der Gothenfürsten erregten. Sie hatten das Christenthum geduldet, solange nichts von ihm zu fürchten war. Aber Ulfila gewann Tausende, und er lehrte sie nicht nur, er wandelte auch ihr Leben. Ruhm und Sieg nannte er eitle Dinge: von dem Kampfe mit den Feinden wies er sie auf den Kampf mit den unsichtbaren Mächten, von der römischen Beute auf das ewige Leben. Und er sagte das alles so, daß es Eindruck machte. „Die Gothen hingen an seinem Worte, sie thaten alles, was er sagte, sie konnten nicht denken, daß etwas unrecht sei, was er empfahl." So schildern ihn seine orthodoxen Gegner, und seine Freunde vergötterten ihn. Der Kaiser Constantius nannte ihn den Moses seiner Zeit. Aber was sollte werden, wenn er die Masse des Volkes gewann? Wo blieb die kriegerische Kraft des Stammes? Wie weit dergleichen allgemeine Erwägungen, wie weit der persönliche Gegensatz eines hervorragenden Führers die Entscheidung gab, läßt sich nicht untersuchen; wir sehen nur, daß die Anhänger Ulfila's von 341—48 von gothischen Häuptlingen verfolgt wurden.

Ulfila selbst bestand tausend Gefahren, und viele seiner Gothen starben für den Glauben. Sieben Jahre hielt Ulfila aus; dann zog er 348 über die Donau, wo ihm der Kaiser Constantius die Berglandschaften Mösiens angewiesen hatte, die Thäler und Hügel um Nikopolis und Plewna. So ward die Gemeinde zu einem Staat. Ulfila war ihr Bischof und ihr Fürst zugleich. Sie waren Unterthanen Roms, regierten sich aber selbst und lebten nach ihren Sitten und Gesetzen. Viehzucht war ihr Geschäft, und die Religion beherrschte ihre Gedanken. Das kriegerische Leben war abgethan, und nicht bloß so lange Ulfila lebte. Noch um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, also nach 200 Jahren, saßen sie in ihren Bergen als ein friedliches Hirtenvolk. Still lebten sie, während Westgothen, Ostgothen und andere verwandte Stämme in furchtbaren Haufen an ihnen vorbeizogen, die Halbinsel beherrschten, und unermeßliche Beute machten.

Diese Umwandlung des kriegerischen Volkes ist ein redendes Zeugniß für die Macht der Persönlichkeit Ulfila's, aber auch ein Beweis für die Nothwendigkeit seiner Vertreibung aus dem Gothenland. Das Volk hätte sich selbst aufgeben müssen, wenn es Ulfila folgen wollte.

Dreiunddreißig Jahre hat er in Mösien regiert und gepredigt.

Es war die glücklichste Zeit des Arianismus. Ulfila starb gerade als die Verfolgung begann. Theodosius hatte den arianischen Bischof von Constantinopel bereits abgesetzt, aber gegen den alten Gothenbischof verfuhr er noch rücksichtsvoll. Politische und persönliche Gründe forderten dies. Im December 380 entbot er ihn mit einigen anderen Bischöfen nach Constantinopel, um die Secte des „Zuckerbäckers" zu beruhigen, welcher eine neue Distinction in dem Dogma vom Wesen des Sohnes aufgebracht hatte und viele Anhänger unter den Gothen zählte.

Aber wenige Tage nach seiner Ankunft in Constantinopel erkrankte Ulfila und starb.

Eine große Anzahl von Bischöfen gab ihm das Geleit und noch nach seinem Tode ehrten ihn die Arianer als ihren Führer. In der feierlichen Audienz, in welcher die arianischen Bischöfe damals den Kaiser Theodosius für sich zu gewinnen suchten, bildete eine Schrift des Bischofs Auxentius, eines Schülers des Ulfila, über den Verstorbenen und seine Lehre den Mittelpunkt, um den sich die Erklärungen der Bischöfe über ihr Dogma gruppirten. Auch im Tode sollte er noch ihr Haupt und Fürsprech sein und das Verderben abwenden. Allein es war vergebens. Die orthodoxe Partei verstand es, den schwankenden Kaiser festzuhalten, und mit jedem Jahre steigerte sich jetzt die Strenge, mit der die Arianer verfolgt wurden.

Seiner Gemeinde war Ulfila alles; aber er beschränkte seinen Einfluß nicht auf sie allein. Auf den Concilien und in seinen zahlreichen Schriften in gothischer, griechischer und lateinischer Sprache stritt er mit der ganzen Leidenschaft einer großen Seele für die Lehre des Arius. Alle diese Schriften sind verloren, aber selbst noch aus jener Schrift seines Schülers Auxentius über ihn spüren wir etwas von dem gewaltigen Flügelschlage seines Geistes.

Den Auxentius hatte Ulfila als Kind von den Eltern empfangen, hatte ihn erzogen und unterrichtet, hatte ihn dann erwählt zum Genossen in der Arbeit und sterbend geweiht zum Fortsetzer seines Werkes. Auxentius war Bischof von Dorostorum-Silistria, also einer der Bischöfe des römischen Reiches. Ob er Römer von Geburt war oder Gothe, das wissen wir nicht. Der Name entscheidet nicht; oft nahmen die Germanen römische Namen an: aber er lebte in den Gedanken und in den Interessen, welche die christlichen Römer erfüllten. Und so hat auch Ulfila gestanden.

Für ihn gab es nicht Völker und Staaten, für ihn gab es nur

die Kirche, und da es nur Einen Hirten und Eine Heerde geben sollte, so konnte es auch nur Eine Kirche geben. Und diese war damals eng verwachsen, deckte sich in ihrer Erscheinung mit dem römischen Staate.

Seinem Volke war er entfremdet. Schild und Schwert rosteten, und der Streit im Hub- und Haingericht war ihm Nebensache; aber das Wort Homousios trieb ihm das Blut in das Herz. Bald mit griechischer Feinheit, bald mit lateinischem Schwall, bald mit dem prächtigen Strome gothischer Rede warnte, lehrte und strafte er, wo immer jemand den Sohn dem Vater gleich oder ähnlich nannte. Nur der Vater ist ungeboren, der Sohn ist eingeboren; der Sohn hat die Welt geschaffen, aber den Sohn hat der Vater erschaffen. Nur wer die Dreieinigkeit auflöst, nur wer einzig den Vater als Gott, Christus aber als den Mittler, den heiligen Geist als den Diener begreift, nur der ist Christ, nur der ist fromm, nur der verbleibt in der Gemeinschaft. Irrige Lehre ist schlimmer als Sünde und Verbrechen. Wenigstens in der Lehre von der Dreieinigkeit duldete Ulfila keinerlei Abweichung. Er maß alle mit gleichem Maaße. Wer irgendwie falsch lehrt, ist ihm ein Sendling und Werkzeug des Teufels, will die heilige Kirche zerstören, die Kinder aus der Gemeinschaft des Vaters reißen.

So stand Ulfila mitten in den dogmatischen Kämpfen, die von der Rhetorenschule auf die Kirche vererbt waren und in Rhetorenweise geführt wurden. Aber diese römische Welt wirkte nicht allein auf ihn. Den Mittelpunkt seiner Thätigkeit bildete die Gothengemeinde, wo ihn alles an seine Jugend erinnerte, wo ihn ungekünstelte Natur und rohe Einfachheit wieder erfrischten, wenn er etwa ermattet war in dem überbildeten Getriebe der römischen Welt.

Unter den lateinischen Kirchenvätern kam im vierten und fünften Jahrhundert das Schlagwort auf: sie wollten rerum, non verborum amatores sein, d. h. sie wollten nicht in Worten kramen, sondern allein die Sache ins Auge fassen. Mit diesem Grundsatz wollten sie sich losreißen von ihrer Vergangenheit, von den eitlen Phrasen der Rhetorenschule; aber es gelang nur Wenigen und auch ihnen nicht ganz. Ulfila war dies dagegen natürlich. Schwächer berührte ihn die herrschende Manier. Das war die Mitgift, die ihm die barbarische Heimat mitgegeben hatte, als er unter die Römer ging. Es war dieselbe Einfachheit und Frische, dasselbe fröhliche Vertrauen zu den Mächten des Lebens und zu sich selbst, das einen Fravitta, einen Stilicho und

so viele andere Barbaren befähigte, den hochgeborenen und in den Geschäften aufgewachsenen Römern den Rang abzulaufen und trotz ihres verachteten Barbarenthums an die Spitze der wichtigsten Verwaltungszweige des stolzen Culturvolkes berufen zu werden.

Ulfila hatte sich den idealen Mächten der Religion rückhaltlos hingegeben und war zu schroff, um von Anderen weniger zu fordern: so brachte er seinem Volke mit dem Segen zugleich Gefahr. Aber mit seiner Trennung schwand die Gefahr, und der Segen blieb. Die von ihm gelegten Keime eines höheren geistigen Lebens wurden auch unter den Zurückbleibenden nicht erstickt. Die gothische Kirche am gegenüberliegenden Donauufer, die gothischen Prediger und vor allem die gothischen Schriften Ulfila's sicherten sie.

Ulfila schenkte seinem Volke die Schrift und zugleich die Anfänge einer Literatur. Es ist das sein größtes Werk. Damit zerbrach er den Bann der Barbarei. Es ist nicht zufällig, daß die Gothen ein Menschenalter später den Gedanken faßten, einen Staat zu gründen, der sich dem römischen vergleichen ließe. Die reinere Religion, die Erhebung der Sprache zur Schriftsprache und die festere Regelung des Staates sind drei engverbundene Schritte auf dem Wege zu einer höheren Cultur. Man kann nicht sagen, welcher dem anderen mehr verdankt.

Bis auf Ulfila war die gothische Sprache niemals geschrieben. Wohl hatten die Gothen seit uralter Zeit Runen; aber die Runen waren keine Buchstaben, und die Kunst des Schreibens haben alle Germanen erst von den Römern erlernt. Die anderen Stämme haben dazu einfach die lateinische Schrift genommen und haben in den ersten Jahrhunderten auch nur oder fast nur in lateinischer Sprache geschrieben. Selbst die Volksrechte des sechsten und siebenten Jahrhunderts sind fast alle in lateinischer Sprache niedergeschrieben. Den Gothen gab Ulfila ein Alphabet, das ihrer Sprache gerecht ward. Er stellte es her aus dem griechischen Alphabet, indem er diejenigen Zeichen änderte, deren Werthe sich nicht mit den gothischen Lauten deckten. Bei diesen Aenderungen benutzte er die Runen, von denen er auch die Namen für seine Zeichen entlehnte und wohl auch die Reihenfolge.

Durch diese Anlehnung an die alte symbolische Zeichenschrift machte er seinen Gothen die Buchstabenschrift von vornherein vertrauter, und — was seinem Verdienst die Krone aufsetzt — er begann mit diesem Alphabet die gothische Sprache gleich in großem

Umfange zu schreiben. Ohne diesen zweiten Schritt wäre der erste ein kühner Versuch gewesen, ein kecker Griff: zusammen aber bildeten sie einen ungeheueren Fortschritt, führten sie die Gothen auf eine ungeahnte Höhe. Er wagte das schwere Werk einer Bibelübersetzung, das alte wie das neue Testament übersetzte er aus dem griechischen Texte. Nur ließ er aus dem alten Testament die Bücher der Könige weg, weil sie zu viel von Schlacht und Krieg erzählten. Er fürchtete, die Kriegswuth seiner Gothen dadurch noch mehr zu entflammen, die er auf jede Weise zu besänftigen suchte, damit sie sich sammeln lernten in beschaulicher Andacht.

Diese Uebersetzung und die ohne Zweifel sämmtlich oder doch fast sämmtlich theologischen Abhandlungen Ulfila's bildeten das feste Fundament für den Arianismus der Gothen und der verwandten Stämme und die Quelle, aus welcher sie ihre Religion und mit ihr den besten Theil tieferer geistiger Anregung gewannen.

Auch politische Ereignisse haben mitgewirkt bei der Bekehrung der Gothen.

So soll Fritigern, einer der bedeutendsten Häuptlinge, Christ geworden sein, als er im Kampfe gegen seinen Rivalen Athanarich beim Kaiser Valens Hülfe fand.

Athanarich verfolgte die Christen, die Katholiken sowohl wie die Arianer. Er fuhr mit einem Götzenbilde durch die Dörfer und zwang die Bewohner, ihm zu opfern und an dem Opferschmause theilzunehmen. Wer sich weigerte, ward mißhandelt und getödtet. So verbrannte er mehrere Priester der Arianer mit einer frommen Schaar in ihrer Zeltkirche, und den heiligen Saba, einen muthigen Gothen der katholischen Gemeinde, ließ er nach mancherlei Marter in die Donau werfen. Dies Auftreten des Athanarich wird seinen Nebenbuhler Fritigern veranlaßt haben, das Christenthum zu schützen. Noch mehr wurde die Bekehrung der Gothen durch den Uebergang über die Donau 376 gefördert, denn sie kamen dadurch in ganz christliche Lande; aber eine Sage ist es, daß sie damals sich verpflichtet hätten, Arianer zu werden, daß also nicht Ulfilas Predigt sondern der Befehl des Kaiser Valens sie dem Arianismus zugeführt und von der orthodoxen Lehre abgewendet habe. Es gehört diese Sage zu dem Kreise frommer Fälschungen, welche dem Arianismus die Ehre zu schmälern suchten, die Germanen bekehrt zu haben.

Beim Uebergang über die Donau 376 war die Masse der Gothen noch heidnisch; zwanzig bis dreißig Jahre später war die

Zahl der Christen unter ihnen schon überwiegend: die Gothen des Alarich waren der Masse nach ein christliches Volk.

Diese Bekehrung erfolgte auf römischem Boden, aber nicht durch die Römer, sondern durch die Schriften und Schüler des Ulfila; denn die Gothen wurden Arianer inmitten der orthodoxen Römerwelt, unter der Regierung und im Dienste des den Arianismus ausrottenden Kaisers Theodosius.

Von den Westgothen kam der Arianismus zu den Ostgothen, den Burgunden, den Vandalen und zu den Langobarden; also zu allen germanischen Stämmen, welche im fünften Jahrhundert hervorragende Bedeutung hatten, welche die ersten germanischen Culturstaaten gründeten.

Dieser kirchliche Gegensatz hat wesentlich dazu beigetragen, die Germanen von Rom geistig zu befreien. Es ward ihnen von vornherein sehr schwer, den Gedanken zu fassen, daß ihre Staaten neben dem Kaiserreiche selbständige Bedeutung haben, nicht mehr Theile desselben sein sollten. Der religiöse Gegensatz hob jeden Zweifel, lehrte die Nothwendigkeit. Andererseits hat dieser religiöse Gegensatz die Aufgabe dieser Staaten bedeutend erschwert.

Römer und Germanen — das übercultivirte und das uncultivirte Volk — in einem Staate als mehr oder weniger gleichberechtigte Genossen zu vereinigen, war an sich schon ein verzweifeltes Unternehmen; durch diesen religiösen Gegensatz wurde es vollends unmöglich. Am deutlichsten zeigt sich dieser Einfluß in den Staaten der Westgothen und Burgunden, die am längsten bestanden und die Vereinigung von Römern und Germanen am ernsthaftesten versuchten. Beide Staaten sind durch diesen Gegensatz dem Untergang entgegengeführt, und beide Völker sind zuletzt zum Katholicismus übergetreten: auf dem Gebiete des literarischen Kampfes und der theologischen Debatte mußten sie den Römern zuletzt unterliegen. Aber sie hätten nicht so lange Widerstand leisten können, wenn sie nicht in Ulfila's Bibel und Schriften eine nationale Grundlage ihres Glaubens besessen hätten.

Da sich der Einfluß dieses Kampfes auf die Entwicklung und das jeweilige Leben der Völker nicht im Einzelnen nachweisen läßt, so wird das Urtheil darüber, ob es heilsam war, daß sich der Kampf so lange hinzog, von der Gesammtauffassung bestimmt werden, die man von dem Werthe der katholischen Kirchengemeinschaft mitbringt, oder etwa von der einen Thatsache, daß der Kampf diese Staaten

schwächte und zerstören half. Aber es wäre voreilig, aus dieser einen Thatsache das Urtheil abzuleiten: das Reich der Burgunden wäre allem Anschein nach auch ohne dies in das fränkische aufgegangen, und bei den Westgothen ist der Einfluß des religiösen Gegensatzes mit so vielem anderen verknüpft, daß man ihm nicht allein den Untergang aufbürden und nicht vergessen darf, daß ohne diesen Gegensatz auch viele Kräfte nicht geweckt wären, die sich in diesen Staaten entfalteten. Oder ist es nicht bewundernswerth, wenn ein burgundischer König des fünften Jahrhunderts mit Eifer zu forschen beginnt, um das große Räthsel zu lösen, wenn er mitten in dem Getöse der Waffen Zeit zu gewinnen weiß, um mit dem gelehrtesten Römer seines Staates das Für und Wider zu erwägen und seinem Volke auch in diesem geistigen Kampfe der echte Herzog zu sein, dessen äußere Angelegenheiten er mit starker Hand regierte?

Der Gegensatz trieb diese Völker zu energischer Versenkung in große geistige Probleme und schützte sie zugleich vor einer haltlosen Hingabe an die in der Handhabung der geistigen Waffen überlegenen Römer. Doch wie man auch über den Segen oder Unsegen denken mag, der den Germanen aus dem Arianismus erwuchs, die Thatsache bleibt dieselbe, daß Ulfila bis auf so ferne Zeiten hin die Bahn bestimmt hat, in welcher das geistige Leben der Germanen sich bewegen sollte.

Er gehört nicht bloß der gothischen Geschichte an und nicht bloß dem vierten Jahrhundert, sondern der Weltgeschichte.

Auch die Zeitgenossen haben seine Bedeutung erkannt, und die orthodoxe Kirchengeschichte hat es nicht dulden mögen, daß ein solcher Mann die Reihen der Arianer ziere. Ganz allmählich ward sein Arianismus erst verdunkelt oder verdächtigt und zuletzt geleugnet. Nach Sokrates und Sozomenus, die um 440 schrieben, war Ulfila ursprünglich Katholik und ließ sich erst später durch zwingende Noth bestimmen, mit den Arianern in Gemeinschaft zu treten. Bei Theodoret wird er zum betrogenen Betrüger, der sich durch Geld und kluge Worte von einem Arianer bewegen läßt, den Gothen einzureden, der Streit sei nur ein Streit um Worte. Und in dem Leben des heiligen Nicetas wird Ulfila endlich ganz und gar für einen Katholiken ausgegeben.

Diese letzten Formen der Sage sind so grob und mit so zweifellosen Irrthümern verknüpft, daß sie leicht erkannt werden; aber die Darstellung des Sokrates würde uns beherrschen, wenn nicht jene

Schrift seines Schülers Auxentius erhalten wäre, welche den Schleier der Mythe zerreißt mit dem unzweideutigen Worte des Ulfila: „Ich war von jeher Arianer."

In ähnlicher Weise hat die orthodoxe Legende auch die arianischen Märtyrer katholisirt, welche Athanarich in ihrer Kirche verbrannte.

Die orthodoxen Gothen müssen nicht sehr zahlreich gewesen sein oder müssen sich von dem Volke getrennt haben, als es mit dem Donauübergange und dann zwanzig Jahre später mit der Erhebung des Alarich eine große geschichtliche Laufbahn betrat. Von katholischen Gothen ist im fünften Jahrhundert keine Rede mehr. Sie waren alle Arianer.

Drittes Capitel.

Die Germanen im römischen Reiche und das Eingreifen der Hunnen.

Seit den Niederlagen der Cimbern und Teutonen hatte jeder glücklich beendete Krieg Tausende von Germanen unter die Sklavenherden der Römer geführt, und im vierten Jahrhundert bildeten sie in den Provinzen Gallien, Italien, Balkanhalbinsel vielleicht den größten Theil der Sklaven. Ebenso zahlreich waren die Germanen unter den Colonen, den hörigen Bauern des Reiches. Rechtlich stand der Colone über dem Sklaven. Hatte er auch nur wenig bürgerliche Rechte, so hatte er desto mehr bürgerliche Pflichten. Aber thatsächlich war er nicht viel besser daran. Der Staat überlastete ihn mit Grund- und Kopfsteuer, der Grundherr mit Abgaben und Frohnden jeder Art. Die Leistungen waren geregelt; aber wehe dem Armen, der sich weigerte, alles zu leisten, was der Herr sonst noch forderte! Dann bog sich sein Rücken unter grausamen Geißelhieben, und schien das noch nicht genug, so kostete es dem Herrn nur ein Wort, und der gefällige Gouverneur ließ den Bauer in das Gefängniß werfen. Da mochte er liegen, solange es dem Herrn gefiel, und die Frau mußte unterdeß die Kinder ernähren und für die laufenden Dienste, Abgaben und Steuern aufkommen. Aus den Colonen wählte ferner der Grundherr auch die Rekruten aus, wenn sein Grundstück die Lieferung traf.

Ein großer Theil des ehemals besitzenden Bauernstandes war in dieser Stellung, und die Dichter und Redner werden nicht müde, das Elend der Armen zu schildern. Wenn man von ihren Schilderungen auch ein gut Theil abzieht, wenn man nur das gelten läßt, was aus den Gesetzen erschlossen werden kann, so bleibt noch des Elends

genug; und der hohe Stand der Cultur machte die Römer doppelt empfindlich gegen derartige Lasten. Es gilt dies von allen Schichten der Bevölkerung; denn wenigstens an den gesteigerten Bedürfnissen der Cultur hatte auch der gemeine Mann Antheil. Die schwere Arbeit, die grobe Kost, der endlose Zwang des Dienstes in der Legion brachten ihn zur Verzweiflung. Er zitterte bei dem Gedanken an die zwanzig oder gar fünfundzwanzig Jahre mühseliger Märsche und Kämpfe, und Viele verstümmelten sich, um diesem Loose zu entgehen.

Leicht fanden sich dagegen die Germanen in dies Leben. Wohl mußte sich ihr Freiheitssinn sträuben gegen den Zwang, und Schläge ertrugen sie nicht; aber es war so vieles anders an der Loire und der Yonne als am Neckar, da ließ man auch Strafen über sich ergehen, die man zu Hause nicht geduldet hätte. Das sonstige Leben eines Colonen war aber wenigstens in einigen wichtigen Beziehungen leichter, als sie es gewohnt waren. In den cultivirten und sonnigen Landen war die schlechte Colonenhütte immer noch wohnlicher als das Waldhaus im Gebirge oder die Torfhütte auf dem Dwarf, und die Speise mannigfaltiger und schmackhafter. Auf der Bärenhaut konnten sie freilich nicht liegen; aber das verlangten sie auch nicht. Zu Hause hatten sie umhergelungert, denn sie hatten nichts zu thun; jetzt arbeiteten sie. Es ist dies einer der Züge, in denen sich ihre Culturfähigkeit offenbart. Der Indianer geht zu Grunde, wenn er aus seinen Jagdgründen unter die allvertheilten Aecker der Weißen versetzt wird; der Germane hatte den Muth der Arbeit. Leichten Herzens traten sie endlich auch in die Legionen ein; zahlreich kamen sie sogar als Freiwillige.

Seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts wurden die Grenzlande in kurzen Zwischenräumen durch Kriege verwüstet und jedesmal eines Theils der Bevölkerung beraubt. Zum Ersatz führte zuerst Marc Aurel, dann die folgenden Kaiser in immer steigendem Maßstabe Germanen in das Land. Unter Constantin dem Großen zählten sie nach Hunderttausenden. Hier und da mißglückte der Versuch, die Kriegslust erwachte wieder mit unwiderstehlicher Kraft, und das Colonendorf wandelte sich in ein Raubnest. Meist aber war es die Habsucht der römischen Beamten, welche sie dazu trieb, das Ackergut im Stich zu lassen und wieder vom Raube zu leben. „Weshalb habt ihr euch empört?“ fragte Tiberius den Führer der aufständischen Pannonier. „Ihr selbst habt uns dazu getrieben,“ war

die Antwort. „Ihr habt nicht Hunde und Hirten über uns gesetzt, sondern reißende Wölfe.“ An dergleichen Klagen fehlte es im dritten und vierten Jahrhundert noch viel weniger; aber im Ganzen hatte Rom an diesen germanischen Colonen einen Ersatz für seinen verlorenen Bauernstand; sie pflügten die Felder und füllten die Legionen, und auch sie selbst befanden sich wohl dabei.

Besser noch standen diejenigen Germanen, die auf der Militärgrenze angesiedelt wurden, mit der die Römer ihre Provinzen gegen die Germanen schützten, wie in neuerer Zeit die Oesterreicher gegen die Türken. Ursprünglich waren hier römische Veteranen angesiedelt; im dritten und vierten Jahrhundert wurden jedoch große Strecken dieser Gebiete an germanische und sarmatische Haufen überlassen, die den Namen Läten führten. Wie der Name entstand und was er bedeutet, darüber hat man viel gestritten — aber die Sache ist klar. Es waren Militärcolonien; die Läten waren Barbaren, die im römischen Unterthanenverbande standen wie die Colonen, aber keine anderen Verpflichtungen hatten als den Kriegsdienst. Sie hatten keinerlei Steuer und keinerlei Pacht zu zahlen und hatten keinen Herrn über sich als den Kaiser. Ihm gehörte auch das Gut, das sie bebauten; sie durften es nicht verkaufen und auch nicht verlassen. Die Nutzung des Gutes war ihr Sold. Dafür hatten sie die Grenze zu schirmen und ihre gesammte Jugend, soviel der Feldherr davon gebrauchen konnte, dem Heere zu stellen. Wie die Söhne der Veteranen, so waren auch die Söhne der Läten geborene Soldaten. Regelmäßig bildeten sie besondere Haufen; aber wenn es dem Gouverneur der Provinz beliebte, so schickte er auch einen Theil der Läten in andere Regimenter, auserlesene Leute gern in die kaiserliche Leibgarde[1]).

Von jeher, schon seit Cäsar, sind endlich ganze Völkerschaften auf den römischen Boden verpflanzt. Es geschah das unter den mannigfaltigsten Bedingungen. Einige wurden Unterthanen des römischen Reiches, nur daß sie in ihrer Gemeindeverfassung manches

[1]) „Ein aus dem Heere ausgewähltes Heer, alle jung, alle schlank, mit prächtigem, blondem Haare, duftend nach Salben und leuchtenden Angesichts.“ So schildert Synesius von Cyrene diese Garde in der Schrift, welche den Kaiser aufforderte, das Reich von den Barbaren zu reinigen. Aber wenn er ihnen auch das Verderben wünschte, so konnte er doch nicht umhin, sich an ihrer Frische und Kraft zu freuen. Umgekehrt aber begreift man, daß es einem Germanen schwer wurde, so glänzenden Dienst aufzugeben und wieder die rohe Framea zu führen und den Schild von Flechtwerk.

vom alten Herkommen bewahrten; andere erkannten wohl den Kaiser als ihren Herrn an, lebten aber sonst wie in der Heimat und galten als besonderes Volk. Diese letzteren führten den Namen Foederate; denn sie waren auf Grund eines Foedus, eines bestimmten Vertrages, über die Grenze gekommen. Die Bestimmungen dieser Verträge waren so verschieden wie die Verhältnisse, unter denen dieselben geschlossen wurden. Einige leisteten Abgaben, andere erhielten Lieferungen und Geschenke. Alle stellten Zuzug zum Heer oder versprachen es wenigstens. Die Leistung war nicht regelmäßig, fiel oft ganz weg. Im vierten Jahrhundert nahm die Zahl der Einwanderer gewaltig überhand. Namentlich das linke Rheinufer und die Donaulande füllten sich mit solchen Schaaren, die sich gegen Rom vielfach ebenso ungeberdig und ungehorsam benahmen, wie diejenigen Germanen, welche rechts und links neben ihnen mit Gewalt Platz genommen hatten.

Alle Germanen nun, die in den ersten drei Jahrhunderten auf römischen Boden kamen, sind in den Provinzialen aufgegangen. So verschieden die Bedingungen waren, unter denen sie kamen, der überlegenen Cultur und Macht des Reiches konnten sie nicht widerstehen. Die Ubier, die von Tiberius auf das linke Rheinufer verpflanzten Sigambrer, die Bataver wurden im dritten Jahrhundert ebenso zu den Römern gerechnet wie die Gallier. Was aber im vierten und fünften Jahrhundert die Grenze überschritt, davon blieben ansehnliche Massen nicht bloß in Sitte und Tracht, sondern auch in ihrem Bewußtsein Barbaren, und sie bildeten eine Macht im Reiche. Der Ackerbau wie das Heer ruhten zum großen Theil auf ihnen. Auch wirkten sie keineswegs bloß durch die Masse. Die feinen Herren der Hauptstadt rümpften zwar die Nase über die Tölpel, die ihre Haare mit ranziger Butter fetteten, und die Versifexe freuten sich des geistreichen Einfalls, daß sie keine sechsfüßigen Hexameter machen könnten, wenn siebenfüßige Riesen sie umdrängten; aber bald hatten diese Tölpel und Riesen einen großen Theil der Offiziersstellen inne, und auch in der bürgerlichen Verwaltung und der diplomatischen Carriere erwarben sie glänzenden Ruhm. Die viel gepriesene Routine der sogenannten Gebildeten eigneten sie sich bald an, und dann bewährten sie soviel gesunden Verstand und soviel Kraft, daß die Spötter neidisch hinter ihnen zurücktreten mußten. Auch die technische oder wissenschaftliche Seite ihres Berufes wußten sie ohne Schwierigkeit zu bemeistern. — War doch der Alamannenkönig Wadomar gerade im Geniedienst ein hervorragender Offizier. Zahlreich sind die germanischen

Namen unter den hohen Beamten, und auch die römischen Namen bergen viele Germanen, wie Magnentius und Silvanus. Der Hof des Kaisers Constans zu Trier bestand fast ganz aus Germanen, ähnlich der des Constantius in Mailand, des Gratian und Valentinian II.

Aber so zahlreich sie auch waren, — bis in die Mitte des vierten Jahrhunderts lag doch der Gedanke fern, daß die Germanen jemals ein Uebergewicht im Reiche gewinnen oder das Reich zerstören könnten. Man nutzte sie, gewann ihre besten Kräfte für den Dienst des Reiches; aber man beherrschte sie. Rom war und blieb den Menschen der einzige Culturstaat; die Germanen galten als Barbaren. Das änderte sich, als die Westgothen im Jahre 376 die Donau überschritten, und es waren zwei Ursachen, die dieser Zuwanderung eine höhere Bedeutung gaben. Einmal erfuhr die schon vorhandene Masse der Germanen durch die 4—500,000 Gothen eine so starke Vermehrung auf der Balkanhalbinsel und damit im Herzen des Reiches, daß die Absorptionsfähigkeit des römischen Elements erschöpft ward. Noch wichtiger aber war, daß diese Germanen im Begriff standen, ein Culturvolk zu werden. Durch Ulfila hatten sie Antheil gewonnen an derjenigen geistigen Bewegung, welche damals weitaus am lebenskräftigsten war unter all den stolzen Culturmächten des römischen Reiches. Zunächst kamen sie freilich, wie all die früheren Hunderttausende gekommen waren. Sie wußten nicht, daß sie die Träger einer neuen Entwickelung waren — aber sie waren es.

Der Anstoß zu dieser Bewegung kam durch die Hunnen. Nicht freiwillig, nicht im Raubzug überschritten die Gothen den Strom, sie mußten ihre alten Sitze verlassen, wenn sie nicht den Hunnen dienen wollten. Fast hundert Jahre hindurch haben diese Mongolen auf die Entwickelung der Germanen und ihre Beziehungen zu dem römischen Reich einen sehr großen Einfluß geübt, einen viel größeren, als sich im Einzelnen nachweisen läßt. Gar manche Völkerlawine, welche das römische Volk überschüttete, war durch ihren Sturm losgelöst worden. Man muß deshalb den Verlauf der hunnischen Geschichte gegenwärtig haben, um die Geschichte der Gothen und Römer zu verstehen.

Nördlich von dem Kwen-lun, das wie eine gewaltige Mauer Central-Asien durchzieht, und südlich von den Alpenländern des Tien-schan und des Altai breiten sich die weiten Flächen des Han-hai, d. i. des „trockenen Meeres", aus. Es ist eine Steppe und zwar

eine abflußlose Steppe. Das Wasser, das von den Bergen herabströmt oder als Regen und Schnee niederfällt, fließt nicht in ein Meer, sondern verdunstet an der Sonne. Die Salze, die es gelöst hatte, bleiben zurück und decken den Boden mit einer Kruste, die nur eine geringe Vegetation zuläßt. Andere Strecken deckt Sand oder Stein, andere magerer Graswuchs. Heute wie vor 1000 Jahren ziehen Hirtenvölker dort umher. Nur wenige Pforten öffnen das ringsumschlossene Becken, und durch diese sind dann von Zeit zu Zeit ungeheuere Massen der Nomaden über die fruchtbaren, von seßhaften Ackerbauern bewohnten Länder hereingebrochen, welche sich im Südosten und im Westen vorlagern. Nach Westen zogen sie durch das Thal des Irtisch oder durch das Thal des Ili. Dann breiteten sie sich aus in den Ebenen am Aralsee und am kaspischen Meere, und die mächtigsten Wellen dieser Völkerfluthen drangen weiter an das schwarze Meer und die Donau. Diese Schaaren haben die europäische Cultur wiederholt erschüttert, die des Morgenlands zuletzt begraben; aber sie haben keinen dauernden Staat gegründet.

Zu diesen Völkern gehörten auch die Hunnen, die sich um 372 auf die am Don und an der Wolga wohnenden Alanen stürzten und dann zusammen mit den Alanen auf die Ostgothen. Die Hunnen waren abscheulich, roh — weit roher als die Germanen. Die Gothen erzählten, ihr König Filimer habe einst eine Anzahl Alraunen, d. h. Hexen, aus dem Volke verstoßen und in die Wüste gejagt. Dort hätten sich unsaubere Geister mit ihnen verbunden und die Hunnen erzeugt. Andere Schreckenserzählungen gingen bei den Römern um, und auch das Bild, das der nüchterne Soldat Ammianus Marcellinus von ihnen entwirft, ist furchtbar.

Die Alten kannten das Volk der Hunnen kaum; „es wohnt jenseit der mäotischen Sümpfe am eisigen Meere und überschreitet an Wildheit jedes Maß. Den kleinen Kindern durchfurchen sie schon mit eisernen Instrumenten die Wangen, damit auf der narbenzerrissenen Haut nicht einst der Bart sprosse. So werden sie bartlos alt und häßlich wie die Verschnittenen. Ihre Glieder sind gedrungen und stark, ihr Nacken ist fett, ihre Gestalt ist ungeheuerlich und krummgebogen. Man möchte sie für zweibeinige Thiere halten oder für rohe Holzfiguren, wie sie auf den Brückengeländern stehen. So scheußlich ihr Aussehen, so roh ist ihre Lebensweise. Sie kochen ihre Speise nicht und würzen sie nicht; sie nähren sich von Wurzeln und von dem halbrohen Fleische aller beliebigen Thiere. Sie erwärmen

es nur eben, indem sie beim Reiten darauf sitzen. Niemals treten sie in ein Haus; denn ein Haus dünkt sie ein Grab. Nicht einmal Hütten haben sie mit einem Rohrdach. Immer schweifen sie durch Berg und Wald. Kälte, Hunger und Durst lernen sie von Kindesbeinen an ertragen. Sie kleiden sich in Leinenzeug und in Mäntel aus den Fellen der Feldmäuse. Sie haben nur ein Gewand, gleichviel ob Festzeit ist. Und das schmutzige Kleid legen sie nie ab und wechseln es auch nicht, bis es ihnen in Lumpen vom Leibe fällt. Den Kopf bedecken sie mit einer Kappe aus Fellen und die haarigen Beine mit Bocksbäuten. Ihre Schuhe sind roh und den Füßen so wenig angepaßt, daß sie kaum gehen können. Sie eignen sich deshalb schlecht zu einem Kampfe zu Fuß. Ihren häßlichen, aber zähen Pferden sind sie dagegen wie angewachsen. Selbst ihre natürlichen Bedürfnisse verrichten sie bisweilen von ihnen herab, indem sie sich nach Weiberart setzen. Nacht und Tag leben sie auf den Pferden, dort kaufen und verkaufen sie, dort essen und trinken, dort schlafen und träumen sie, indem sie sich auf den schmalen Hals der Thiere beugen. Auch die Berathung der Volksversammlung halten sie zu Pferde. Das straffe Regiment eines Königs ist ihnen fremd; in ungeordneten Haufen, voran einen ihrer Vornehmen, stürzen sie sich auf den Feind. Regelmäßig beginnen sie den Angriff. nur selten warten sie ihn ab; aber in jedem Falle erheben die Haufen beim Kampf ein wildes Kriegsgeschrei. Sie sind schnell wie der Wind und sind da, ehe man an sie denkt. Absichtlich fliehen sie bisweilen zerstreut auseinander; aber plötzlich wiederholen sie den Angriff mit neuer Kraft und richten an allen Enden des Schlachtfeldes ein ungeheueres Blutbad an. Eine Verschanzung greifen sie nicht an, ein Lager plündern sie nicht. Wie der Sturmwind fegen sie vorüber. Sie sind die gefährlichsten Krieger, gleich furchtbar im Nahkampf wie im Fernkampf. Ihre Pfeile sind zwar nur mit Knochenspitzen versehen, aber mit wunderbarer Kunst und Berechnung gearbeitet. Im Handgemenge gebrauchen sie das Schwert mit rücksichtsloser Verwegenheit, und während der Gegner ihre Hiebe parirt, werfen sie ihm mit der anderen Hand ein Netz über, so daß er weder gehen noch reiten kann. Niemand berührt bei ihnen den Pflug. Ohne festen Sitz, ohne des Hauses Regel und Recht schweifen sie umher wie Flüchtlinge. Ihre Wagen sind ihre Wohnung. Dort weben ihnen die Weiber die schmutzigen Gewänder, dort verbinden sie sich mit ihnen, gebären die Kinder und ziehen sie auf, bis sie erwachsen sind. Keiner kann sagen, wo er geboren ist.

An einem anderen Orte ward er empfangen, an einem anderen ward er geboren, an einem anderen erzogen. Während eines Waffenstillstandes kann man ihnen nicht trauen. Sobald sich eine Gelegenheit zeigt, so brechen sie los; ganz und gar stehen sie in der Gewalt des Augenblicks. Wie die Thiere haben sie von gut und böse keine Vorstellung. Sie sind voller Lügen und ohne jede Religion. Die Gier nach Gold beherrscht sie allein. Ohne jeden Grund fallen sie bisweilen von ihren Bundesgenossen ab, um sich dann noch an demselben Tage wieder mit ihnen zu versöhnen, ohne daß irgendwer vermittelte. So beweglich sind sie, so ganz ohne Festigkeit."

Ammian war ein nüchterner Beobachter, aber nicht frei von der Rhetorik seiner Zeit. Auch in diesem Bilde ist mancher Zug ohne Zweifel stärker als billig ausgeprägt. Die Hunnen werden die langen Winternächte nicht auf ihren Rossen sondern in den Wagen geschlafen haben. Thatsächlich behandelten denn auch weder die Römer noch die Germanen die Hunnen als unmenschliche Wesen, gegen die alle anderen zusammenstehen müßten. Römer wie Germanen sind mit ihnen vielfach in Verbindung getreten. Eine römische Prinzessin hat sich dem Hunnenkönige als Weib angetragen; zahlreiche Römer lebten an Attila's Hofe, und die Gothen haben allmählich sehr nahe Beziehungen zu den Hunnen gewonnen, unter denen sie lebten. Viele Gothen nahmen hunnische Namen an. Die Hunnen waren die rohesten von all den Barbaren, die damals die Grenzen des römischen Reiches bedrängten, aber sie standen doch nicht völlig außerhalb der Reihe der anderen.

Als sie aus Asien nach Europa vordrangen, stießen sie zuerst auf die Alanen, welche die Ebene am Fuße des Kaukasus bewohnten und auch wohl einen Theil des Gebirges. Diese waren ebenfalls Nomaden und ebenfalls ein Reitervolk, aber nicht so roh wie die Hunnen. Sie glichen den Germanen, und falls sie nicht zu ihnen gehören sollten, so waren sie ihnen doch nahe verwandt. Blonde Haare, stolze Gestalt, feurige Augen zeichneten sie aus. Der Krieg war ihre Lust, ihre einzige Furcht ein Tod auf dem Siechbette. Die Scalpe der erschlagenen Feinde waren der Schmuck ihrer flinken Rosse. Sie wurden von den Hunnen besiegt und mußten ihnen Zuzug leisten im Kampfe gegen die Gothen. Ein Theil des Volkes ist in diesen Kämpfen von der Heimat losgerissen und mit den Hunnen nach dem Westen geführt. Die Masse des Volkes blieb dagegen zurück und saß noch im sechsten Jahrhundert am Kaukasus. Ihre

Nachkommen sollen die heutigen Osseten sein. Der Theil des Volkes, der nach Westen gerissen wurde, ist nicht zusammengeblieben und, bald im Dienste der Römer bald mit Hunnen und Germanen verbündet, lange Zeit ruhelos umhergetrieben. Der Rest hat sich zuletzt mit den Vandalen vereinigt, und die Vandalenkönige nannten sich deshalb Könige der Vandalen und Alanen. Nach den Alanen erlag das große Reich des Königs Ermanrich dem Angriffe der Hunnen. Ermanrich starb während des Kampfes, und da unterwarf sich ein Theil der Ostgothen dem Hunnenkönige Balamber. Ein anderer Theil setzte dagegen den Kampf fort, unterstützt von einigen Horden der Hunnen, die ebenso leicht unter sich selbst wie gegen andere Völker kämpften. Zuletzt aber mußten diese Ostgothen aus der Heimat weichen, und nun drängten die Hunnen mit den Alanen und den anderen Ostgothen auf die Westgothen.

Die Westgothen zählten vielleicht eine Million Köpfe; aber sie waren über das weite Gebiet vom Dnjestr bis zu den Pusten zwischen Theiß und Donau zerstreut und standen in einem nur sehr losen politischen Verbande. Unter den Häuptlingen ragte Athanarich hervor. Er übernahm auch die Vertheidigung der Grenze. In einer festen Stellung, gedeckt durch die Sümpfe des Dnjestr, hoffte er den Andrang der Feinde aufzuhalten. Vorgeschobene Abtheilungen sollten den Feind erkunden und einen plötzlichen Ueberfall verhindern. Aber in mondheller Nacht durchritten die Hunnen eine Furth des Dnjestr und stürmten auf Athanarich los, ehe er es vermuthete. Er leistete indes tapferen Widerstand und ward auch nicht geschlagen, aber doch zum Rückzuge gezwungen. Da die Hunnen mit Beute beladen waren und deshalb weniger heftig verfolgten, so kam er glücklich an die Abhänge des karpathischen Waldgebirges und verschanzte sich hier in fester Stellung. In Bessarabien und der Moldau breiteten sich die Hunnen mit den Alanen und Ostgothen aus.

Die Westgothen flüchteten oder unterwarfen sich dem Sieger. Die Fliehenden drängten sich an der Donau zusammen. Sie waren verloren, wenn die Hunnen jetzt mit gesammter Hand angriffen; denn die Burgen und Besatzungen der Römer wehrten den Uebergang. Aber es trat eine Pause ein. Während derselben leerte sich auch das Lager des Athanarich. Es fehlte dort an Lebensmitteln. Nur Rom konnte helfen. Das war die Ueberzeugung der Masse, und da Athanarich von Unterhandlungen mit Rom nichts wissen wollte, so wandten sie sich anderen Führern zu, die dann auch mit dem Kaiser

Valens einen Vertrag abschlossen und das Volk über die Donau führten. Zwar blieben nicht unbedeutende Abtheilungen der Westgothen am nördlichen Donauufer zurück, und die Ostgothen, welche mit den Hunnen kamen, verstärkten das germanische Element wieder; — aber die Hunnen waren trotzdem jetzt das herrschende Volk in dem ganzen Gebiete, das die Römer bisher als Gothia bezeichneten. Für die Römer machte sich dieser Wechsel in den ersten fünfzig Jahren nicht sehr fühlbar. Die Hunnen wurden ihnen nicht eben lästiger, als es die Germanen gewesen waren, und ließen sich mit denselben Mitteln behandeln und benutzen. Man mußte ihnen wohl zeitweise Tribut zahlen, dem man den schöneren Namen Geschenke gab, auch wohl Geiseln stellen; aber sie lieferten auch wieder höchst brauchbare Söldnerschaaren. Da nun in jener Zeit die Germanen sich vorbereiteten, eigene Staaten zu gründen, so mußte es Rom willkommen sein, rohere Barbaren in der Nähe zu haben, die sich noch ohne solche Gefahr als Material für das Reich verbrauchen ließen.

So blieb es, bis Attila unter ihnen aufstand, die Gottesgeißel. Seine Machtstellung war vorbereitet durch Ruga, den Bruder seines Vaters Mundzuk. Dieser hatte einen großen Theil der Hunnen unter seinem Scepter vereinigt, und als er 434 starb, da hinterließ er seinen Neffen Attila und Bleda eine Macht, die in den Landen zwischen Donau, Theiß und Dnjestr ohne Widerspruch gebot. Zehn Jahre herrschten Attila und Bleda zusammen, dann ermordete Attila den Bruder. Er hatte ihn schon immer überragt, er war eigentlich schon vorher Alleinherrscher gewesen; aber er konnte keinerlei Beschränkung ertragen, er war eine rücksichtslose Herrschernatur. Bei seinem Namen erbebten die Völker vom Kaukasus bis zur Loire, von der Ostsee bis zu den Gestaden des Mittelmeeres. Der Kaiser träumte von ihm in seinem Palast zu Constantinopel, und die Völker raunten sich zu, daß er das Schwert des Kriegsgottes führe. Lange war es verloren gewesen, da fand es ein Hirt, der brachte es dem Attila, und nun konnte ihm Niemand widerstehen. So ging die Sage durch die Lande. Alle Schrecken der Völkerwanderung sind in Attila Person geworden. Was von den entsetzlichen Schilderungen hunnischer Barbarei in den Erinnerungen der Völker haftet, was diese Horden irgendwo Schreckliches gethan haben, oder was ihnen auch nur die Uebertreibung angedichtet hat, alles das knüpft sich an seinen Namen. „Die Geißel Gottes“ hat ihn die Sage genannt, und als solche lebt er noch heute in den Vorstellungen der Menschen. Lange Züge von

Völkern, die aus ihrer Heimat aufgescheucht sind, suchen nach neuen Sitzen, hinter ihnen drängt der gewaltige Verwüster. Er schreitet über Haufen von Leichen; die Schaaren der Gefangenen zittern, sowie er naht; die Angst erstickt ihr Seufzen. So denkt man sich den Attila, und im Grunde hat diese gemeine Meinung Recht. Er war der gewaltigste unter allen Kriegsfürsten der Völkerwanderung, und er hat nichts gegründet, das Dauer hatte oder als Aussaat für die Zukunft gelten könnte. Sein Thun war Zerstörung. In ihm gipfelten die Fluthen der Barbarei, welche sich verwüstend über die alte Culturwelt ergossen.

Aber auch nur in diesem Hauptpunkte hat die gemeine Vorstellung Recht. Den Schmutz und die Gemeinheit des alten Hunnen hatte Attila abgelegt. Nur der Typus der Race, der große Kopf mit den kleinen Augen, die aufgestülpte Nase und der dünne Bart verriethen seine Herkunft. Im Auftreten bewahrte er große Würde und hielt auf ehrfurchtsvolle Etikette. Beim Einzug in das Dorf, wo er residirte, empfingen ihn lange Reihen von jungen Mädchen, die unter zeltartig ausgespannten Leintüchern einherschritten, mit feierlichen Gesängen. Er wohnte in einem sorgfältig gebauten Hause; bei Tafel war sein Sitz erhöht; sein Sohn, der neben ihm saß, wagte nicht, zu ihm aufzuschauen. Nach jedem Gange mußten sich die Gäste erheben und einen Becher auf das Wohl des Königs leeren. Bei alle dem verfiel er doch nicht in Prunksucht, sondern blieb einfach und mäßig. Nicht einmal an seinen Waffen und seinem Sattelzeuge duldete er einen Zierrath von edeln Steinen, wie ihn die anderen Häuptlinge der Hunnen gern trugen. Bei Tafel ließ er den Gästen goldene Becher reichen; er selbst trank aus dem Holzbecher wie seine Ahnen. Auch in der Kost bewahrte er die alte Sitte. Er genoß nur Fleisch, während er den Gästen von römischen Köchen ausgesuchte Speisen bereiten ließ. Merkwürdig war sein eheliches Leben geordnet. Er hatte zahlreiche Frauen, aber sie wohnten in verschiedenen Orten. Hier hielten sie Hof, umgeben von einer Schaar von Dienerinnen, die aus allen Völkern stammten und die Fertigkeiten kunstvoller Handarbeit miteinander austauschten. In seinen Diensten standen auch viele Römer und Griechen; namentlich bildeten sie eine regelmäßig arbeitende Kanzlei. Sie führten sogar Listen über die Flüchtlinge und Ueberläufer, die über die römische Grenze entkommen waren.

Allein trotz aller dieser Anfänge und Formen eines gebildeten Lebens, die er theils von den Gothen, theils von den Römern über-

nommen hatte, war Attila doch ein Barbar, und er fühlte, daß er es war. So höhnisch er Rom behandelte, im Geheimen gestand er ihm einen unendlichen Vorrang zu; aber er beugte sich nicht vor dieser Cultur wie die großen Germanenfürsten des Jahrhunderts: sie erbitterte ihn eher. Konnte er sich mit seinem Volke nicht zu ihrer Höhe erheben, so sollten die Römer um so härter seine Gewalt fühlen. Sein Stolz und Uebermuth kannten so wenig eine Grenze wie seine unruhige Thatensucht. Sonst verstand er seine Leidenschaften zu beherrschen: so stark sie waren, so durften sie seine Pläne doch nicht stören; allein der wahnwitzige Gedanke einer Weltherrschaft narrte auch diesen in politischen Dingen sonst so nüchternen Geist. Zwei Staaten sah er noch ebenbürtig neben sich, Persien und Rom, und unablässig beschäftigte ihn der Gedanke, wie er sie niederwerfen könnte. Wäre es ihm aber auch geglückt, so würde seine Herrschsucht doch nicht befriedigt worden sein, und seine Unruhe würde sich nur noch gesteigert haben. Auch in seinem Reiche duldete er keinen Widerspruch. Für gewöhnlich lebte freilich jeder, wie er wollte, wenn er nur dem Aufgebot folgte; aber sobald es Attila beliebte, verlangte er ungemessene Dienste jeder Art und verfügte nach Laune über Leib und Leben, über die Güter und über die Kinder seiner Unterthanen. Er allein war Herr, die anderen alle Knechte.

Seine großen Pläne scheiterten in der Schlacht auf den catalaunischen Feldern; aber auch nach dieser Niederlage war Attila noch sehr mächtig. Er ergänzte den Verlust im Heere und brach dann im folgenden Jahre in Italien ein. Er verwüstete Oberitalien; aber gegen Rom ist er nicht gezogen, vielleicht deshalb nicht, weil seit Alarichs Tode die Sage neue Kraft gewonnen hatte, daß keiner am Leben bleibe, der sich an „der Stadt“ vergreife. So nahm er die Friedensbedingungen an, die ihm eine Gesandtschaft bot, an deren Spitze der Bischof von Rom stand.

Bald darauf starb er in den Winterquartieren von Istrien eines plötzlichen Todes. Zu seinen vielen Frauen hatte er wieder eine neue hinzugenommen, ein gothisches Mädchen Namens Ildico, und feierte die Vermählung mit einem großen Feste, bei dem er übermäßig trank. In der Nacht bekam er einen Anfall von Nasenbluten, woran er häufig litt, und dies trat so gewaltsam auf, daß das Blut ihn erstickte. Als die Hunnen ihn am Morgen todt in seinem Zelte fanden, da schoren sie sich einen Theil des Kopfes kahl und zerfleischten ihre Backen mit Messern; denn einem so gewaltigen Krieger zu Ehren

durften keine Thränen fließen sondern nur Blut. Dann stellten sie den Leichnam in einer weiten Ebene unter einem seidenen Zelte auf, und die vornehmsten Hunnen ehrten ihn durch ein feierliches Todtenrennen, wobei sie seine Thaten in folgendem Gesange priesen: „Das ist Attila, Mundzuks Sohn, der große König, der gewaltige Herr der tapfersten Völker. Scythen und Germanen hat er unterjocht, und das oströmische wie das weströmische Reich zitterten vor ihm. Er zerstörte ihre Städte, und nur durch ihre demüthigen Bitten ließ er sich so weit besänftigen, daß er sie nicht ganz zertrat. Dafür mußten sie ihm aber jährlich Tribut zahlen. Er hat eine Macht besessen, wie nie ein Mensch zuvor, und inmitten dieses Glückes ist er schmerzlos vom Tode hinweggenommen, nicht durch das Schwert seiner Feinde, auch nicht durch den Dolch eines von den Seinen."

So sangen sie, und dann hielten sie ein großes Leichenmahl. Als es Abend geworden war, da legten sie die Leiche von dem Paradebette in einen goldenen Sarg, diesen in einen silbernen und diesen in einen eisernen. Den senkten sie dann in eine tiefe Grube und warfen dabei eine große Menge von kostbaren Waffen und Schmucksachen von allen möglichen Völkern mit hinein. Die Arbeiter, welche das Grab ausgeworfen hatten, wurden alsbald getödtet, damit sie die Stelle nicht verriethen, wo der große König ruhte.

Mit seinem Tode zerfiel sein Reich. Die Gepiden schlugen den ältesten Sohn Attila's, der die Herrschaft des Vaters behaupten wollte; und als sich dann auch andere germanische Stämme erhoben, da zog sich der größte Theil der Hunnen an den Dnjestr und Dnjepr zurück, sodaß die Lande an der Donau wieder vorzugsweise von germanischen Völkern erfüllt werden konnten. Nur einzelne Abtheilungen von Hunnen blieben unter ihnen zurück.

Viertes Capitel.

Die Westgothen und das römische Reich bis zur Schlacht bei Adrianopel 378, 9. August.

Auf und ab wogten am linken Donauufer die vor den Hunnen fliehenden Westgothen, während ihre Führer mit den römischen Behörden über die Erlaubniß unterhandelten, auf das römische Ufer hinüberſetzen zu dürfen. Die Unterhandlungen zogen ſich in die Länge, und mit jedem Tage wurde es ſchwieriger, die Verpflegung zu beſchaffen. Täglich änderte ſich auch die Maſſe. Einige Schwärme zogen wieder fort, weil ſie die Hoffnung aufgaben, hier Rettung zu finden, und neue Haufen ſtießen hinzu, die ſich bisher noch in der alten Heimat gehalten hatten. Dann drängten ſich die anderen um ſie und fragten, wie weit die Hunnen ſchon gekommen ſeien, wie es mit Athanarich ſtehe, wer ſich unterworfen habe und wer noch Widerſtand leiſte. Enger wurde der Raum, auf dem ſie ſich bewegten, und mancher tollkühne Mann forderte, daß man den Uebergang über den Strom mit Gewalt erzwinge. Aber das feſte Siliſtria drohte am jenſeitigen Ufer, und die Donauflotte fuhr jeden Einbaum nieder, der ſich weiter in den Strom wagte.

Der Befehlshaber der römiſchen Grenztruppen konnte in ſo wichtiger Angelegenheit nicht entſcheiden, und der Kaiſer war im Orient. Die gothiſchen Häuptlinge, welche als Unterhändler kamen, wurden deshalb mit der kaiſerlichen Poſt nach Conſtantinopel geführt und dann über Kleinaſien nach Syrien, wo Kaiſer Valens durch die armeniſchen Verhältniſſe in Anſpruch genommen war, die ihn jeden Augenblick in einen Krieg mit den Perſern zu verwickeln drohten. Gleichzeitig beſchäftigte ihn der Kampf gegen die Orthodoxen. Endlich

hoffte er den Arianismus in seinem Reiche zum Siege zu führen. Es wäre ihm deshalb sehr peinlich gewesen, irgend eine Hülfe von seinem Neffen Gratian zu fordern, welcher das Abendland regierte und dort die Arianer noch eifriger verfolgte, als Valens die Orthodoxen im Orient. Nun war er hier vor die Wahl gestellt, sich in den Gothen entweder einen gefährlichen Gegner zu erwecken oder einen Foederaten zu gewinnen, der ihm ungezählte Mengen von Rekruten versprach. Auch war es ja nichts Unerhörtes, was gefordert ward. Die großen Kaiser Diocletian und Constantin hatten ähnliche Massen über die Grenze gelassen und dann mit den Truppen, die sie ihnen stellten, ihre gefeierten Siege erfochten. Wenn er die Gothen zurückwies, so unterwarfen sie sich vielleicht den Hunnen und suchten dann mit ihnen vereint den Uebergang zu erzwingen. Niemand konnte sagen, ob die Grenzbefestigungen diesem Anprall widerstehen würden. Jedenfalls hätte das selbst gefährdete Asien von Truppen entblößt werden müssen, um die Donauarmee zu verstärken. Dagegen war Hoffnung vorhanden, daß die Hunnen von einem Angriffe auf die Donau abstehen würden, wenn sie hörten, daß die Donauarmee durch die Kriegshaufen der Gothen verstärkt sei, die ihnen eben noch allein mannhaften Widerstand geleistet hatten. Zu diesen politischen Erwägungen kam dann noch die religiöse Stellung der Gothen. Zwar die Masse des Volkes war noch heidnisch — aber schon zählte der arianische Glaube eine nicht unbedeutende Zahl von Anhängern, und es war Aussicht, daß er an diesem Volke bald eine dauerhafte Stütze gewinnen werde.

Das waren die bedeutendsten Gesichtspunkte, unter denen sich Valens die Bitte der Gothen darstellte. Dazu traten dann vielleicht noch allerlei große und kleine Gründe, die aus seiner augenblicklichen Lage, Stimmung und Umgebung hervorgingen, und so kam er endlich zu dem folgenschweren Entschlusse, die Gothen als Foederate in das Reich aufzunehmen. Als Pfand der Treue übergaben sie eine große Anzahl von heranwachsenden Jünglingen aus den vornehmsten Familien, die dann nach Kleinasien hinübergeführt und, als die Gothen den Krieg begannen, wirklich getödtet worden sind. Die näheren Bedingungen des Vertrages sind in den leidenschaftlichen Declamationen verwirrt und verloren, welche die römischen Schriftsteller aller Parteien gegen Valens erhoben, als die Maßregel zum Unheil ausschlug, und es ist unmöglich zu beurtheilen, ob Valens wirklich nicht alles gethan hat, was er unter den gegebenen Umständen thun konnte. Gefährlich war

die Maßregel; daß sie aber dem Reiche gar keinen Nutzen brachte und nichts als jahrelange Verwüstung, daran waren nicht die Bedingungen schuld, die Valens den Gothen bewilligte, sondern die Nichtswürdigkeit der Beamten, welche mit der Ausführung des Vertrages betraut waren.

Die politische Ordnung der Westgothen war so gut wie ganz gelöst. Es war ein sehr lockeres Band, das die Masse unter den beiden Herzogen Fritigern und Alaviv zusammenhielt. Innerhalb dieses losen Haufens gab es eine Anzahl kleinerer, etwas mehr geschlossener Abtheilungen, die Reste der Theilstaaten, die jenseit der Donau bestanden hatten. Seit die feste Dingstatt und die eifersüchtig gehütete Grenze gegen den benachbarten Theilstaat die Völkerschaften nicht mehr zusammenhielt, war freilich das stärkste Band ihrer staatlichen Ordnung gelöst; aber die Leute schaarten sich doch noch um den alten Häuptling und die alten Heiligthümer. Auf Wagen [1]) führten sie dieselben mit sich, Priester und Priesterinnen begleiteten sie. Auch christliche Priester und Mönche zeigten sich in dem Zuge; sie wurden geflissentlich in den Vordergrund geschoben, um das Mitgefühl der mächtigen Kirche wachzurufen. Manche dieser Priester hatten vom Christenthume jedoch nur einige Gebräuche und Formeln. Den Eidring des heidnischen Godi am Arme schlugen sie das Kreuz.

Der Uebergang über die Donau erfolgte sehr schnell. Nicht einmal eine Zählung ward vorgenommen. Der Strom bedeckte sich mit Fahrzeugen aller Art. Flöße und Einbäume neben den kunstreichen Schiffen der römischen Donauflotte führten die Massen und ihr Geräth über den Strom. Kaum verbreitete sich diese Kunde unter den übrigen Barbaren, die von den Hunnen bedrängt waren, so näherten sich neue Schwärme der Donau mit der gleichen Hoffnung, in dem römischen Reiche Zuflucht zu finden. Das war der Theil der Ostgothen, der nach Ermanrichs Tode den Kampf fortgesetzt hatte, und Athanarich mit dem ihm treugebliebenen Reste der Westgothen. Zuerst kamen die Ostgothen. Sie standen unter dem Befehle zweier Häuptlinge, Alatheus und Saphrax, welche Witherich, den kleinen Sohn ihres gefallenen Königs, zum König erhoben hatten und bis zu seiner Mündigkeit für ihn regierten. Eine Schaar Taifalen unter ihrem Häuptling Farnobius hatte sich ihnen angeschlossen. Der Kaiser

---

[1]) Diese Schilderung des Eunapius ist eine der wenigen Stellen, welche eine Vorstellung von einem solchen Wanderzuge geben.

wies ihre Gesandten zurück; deshalb hielt es auch Athanarich für zweifellos, daß er abschlägig beschieden werde, und machte nun den Versuch, in dem ringsumschlossenen Berglande Siebenbürgen Schutz zu finden vor den Hunnen und seinen sonstigen Feinden. Es gelang ihm auch wirklich, die Sarmaten zu vertreiben, die es besetzt hielten, und für einige Jahre fand er hier mit seiner Schaar Ruhe.

Wochenlang hielten die römischen Beamten die Westgothen an dem Ufer zurück, statt sie in die ihnen bestimmten Quartiere zu führen. Vor den Hunnen waren sie jetzt freilich sicher; aber ihre Vorräthe waren zu Ende, plündern durften sie nicht, und bald war ihre Lage schlimmer, als sie am linken Ufer gewesen war. So wollten es die hohen Herren, welche Valens beauftragt hatte, ihnen Land anzuweisen und, bis sie davon ernten konnten, sie einzuquartieren oder durch Lieferungen zu verpflegen. Lupicinus hieß der eine, Maximus der andere. „Ein böser Dämon hatte den Kaiser geblendet," klagt ein Zeitgenosse, „als er diese Schurken wählte." Die Gothen baten und brachten ihnen Geschenke — ihnen und dem Heere der kleinen Räuber, die ihr Gefolge bildeten. An Sachen hatten sie nicht viel zu bieten; das Feinste war weißes Leinenzeug und an beiden Seiten mit Troddeln gezierte Decken, die ihre Frauen zierlich zu weben verstanden. Den Gothen erschienen sie als Kunstwerke, aber bei den verwöhnten Römern hatten sie nur geringen Werth, und groß war der Vorrath daran auch nicht. So mußten sie ihre Sklaven weggeben und, wenn sie keine mehr hatten, ihr Kinder und Frauen. Wohl kannten sie deren Schicksal: nicht bloß die Knechtschaft, auch schmähliche Entehrung wartete ihrer bei den lüsternen Römern. Aber sie hatten keine Wahl; selbst vornehme Familien waren dazu gezwungen. Bald gingen sie als Geschenke an einen einflußreichen Mann, bald als Zahlung für ein wenig Brod oder Mehl. Die Noth stieg höher und höher und mit der Noth die Gährung. Lupicin sah ein, daß er nicht weiter gehen dürfe, und befahl den Abmarsch. Schon mußte er aber fürchten, daß die hungernden Gothen den Gehorsam versagten und zu plündern begannen: deshalb zog er die Truppen aus den Uferfestungen zusammen, um das Volk zu begleiten und vorwärts zu treiben. Kaum erspähten dies die Ostgothen, welche seit der abschlägigen Antwort noch immer am linken Ufer streiften, um einen unbewachten Augenblick zu benutzen, so hieben sie rasch eine Menge Bäume nieder, fügten sie zu formlosen Flößen zusammen und kamen glücklich an das römische Ufer.

Die Kunde von diesem Einbruch veranlaßte Fritigern den Marsch zu verzögern, um den Lupicinus durch die Nähe der Feinde gefügiger zu machen; aber an Abfall dachte er noch nicht, und ohne ernstere Störung kam der Zug bis in die Nähe von Marcianopel, westlich von dem heutigen Varna. Die Gothen forderten Einlaß in die Stadt, um Lebensmittel zu kaufen. Sie beriefen sich auf ihren Vertrag, sie seien des Kaisers Unterthanen. Aber Lupicin, der selbst in der Stadt war, stellte Wachen vor den Thoren auf und ließ die hungrigen Käufer zurückstoßen. Ihre Herzoge Fritigern und Alaviv lud er dagegen in seinen Palast zur Tafel. Sie kamen mit stattlichem Gefolge, aus dem die Angesehensten mit zur Tafel gezogen wurden, während die Uebrigen im Hofe des Palastes zurückblieben. Mit der Zeit drängten jedoch immer größere Massen der Gothen gegen die Thore, es kam zum Streite, und bald waren die Wachen niedergemacht und ihre Leichen geplündert. Ein Bote brachte die Nachricht dem Lupicin, der schon halb berauscht war, und ohne sich weiter stören zu lassen gab er leise Befehl, zur Rache das Gefolge der Herzoge zu tödten, das im Hofe wartete.

Hatte man die Männer auf die Mauer geführt und vor den Augen ihres Volkes umgebracht, oder hatte man ihre Köpfe über die Mauer geworfen — genug, die Gothen die draußen waren, erfuhren, was geschah, und stürmten mit lautem Schlachtgeschrei gegen die Stadt. Jetzt konnte die Sache nicht mehr verheimlicht werden; auch Fritigern erfuhr davon, und er fürchtete, daß man ihn und die anderen Führer als Geisel zurückbehalten werde. Da es unmöglich war, sich mit Gewalt zu befreien, so rief er dem Lupicin zu, es stehe ein Unglück bevor, wenn er nicht selbst die aufgeregten Massen beruhige. Das Toben der Gothen habe nur darin seinen Grund, daß sie glaubten, das Gastmahl sei ein Vorwand gewesen, ihre Fürsten zu ermorden. Nur sein Erscheinen sei im Stande, die Aufgeregten zu beruhigen. Lupicin wagte nicht zu widersprechen und ließ Fritigern mit den wenigen Genossen, die ihm noch geblieben waren, unbehelligt durch die Straßen der Stadt und die Thore der Festung. Lauter Jubel empfing sie, und alsbald jagten die Fürsten nach allen Seiten, das Volk zur Versammlung zu rufen. Da war kein Widerspruch — alle waren einig, daß der Vertrag zerrissen sei, daß man an den treulosen Römern Rache nehmen müsse. Nach alter Sitte wurden die kleinen Fähnlein aufgesteckt, die Männer schaarten sich dahinter, die Weiber und Kinder wurden ausgesondert, und damit hatte sich der Wanderzug in ein schlagfertiges

Heer umgewandelt. Doch blieb es nicht zusammen. Die langgezogenen Töne der Schlachthörner riefen hier und dort die Abtheilungen zum Raubzuge. In weitem Umkreise leuchteten die Dörfer und Villen in Feuer auf. Lupicin zog aus, um ihnen Einhalt zu thun; aber etwa zwei Meilen von der Stadt entfernt ward er angegriffen und völlig geschlagen. Lupicin selbst rettete sich in die Stadt; aber fast alle Officiere und fast die ganze Mannschaft waren erschlagen — auch die Feldzeichen wurden verloren. Dieser Sieg gab den Gothen ganz Thracien preis und zugleich einen Vorrath an guten Waffen. Es war dies sehr wichtig; denn die meisten Gothen waren schlechtgerüstet, da die Ausfuhr von Eisen zu den Barbaren streng verboten war.

Bald darauf erhielt Fritigern eine ansehnliche Verstärkung. Einzelne Gaue der Westgothen oder Theile von Gauen waren schon vor dem Jahre 376 über die Donau gegangen und als Foederate in den Dienst des Kaisers getreten. Zwei derselben lagerten damals bei Adrianopel; der Fürst des einen Schwarmes hieß Colias, der des anderen Sueridus. Sie hatten kein Land zur Ansiedelung erhalten; sie wurden bald dahin, bald dorthin commandirt und aus den kaiserlichen Magazinen verpflegt. Dabei hatten sie jedoch ihre schlechten heimischen Waffen und führten ihre Weiber und Kinder mit sich herum. Sie hielten gute Ordnung; aber trotzdem mußte es leicht Klagen geben, wo sie lagerten, und die Bürger begrüßten es als eine Erlösung, daß Valens die wilden Gäste nach Asien berief. Die Gothen hatten vorher den Befehl erhalten, bei Adrianopel die Winterquartiere zu beziehen, und sie mußten überrascht sein durch diesen Marschbefehl; aber sie waren bereit, zu gehorchen; nur forderten sie Sold, Verpflegung und einen Aufschub von zwei Tagen. Der Magistrat von Adrianopel, der ihnen den Befehl zu übermitteln hatte, bestand jedoch auf sofortigem Abmarsche, und um seinen Worten Nachdruck zu geben, ließ er die zahlreichen Arbeiter der kaiserlichen Fabriken bewaffnen und rückte mit ihnen an die Wagen der Gothen heran. Diese ertrugen die Schmähungen und Drohungen ruhig, in denen der bewaffnete Pöbel seine Tapferkeit übte; als aber einzelne Arbeiter zu schießen begannen, da brachen sie vor. Die ungeordneten Haufen der Arbeiter stoben entsetzt auseinander, warfen die Waffen weg und flohen, so rasch sie konnten. Die Gothen verfolgten sie nicht weiter, sondern sammelten erfreut die schönen Waffen auf und zogen dem Fritigern zu, der in der Nähe stand. Die Verstärkung durch diese

ortskundigen Leute ließ Fritigern hoffen, die wichtige Stadt einzunehmen; aber die Mauern waren zu stark, und die großen Wurfgeschütze der Römer wirkten zu furchtbar. Da sammelte Fritigern das Volk und hob die Belagerung auf. „Mit Mauern kämpfe ich nicht," sagte er, und dies glückliche Wort schlug bei der Berathung alle die aus dem Felde, welche aus Begierde nach den in der Stadt aufgehäuften Schätzen es für feig und unrühmlich erklären wollten, von der Stadt abzuziehen. Es wurde das Schlagwort des Krieges: an den festen Plätzen zogen die Gothen vorbei; aber das flache Land ward weit und breit verheert. Dabei hielt Fritigern jedoch seine Leute vorsichtig soweit zusammen, daß er einem Angriffe begegnen konnte; denn er wußte, daß jetzt aus Osten und Westen Truppen herbeigezogen wurden. Auch sein Heer wuchs unterdessen. Namentlich strömten ihm große Schaaren von Gefangenen und Sklaven zu, unter ihnen viele, die in der Noth der letzten Wochen verkauft waren. Selbst Römer kamen herbei, verzweifelte Männer, deren es damals zu Tausenden gab, die den Druck der Steuern und Lasten oder die Willkür der Beamten nicht länger ertragen konnten. Besonders zahlreich kamen die Bergleute des Balkan, und sie leisteten die werthvollste Hülfe. Diese Flüchtlinge kannten jeden Weg und jedes geheime Versteck, und was nicht in den festen Städten geborgen ward, das war verloren. Die Gothen waren in diesem Kriege sehr roh und gewaltthätig, sie kannten keine Schonung; die Wuth, die in den Wochen der Noth angehäuft war, mußte sich austoben, und was sie am Leben ließen, das ward gefesselt mitgeschleppt. (Anfang des Jahres 377.)

Auf die Kunde von diesen Schrecknissen sandte Valens einen Bevollmächtigten an die Perser, um den dorther drohenden Krieg abzuwenden; doch wagte er nicht, Asien zu verlassen, bis hier der Friede gesichert sei, und schickte vorläufig nur die armenischen Legionen nach Thracien. Da aber diese allein nicht stark genug waren, so mußte er sich dazu verstehen, seinen Neffen Gratian um Hülfe zu bitten. Gratian war gleich dazu bereit und gab Befehl, daß Theile der pannonischen Truppen und der Rheinarmee nach Thracien marschiren sollten. Ehe sie ankamen, hatten die Legionen des Valens die Gothen schon über den Balkan gedrängt und weiter bis in den nördlichsten Winkel der Dobrudscha. Nahe der Donau hatten sie eine feste Wagenburg um sich geschlagen und lebten hinter derselben ganz behaglich von den zusammengeraubten Vorräthen. Kleine Streifschaaren zogen von hier

aus blitzschnell durch das Land, und wenn die Gegend nichts mehr bot, so schoben sie das Lager einige Tagemärsche weiter.

Die weströmischen Truppen führte Richomer, und er übernahm auch das Commando über das vereinigte Heer, da er im Range der Erste war. Er war ein Germane, wahrscheinlich ein Franke, und war wie später Stilicho ganz und gar in des Kaisers Dienst getreten. Er durchlief nicht nur alle Stufen der militärischen und der bürgerlichen Ehren, sondern auch in der Gesellschaft genoß er hohes Ansehen. Die ausgezeichnetsten Schriftsteller lateinischer und griechischer Zunge priesen ihn als hohen Gönner und rühmten sich seiner Correspondenz. Möglich wäre es trotzdem, daß seine schwertgewohnte Hand die Fertigkeit des Schreibens nicht gelernt hatte; aber jedenfalls war er ein höchst gebildeter und überlegener Mann.

Er hatte den Plan, die Gothen anzugreifen, wenn sie wieder ihr Lager wechselten; aber die Gothen durchschauten dies und hielten sich ruhig in ihrer Stellung, nicht weit von der Stadt Ad Salices. In Runenstäbchen [1]) sendete der Kriegsrath den ausschwärmenden Abtheilungen den Befehl zu, in das Lager zurückzukehren, da die Schlacht bevorstehe. Eilig kamen sie herbei; aber die Entscheidung zog sich hin, es ward sogar ein kurzer Waffenstillstand abgeschlossen. Erst als die Ruhe dem zahlreichen Volke unerträglich wurde, und besonders die kürzlich von den lustigen Streifzügen zurückgerufenen Schaaren zu murren begannen, da hielten die Häuptlinge Kriegsrath und beschlossen, am folgenden Tage anzugreifen. Die Nacht hindurch kam Niemand zur Ruhe. Die Römer bemerkten die Bewegung im feindlichen Lager und blieben ebenfalls ohne Schlaf, des Angriffs gewärtig. Mit Anbruch des Tages riefen in beiden Heeren die Signale zum Kampfe. Die Gothen ergriffen die Waffen und traten nach ihrer Gewohnheit zum feierlichen Schwur zusammen, treu beieinander auszuhalten und nicht zu fliehen. Dann stürmten sie vor, um einige Hügel zu besetzen, welche vor der römischen Linie lagen. Aber die Haltung der Römer nöthigte sie bald zur Vorsicht, und im langsamen Schritt rückten nun beide Schlachtreihen vor, bis sie das Weiße im Auge des Feindes sahen. Dann machten sie Halt, und die Römer erhoben den Schild an den Mund und begannen den Barritus, das Schlachtgeschrei, das sie von den Germanen angenommen hatten. Es hob leise an, hier und dort, ward dann stärker und immer

[1]) tessera gentili, Ammian 31, 7.

stärker, bis endlich die ganze ungeheuere Linie mit voller Kraft unter den hohlen Schilden zum Feinde hinüberheulte. Die Germanen sangen Heldenlieder, formlos und ohne Leitung, hier so, dort anders[1]). Dann erhoben auch sie den Barritus. Während so die Lungen miteinander kämpften, erhitzten sich die Leidenschaften; unvermerkt kam man näher aneinander, und der Kampf begann. Er war hart. Die Masse der Gothen kämpfte hier wie die Römer zu Fuß[2]); große im Feuer gehärtete Keulen, gleich geschickt zum Schlage wie zum Wurfe, und kurze, dolchartige Schwerter bildeten ihre hauptsächlichsten Waffen. Den linken Flügel der Römer brachten sie zum Weichen; aber die Reserve eilte rechtzeitig zur Hülfe und stellte den Kampf wieder her. Bis zum Abend wurde gefochten, — keiner wollte nachgeben, und beide erlitten ungeheuere Verluste. Am anderen Tage zogen sich die Römer nach Marcianopel zurück, das etwa zwei Tagemärsche südlich vom Schlachtfelde lag; die Gothen blieben in ihrem alten Lager. Aber sie fühlten sich nicht als Sieger. Zu Tode erschöpft und schwer erschüttert hielten sie sich sieben Tage lang hinter ihrer Wagenburg. Unterdeß schloß Richomer andere Haufen von Gothen, die unabhängig von Fritigern plünderten, durch Schanzen und Dämme in den Thälern des Balkan ein und besetzte alle Pässe, die aus Mösien, dem heutigen Bulgarien, über das Gebirge führten, um die Gothen in dem verwüsteten Mösien einzuschließen und durch Hunger zu vernichten. Dann begab er sich zu Gratian, um neue Truppen herbeizuführen. (Anfang Herbst 377.)

Fritigern kam bald in große Noth. Im Norden war er durch die Donau und die Hunnen, auf den anderen Seiten durch die Römer eingeschlossen, und vergebens bestürmte er ihre Postenkette. Die Stellungen waren zu fest. Schon hofften die Römer, die gefürchteten Massen dem Hunger erliegen zu sehen, da gelang es Fritigern durch große Versprechungen so ansehnliche Schaaren von Hunnen und Alanen über die Donau herbeizuziehen, daß der römische General sich entschloß, einige schwächere Punkte aufzugeben und rückwärts festere

[1]) Romani quidem voce undique Martia concinentes a minore solita ad majorem protolli, quam gentilitate appellant barritum, vires validas erigebant. Barbari vero majorum laudes clamoribus stridebant. Diese Angabe des Ammianus ist von dem höchsten Interesse; daß die Germanen auch den Barritus erhoben, ist von ihm nicht erwähnt, aber selbstverständlich.

[2]) Nur unter dieser Annahme scheint mir Ammians Schilderung verständlich zu sein.

Stellung zu nehmen. Aber kaum bemerkten die Germanen diese Lockerung der feindlichen Aufstellung, so stürzten sie sich auf diesen Punkt, brachen durch, schlugen eine Abtheilung bei Dibaltus südlich von Varna und durchzogen plündernd alle Theile Thraciens.

So ging das Jahr 377 zu Ende. Anfang 378 wollte Gratian mit der übrigen Rheinarmee dem Osten zu Hülfe kommen; da ward er durch einen Einfall der Alamannen aufgehalten. Im Februar überschritten etwa 40,000 Mann[1]) den gefrorenen Rhein oberhalb Basel und drangen verwüstend bis in die Gegend von Colmar. Dort schlug sie Gratian, verfolgte sie bis in ihre Berge und zwang sie zu Bedingungen, die wenigstens für die nächste Zeit diesen Theil der Rheingrenze sicher stellten. Aber in diesen Kämpfen gingen kostbare Tage und Wochen verloren, und Gratian kam in Folge davon auf dem östlichen Kriegsschauplatze erst an, als die Entscheidung bereits gefallen war. Er zog von Arbor Felix am Bodensee nach Lorch an der Donau (bei Linz), dann zur Drau und weiter bis Sirmium an der Sau. Von da ging es zu Schiff bis in die Donau und auf derselben bis zur Mündung des Isker. Dessen Thal führte dann über den Paß auf die Straße von Adrianopel.

Ende Mai 378 war Valens in Konstantinopel angekommen und von dem Volke mit Murren empfangen worden. Die orthodoxe Partei regte sich. Valens hatte ihr den kirchlichen Frieden zerstört, und nun konnte er auch den äußeren Frieden nicht schützen. Dagegen strahlte der orthodoxe Kaiser des Westens im herrlichsten Ruhme. Valens hatte deshalb den Wunsch, die Gothen womöglich noch vor der Ankunft des Gratian zu vernichten. Nur wenige Tage blieb er in Konstantinopel und eilte in das Lager, um den Geist der Truppen zu beleben. Bald darauf schob er es bis Adrianopel vor, da der von ihm neuernannte Feldherr Sebastianus durch einen glücklichen Ueberfall die Gothen von dort vertrieben hatte. Jubelnd füllten sich die Straßen und Plätze von Adrianopel mit den beutebeladenen Wagen, die den Räubern abgenommen waren, und unter dem Eindruck dieses Erfolges empfing Valens den General Richomer, den Gratian vorausgesandt hatte, um

[1]) Ein Alamanne, der in Gratians Heere diente, war im Januar oder Februar 378 auf einige Tage in die Heimat beurlaubt. Als er nun erzählte, daß ein Theil der Rheinarmee bereits im Osten stehe, und andere Abtheilungen in den nächsten Tagen folgen würden, da konnten die Lentienses — die vom Linzgau — der Versuchung nicht widerstehen. Erst machte eine kleinere Schaar einen Raubzug, dann setzten sich alle Gaue (oder Hundertschaften) in Bewegung.

zu melden, daß er mit den Legionen des Abendlandes bereits bei Castra Martis einige Meilen westlich von Plewna stände. Es war demnach möglich, die Gothen, welche etwa drei Meilen von Adrianopel lagerten, in etwa vierzehn Tagen von zwei Seiten einzuschließen und zu vernichten; — aber nach langer Debatte im Kriegsrathe entschied Valens für den sofortigen Angriff, ohne auf Gratian zu warten. Es mußte ihm viel daran liegen, sein Reich allein zu befreien, und die eben errungenen Erfolge hatten die Hoffnung dazu erweckt. Den letzten Zweifel beseitigte eine Meldung der Patrouillen, daß Fritigern nicht sein ganzes Heer, sondern nur 10,000 Mann bei sich habe. Schon war der Entschluß gefaßt, da kam ein unerwarteter Zwischenfall, der Richomer hoffen ließ, die Besonnenheit werde siegen. Im Lager erschien eine gothische Gesandtschaft, deren Sprecher ein christlicher Priester war, und bot Frieden an auf Grund des alten Vertrages. Die Gothen seien aus ihrem Lande vertrieben und müßten neue Wohnsitze haben. Wolle ihnen der Kaiser Thracien überlassen mit dem Vieh und dem Getreide, das sich darin befinde, so wolle sich Fritigern zu ewigem Frieden verpflichten. Der Name Thracien ward damals in einem engeren und in einem weiteren Sinne gebraucht: er bezeichnete die Diöcese Thracien und dann eine der sechs Provinzen, in welche dieselbe zerfiel. In diesem kleineren Thracien mit den Städten Beroea und Philippopel standen damals die Gothen, und dies wollten sie jetzt auch vertragsmäßig erwerben. Der Priester hatte außerdem noch ein geheimes Schreiben Fritigerns zu übergeben. In demselben forderte der Gothenfürst, daß der Kaiser mit seinem Heere in die Nähe des gothischen Lagers ziehe. Ohne eine solche drohende Haltung des Kaisers würde er, Fritigern, seine Gothen nicht dazu bringen können, sich mit diesen Bedingungen zu begnügen. Diese Art der Verhandlung schien verdächtig; die Gesandten wurden zurückgeschickt, und am folgenden Morgen brach das Heer mit der Sonne auf, dem Feinde entgegen. Es war der 9. August.

Das Heer ließ seinen Troß in der Festung zurück; aber doch war der Marsch ermüdend. Die Gegend ist gebirgig, die Wege waren ruinirt, und die Sonne brannte glühend heiß. Denn es wurde Mittag, bis man nach einem Marsche von $1\frac{1}{2}$ Meilen die runde Wagenburg der Gothen erblickte. Die Gothen standen schon in Schlachtordnung und empfingen die Römer mit wildem Kriegsgeschrei. Valens ließ deshalb die Truppen sowie sie kamen in Schlachtordnung einrücken. Der rechte Flügel war voran, der linke noch weit zurück.

So rasch als möglich hasteten die Truppen nach, und es gelang auch, sie ungehindert aufzustellen; denn Fritigern hatte seine Macht nicht völlig zur Hand; er wartete noch auf die Ostgothen unter Alatheus und Saphrax und die mit ihnen verbundenen Alanen. Deshalb griff er nicht an und suchte auch den Angriff der Römer zu verzögern. Zu dem Zwecke schickte er wiederum Gesandte, welche um Frieden baten. Er hatte Leute ohne höheren Rang dazu ausgewählt, und Valens nahm sie nicht an, sondern ließ sagen, Fritigern solle hervorragende Männer absenden, wenn er unterhandeln wolle. Fritigern freute sich des Aufschubs: jede Stunde brachte Gewinn. Unterdessen standen die römischen Soldaten unter ihren schweren Waffen in der brennenden Sonnenhitze. Die Gothen sahen ihre Ermüdung und steigerten sie noch durch zahllose Feuer, welche ringsumher das dürre Gras und Buschwerk verzehrten und die Luft mit Rauch und Staub erfüllten.

Die Verhandlungen wurden fortgesetzt, und eben wollte sich Richomer als Geisel in das gothische Lager begeben, als die leichten Truppen der Römer ohne Befehl den Kampf begannen. Sie wurden geschlagen, und in diesem Augenblick der Verwirrung kamen die langerwarteten Ostgothen und Alanen an. Im Sturme brausten sie daher und ritten alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Aber die Römer sammelten sich wieder, und die Reiterei ihres linken Flügels drang siegreich bis zur Wagenburg der Feinde. Hätte sie jetzt die nöthige Unterstützung gefunden, so hätte sie den Sieg erringen mögen; allein die Hülfe kam nicht, und so sah sich die muthige Schaar bald umringt und wurde von den Massen erdrückt. Alsbald ergossen sich die siegreichen Schwärme über die Legionen und drängten sie zusammen. Zuletzt vermochten die Männer kaum noch das Schwert zu zücken oder den Arm wieder zurückzuziehen. Dazu waren sie ganz in Staub und Rauch gehüllt, so daß sie nicht einmal den Himmel sehen konnten, und das Commandowort verhallte in dem Wuthgeheul der Barbaren. In diesen wehrlosen Knäuel schleuderten die Gothen einen Hagel von Keulen und Wurfspeeren, die nicht fehlgehen konnten. Da bewährte sich die eiserne Disciplin. In ruhiger Entschlossenheit brachen die Legionen mit dem Schwert in die Massen ein, die sie umtobten, und nun begann ein entsetzliches Handgemenge, das bis zum Abend währte. Bald fühlten die Römer, daß sie verloren seien; aber das erschütterte sie nicht, sie wollten ihr Leben theuer verkaufen. Römische Bürger bildeten zwar nur einen Theil des Heeres, und in Italien waren

sicher nur sehr wenige von diesen Männern geboren, die meisten waren Germanen und andere mehr oder weniger romanisirte Barbaren; aber sie waren geschult durch römische Disciplin, und ihr tapferer Widerstand ist deshalb doch einzustellen in die lange Reihe glänzender Ruhmesthaten der römischen Legionen. Konnten sie das Unglück auch nicht wenden, so sind sie doch mit Ehren gestorben. Gegen Abend war ihr Widerstand gebrochen; was noch lebte, suchte sich zu retten. Es war eine furchtbare Niederlage. Die Armee war nicht geschlagen, sie war vernichtet.

Der Kaiser hatte bis zuletzt tapfer mitgekämpft; dann ward er von der Flucht mit fortgerissen, und in ihren Schrecken ist er umgekommen. Eine ungewisse Sage behauptete, er habe sich in ein Haus geflüchtet und sei dann mit demselben von einem Gothenhaufen verbrannt. Diese Sage beherrschte die Ueberlieferung leicht; denn immer glauben die Menschen gern das Auffallende, und dann gab sie den orthodoxen Schriftstellern Gelegenheit, den Finger Gottes zu entdecken, der die Gerechtigkeit ihrer Sache offenbaren wollte. „Gott ließ Valens in irdischem Feuer verbrennen," triumphirten sie, „weil er Schuld trug, daß so viele Tausende den falschen Glauben annahmen und deshalb dereinst im ewigen Feuer brennen müssen."

Valens war kein großer Mann; auch entbehrte er der feineren Bildung des Geistes wie des Herzens. Heftig aufbrausend, rücksichtslos, nicht frei von kleinlichem Neid und kleinlichem Begehren, bot er seinen Feinden manche Blößen. Auch seine äußere Erscheinung hatte nichts Gewinnendes. Er war von mittlerer Größe und gedrungenem Gliederbau, aber ohne rechte Haltung. Ein vorstehender Unterleib und eingebogene Beine gaben ihm etwas Plumpes. Es lag keine Frische und Elasticität in ihm. Aber er war doch im Ganzen ein wackerer Fürst. Nach seiner besten Ueberzeugung hat er mit unermüdlicher Thätigkeit die Barbaren an der Grenze und die habsüchtigen Beamten im Innern überwacht und mit scharfen Schlägen gezüchtigt. Unter keinem Kaiser des Orients wurden ungetreue Beamte rücksichtsloser gestraft. Auch seinen Verwandten gestattete er kein Vorrecht. Fünfzig Jahre war er alt, als er starb; vierzehn Jahre hatte er regiert, anfangs beschränkt durch den vorwaltenden Einfluß seines Bruders Valentinian, der ihn zum Kaiser erhoben hatte und eine weit gewaltigere Persönlichkeit war. Bis zu der letzten Katastrophe hatte er den Frieden des Reiches glücklich geschützt vor den Gothen sowohl wie vor den Persern, die seit dem Tode

Julians im Orient ein Uebergewicht behaupteten. Valens gab nicht auf, was Rom hier zustand, aber den offenen Krieg suchte er möglichst lange zu vermeiden, und als er sich dazu entschließen wollte, da ward er auf den gothischen Kriegsschauplatz berufen.

Am Morgen nach der Schlacht erschienen die Gothen vor Adrianopel. Sie wußten, daß die höchsten Würdenträger des Reiches sich dort mit den Schätzen und Kassen geborgen hatten, und in ihrem Siegestaumel vergaßen sie die Lehre der vorigen Belagerung. Schon vor den Thoren fanden sie Widerstand. Den großen Schwarm der Flüchtlinge hatte der Commandant nicht in die Festung aufgenommen, sie schienen ihm die Kraft der Vertheidigung zu lähmen; und da hatten sich nun viele Tausende in den Gärten und Villen vor der Mauer festgesetzt und hielten hier, unterstützt von den Geschützen des Walles, fünf Stunden lang die Angriffe der Gothen aus, bis ein furchtbares Gewitter losbrach und die Kämpfenden trennte. Den Rest des Tages füllten Unterhandlungen aus, die aber zu keinem Ziele führten. Unterdes verrammelten die Römer die Thore, brachten neue Wurfmaschinen auf die Wälle und vertheilten große Gefäße mit Wasser, um die Kämpfer zu erfrischen, die bei dem letzten Kampfe schwer vom Durst gelitten hatten. Da meldete sich eine Anzahl Ueberläufer. Sie hatten früher in der kaiserlichen Garde gedient, waren aber am gestrigen Tage zu den Gothen abgefallen und kamen nun scheinbar reuig zurück. Allein ihre Aussagen erregten Verdacht, und als sie deshalb gefoltert wurden, da gestanden sie, daß sie im Auftrage der Gothen zurückgekehrt seien, um die Stadt in Brand zu stecken, damit dann in der dadurch entstehenden Verwirrung dem Fritigern der Sturm gelinge. Den Leuten ward der Kopf abgeschlagen, und so war der Anschlag vereitelt.

Fritigern wollte nun die nutzlose Belagerung aufgeben, aber die Häuptlinge widersetzten sich. Die Gier nach dem Golde machte sie blind, und um Mitternacht begannen sie den Sturm. Die Gothen erlitten entsetzliche Verluste; denn die Römer warfen von oben herab, und ihre Geschosse waren denen der Gothen weit überlegen. Da suchten sich diese zu helfen, indem sie die Wurfspeere aufsuchten, welche die Römer auf sie verschossen hatten. Aber nun zerschnitten die Römer die Bänder, welche die eiserne Spitze an dem Holzschaft befestigten. Das Eisen saß dann noch fest genug für einen Wurf; aber wenn es sich irgendwo einbohrte, so brach der Schaft ab. Plötzlich schleuderte eine große Wurfmaschine, ein sogenannter Waldesel,

einen ungeheueren Stein unter die Sturmhaufen. Sie fuhren aus- einander, und der Stein fiel unschädlich auf den Boden. Aber der moralische Eindruck war darum nicht geringer. Entsetzt wichen die Gothen weit zurück. Allein die Häuptlinge ließen wieder zum Sturm blasen und gingen selbst voran. Tollkühn lehnten sie Leitern an die noch dichtbesetzte Mauer und wurden dann unter den herabgeschleu- derten Steinmassen begraben. So ging es bis zum Abend; da zogen sie sich gebrochen in ihr Lager zurück und gestanden, daß Fritigern Recht gehabt habe mit seiner Forderung.

Am anderen Morgen hielten sie Kriegsrath und beschlossen, sich gegen Perinth zu wenden, eine Hafenstadt an der Propontis, in der viel Schätze geborgen sein sollten. In langsamen Märschen zogen sie dorthin, verstärkt durch bedeutende Schaaren von Hunnen und Alanen, alles auf ihrem Wege verwüstend; denn kein römischer Soldat zeigte sich außerhalb der festen Orte. Von einer Belagerung standen sie ab; sie schlugen ein Lager auf [1]) und sendeten von dort Streifschaaren in die Umgegend. Eine derselben drang bis nahe an die Mauern von Konstantinopel. Da brach ein Haufe Saracenen aus dem Thore, die unglaublich roh, aber vortrefflich beritten waren. Der Kampf blieb ohne Entscheidung, bis einer von diesen nackten, nur mit einem Gürtel versehenen Kerlen mitten in den Haufen der Gothen ein- drang. Einen heiseren Schrei ausstoßend, durchbohrte er einem der- selben mit dem Dolche die Kehle und sog ihm das Blut aus. Der Anblick dieses langhaarigen Ungeheuers entsetzte die Gothen. Hier war ihre Wildheit weit überboten, und da sie auch sonst in dieser Gegend stärkeren Widerstand fanden, so zogen sie sich für die nächste Zeit über den Balkan zurück. Der Norden der Halbinsel war schon stärker gebrochen, und ihn durchstreiften sie in der ganzen Breite von der Donau bis nach Istrien.

Gratian hinderte sie nicht. Auf die Nachricht von der Ver- nichtung des oströmischen Heeres hatte er sich nach Sirmium zurück- gezogen. Er fühlte sich nicht stark genug, den ungeheueren Schaaren allein entgegenzutreten, und durfte auch erwarten, daß sich bald Gelegen- heit finden werde, die einen gegen die anderen zu benutzen. Unterdes gingen die Plünderungen der Barbaren fort. Mit Ausnahme der

[1]) Fritigern scheint hier große Vorbereitungen zu einem bedeutenden Unter- nehmen getroffen zu haben; aber was er plante, ist nicht klar, da er zu früh gezwungen wurde, die Gegend wieder zu verlassen. Ammian: 31, 16, disjectis bellorum officinis, quas parabant.

festen Städte war ihnen alles preisgegeben; auch über den Balkan stiegen sie wieder; selbst Macedonien und Griechenland wurden geplündert. Und die Zahl der Banden mehrte sich noch. Die Donau bildete keine Grenze weiter; abgesehen von den festen Plätzen war das Ufer nicht mehr geschützt, und die Flotte barg sich in den Häfen. Vielfach kamen Sarmaten, Alanen, Hunnen und verschiedene germanische Stämme über den Strom und betheiligten sich an den Raubzügen. Andere gingen auch wieder zurück, je nachdem es ihre Interessen oder Neigungen geboten.

In dieser Noth erinnerte sich der Jüngling, der auf dem Throne saß, eines Mannes, dem er drei Jahre zuvor durch einen Justizmord den Vater entrissen hatte. Es war Theodosius, der Sohn des durch seine Thaten gefeierten und im Jahre 376 durch eine Hofintrigue zum Tode verurtheilten älteren Theodosius. Auch damals schon hatte er einen Namen unter den Feldherren des Reiches gehabt, aber er war in den Sturz des Vaters verwickelt und lebte seither auf seinen Gütern in Spanien in einer Art Verbannung. Er war ein Mann in seiner vollen Kraft, vierunddreißig Jahre alt, und er erfüllte auch die Erwartungen, welche Gratian auf ihn setzte. Bald nachdem er an die Spitze des Heeres gestellt war, erfocht er an der Donau einen Sieg über die Sarmaten und ward darauf am 19. Januar 379 zum Mitregenten ernannt.

Fünftes Capitel.

Die Zeit des Theodosius und die Westgothen.

An Valens' Stelle sollte Theodosius den Osten regieren; aber drei Jahre sind darüber hingegangen, bis er in dem Hauptlande seines Reiches wieder Herr war. Der Sieg über die Sarmaten hatte die Balkanhalbinsel noch nicht befreit: es war nur ein bescheidener Anfang wiederkehrenden Glückes; aber es war doch ein Anfang. Die römischen Fahnen hatten wieder über ein siegreiches Schlachtfeld geweht; es gab Avancement im Heer und Beute. Geschäftig kamen die Händler und handelten mit den Soldaten um Sklaven und Sklavinnen, um Wagen und um Rosse. Die Hoffnung belebte wieder die Kräfte, die in der Verzweiflung erlahmt waren. Erfolgreich rührte Theodosius nun die Werbetrommel, und namentlich suchte er unter den Gothen selbst Rekruten zu finden. Er gestattete diesen sogar, auf Urlaub wieder zu ihren Stämmen zu gehen, wenn sie nur vorher einen Stellvertreter schafften. Sie kamen schaarenweise, sowohl gemeine Gothen wie adelige, und einer von ihnen mit Namen Modares, der aus königlichem Geschlecht war, erhielt in Kurzem ein selbständiges Commando und führte in demselben einen erfolgreichen Ueberfall aus. Sein Heer war zu schwach, um im offenen Kampfe den Gothen zu begegnen, und Modares hielt sich deshalb auf den Höhen, während die Gothen in der Ebene plünderten. So lag er einst mit einer auserlesenen Schaar auf einem langgezogenen Bergrücken. Die Mulden des Bodens und das hohe Gras verbargen dieselbe. Die Barbaren ahnten nichts von der Gefahr. Den Tag über schleppten sie zusammen, was ihnen in die Hände fiel, und am Abend überließen sie sich endlosen Gelagen. Durch Schlaf und Trunken-

heit gebändigt, lagen sie umher ohne Wachen und Posten. Da stieg Modares herab; die schwere Rüstung hatte er ablegen lassen, nur den Schild und das kurze Schwert führten die Krieger. Ohne Widerstand zu finden hieben sie die Männer zusammen und führten dann ihre 4000 Wagen als Beute mit fort, vollgepackt mit den gefangenen Weibern und Kindern. Dieser Schlag befreite Thracien für einige Zeit, und am Ende des Jahres wurde Konstantinopel durch eine ganze Reihe ähnlicher Siegesnachrichten erfreut. Aber diese Siege waren nicht entscheidend. Sein Hauptquartier hatte Theodosius in Thessalonich, und schon die Lage dieses Ortes ist ein Beweis, daß der größte Theil der Halbinsel widerstandslos den Barbaren preisgegeben war. Die Noth steigerte sich, als Theodosius im Jahre 380 gefährlich erkrankte, und dem unglücklichen Lande auf längere Zeit die leitende und entscheidende Hand fehlte. Zwar kam jetzt von Gratian Hülfe; aber sie war nicht ausreichend, und um die Ungeduld der hauptstädtischen Menge zu beschwichtigen, eilte Theodosius, sobald er genesen war, nach Konstantinopel und führte hier eine sonderbare Komödie mit dem alten Gothenhäuptling Athanarich auf.

Seit den Ereignissen von 376 hielt sich derselbe in Siebenbürgen; seine Macht war nicht groß, aber doch bedeutend genug, daß Fritigern nicht wagte, tiefer nach Süden vorzudringen, solange der alte Rival dort in seinem Rücken stand. Ehe er deshalb 380 den Zug nach Griechenland unternahm, überschritt er die Donau und zersprengte das Volk des Athanarich [1]). Athanarich entkam; aber er war ein Flüchtling, und nur sein Gefolge von zwei-, dreihundert Mann umgab ihn noch. Allein unvergessen war sein Ruhm aus früheren Tagen, unvergessen vornehmlich in der oströmischen Hauptstadt. Er hatte 366 den Prätendenten Procopius unterstützt und dann nach dessen Tode noch drei Jahre den Kampf gegen Valens fortgesetzt. Die Hauptstadt war voll von Anekdoten über seinen Muth und seinen Stolz. Der gefeierte Redner Themistius hatte in einer seiner Prunkreden, die jeder kennen mußte, der irgendwie zu den Gebildeten rechnen wollte, eine sehr wirkungsvolle Schilderung von ihm gegeben. Er galt in Konstantinopel als der König der Gothen. Dies benutzte Theodosius, als Athanarich sich jetzt hülfesuchend an ihn wendete. Er empfing ihn wie einen gewaltigen König. Er ritt ihm selbst

[1]) Die Rechtfertigung dieser Darstellung giebt meine Untersuchung in den Forschungen zur deutschen Geschichte 12, 411—38.

entgegen, er, der Herr des Erdkreises, dem „fellbekleideten Barbaren"; und als dieser wenige Jahre darauf starb (25. Januar 381), da ließ er ihm ein Begräbniß ausrichten, von dessen Glanz und Pracht zu erzählen die Römer nicht müde wurden. Konstantinopel sollte glauben, daß sich wirklich der König der Gothen ergeben habe, daß nur noch zerstreute Schaaren den Krieg fortsetzten.

Aber es dauerte noch mehr als ein Jahr, bis dies Ziel erreicht war, und erst am 3. Oktober 382 konnte mit Wahrheit die Freudenbotschaft verkündet werden, daß „das gesammte Volk der Gothen Frieden und Bündniß mit Rom geschlossen habe." Einzelne Haufen, die sich etwa nicht fügten, wurden zusammengehauen, und als vier Jahre später eine ungeheuere Schaar von Ostgothen, verstärkt durch verschiedene, zum Theil weitab im Norden wohnende Barbaren, unter dem König Odotheus [1]) über die Donau einbrechen wollte, da fand sie die Posten schon wieder besetzt. Der Commandeur der Grenztruppen fuhr mit den großen Schiffen der Donauflotte die kleinen Kähne der Barbaren in den Grund und richtete so fast ohne Kampf eine furchtbare Niederlage unter ihnen an. Die Gefangenen entließ Theodosius jedoch ohne Lösegeld und reich beschenkt in die Heimat um für ihn Rekruten zu werben unter ihren Landsleuten. Je mehr Barbaren er für seinen Dienst gewann, desto lieber war es ihm.

Die Westgothen erhielten durch jenen Vertrag nicht einen zusammenhängenden Landstrich zur Ansiedelung, sondern entweder wurden sie in kleineren Abtheilungen hier und da mit Grundstücken versorgt, oder sie erhielten überhaupt kein Land und wurden direct aus den kaiserlichen Magazinen verpflegt. Das waren weitaus die meisten und anfangs wohl alle. Wohin der Kaiser sie sandte, da stritten sie für ihn. Sie standen nach wie vor unter ihren Häuptlingen; aber von des Kaisers Entscheidung hing es ab, wer die aus den kleinen Schaaren gebildeten größeren Abtheilungen befehligen sollte. Diese höheren Anführer glichen äußerlich den alten Herzogen, aber ihre Stellung war doch wesentlich anders. Nicht durch die Wahl der Genossen, sondern durch den Befehl des Kaisers wurden sie an diese Stelle erhoben. Nicht der Kriegsrath der Häuptlinge, sondern der Kriegsplan des kaiserlichen Oberfeldherrn bestimmte ihre Operationen. Im Dienste des Kaisers am höchsten zu stehen, das war jetzt das Ziel,

[1]) Ganz ähnlich dem bekannteren Haufen des Rhadagais, der zwanzig Jahre später in Italien erschien.

um welches die hervorragenden Männer miteinander rangen. Aber die Verhältnisse lagen nicht so, daß die Gothen nun einfach in dieser Stellung hätten verharren können. Auch wenn sie sich selbst damit begnügt hätten, so mußten doch die Zustände des römischen Reichs sie bald aufs neue in gewaltsame Bahnen treiben.

Wenn man den Namen Theodosius des Großen nennt, so steigt das Bild eines gewaltigen Kaisers auf, der dem Erdkreise die Ruhe wiedergab und auf eine Reihe von Jahren sicherte, so etwa, wie Ranke das Bild Karls des Großen zeichnet. Vor ihm und nach ihm große Unruhe und Auflösung, unter ihm Friede und Sicherheit. Aber dies Bild entsteht nur durch den Vergleich der grenzenlosen und hoffnungslosen Verwirrung, die nach seinem Tode anhob. Frieden und Ruhe sah das Reich auch unter Theodosius wenig und in den kurzen Friedensjahren wenig Glück. Es war eine große Zeit: denn es wurden viele alte Ruinen abgebrochen, und vieles ward geordnet, was für Jahrhunderte maßgebend war; aber es gab wenig Festes, worauf der Mensch die Hütte seines Glückes hätte bauen mögen.

Schon das war schlimm, daß die Kriege kein Ende nahmen, und zwar Kriege, die im Herzen des Reiches ausgefochten wurden. Bis Ende 382 durchzogen die Gothen die Balkanhalbinsel, und schon im folgenden Jahre kam die Schreckenskunde, daß der Kaiser Gratian durch den Usurpator Maximus gestürzt sei. Im Westen herrschten dem Namen nach die beiden Söhne des großen Valentinian: Gratian und Valentinian II.; aber der letztere war noch ein Knabe, und thatsächlich war Gratian Kaiser des Westens. Er ist sehr verherrlicht, weil er in dem heiligen Ambrosius seinen geistlichen Vater ehrte und die Gegner der orthodoxen Lehre mit rücksichtsloser Strenge verfolgte: aber er war kein großer Fürst. Er hatte mittelmäßige Gaben und wenig Eifer. In dem Alamannenkriege war er als muthiger Jüngling seinen Soldaten vorangestürmt, und auch später zeigte er Sinn für soldatisches Treiben: aber es war mehr Spiel und Laune, es fehlte ihm an Kraft und Klarheit. So besaß er auch im Heere keine tiefere Sympathie. Dies verlockte den Ehrgeiz eines an und für sich gar nicht bedeutenden Menschen mit Namen Maximus, den Versuch zu machen, ihm den Thron zu entreißen. Mit einer kleinen Schaar verließ er Britannien, wo er ein Commando hatte, und als er in Gallien landete, da hatte er Zulauf von allen Seiten. Bei Paris traf er auf Gratian. Fünf Tage lang standen sich die Heere gegen-

über, da gewann Maximus die Offiziere des Gegners, und Gratian mußte mit der kleinen Schaar, die ihm treu geblieben war, eilig entfliehen. Glücklich kam er bis Lyon und ward hier von dem Gouverneur der Provinz unter Versicherungen der Treue und Ergebenheit in die Festung aufgenommen und mit einer festlichen Tafel geehrt. Aber als er sich nach dem Essen erhob, da ward er niedergestoßen. In Mailand, wo Valentinian residirte, war man hülflos. Die besten Truppen hatte Gratian nach Gallien geführt, — womit sollte man noch widerstehen, nachdem sie abgefallen waren? Dazu kam ein heftiger Streit im Innern. Die Kaiserin-Mutter Justina war eifrig arianisch gesinnt, und der Sohn folgte ihr darin. Ebenso waren die hervorragendsten Generale und Minister Arianer; aber der heilige Ambrosius wollte ihnen auch nicht eine einzige Kirche in Mailand zur Uebung ihres Cultus überlassen. Es ward dies um so härter empfunden, als noch vor wenigen Jahren ein Arianer Bischof von Mailand gewesen war, und alle Kirchen ihnen gehört hatten. Ueber diese Frage war es zu erbitterten Kämpfen gekommen; aber in der Noth versöhnte man sich, und Ambrosius ging als Gesandter des Knaben Valentinian zu Maximus. Er traf ihn in Trier. In den langwierigen Verhandlungen trat er bald mit dem ganzen Priesterstolze auf, bald gab er klug nach, und so erreichte er, daß ein Friede geschlossen ward, dem auch Theodosius beitrat. Es war das für Theodosius freilich eine starke Zumuthung. Dem Gratian verdankte er den Thron, er war sein geborener Rächer, und nun sollte er den Mörder desselben als Mitkaiser begrüßen, sollte die Bildsäulen desselben neben den eigenen in den Städten zur Verehrung aufrichten lassen! Aber die Großen der Erde werden immer am schwersten gedemüthigt und am häufigsten. Theodosius hatte kaum eine Wahl. Ein Theil seiner Truppen kämpfte damals in Asien gegen Saracenen und weiße Hunnen, und mit dem Perserkönige schwebten Verhandlungen, von denen man nicht wußte, ob sie nicht mit einem Kriege endigen würden. Dazu kamen noch starke kirchliche Aufregungen in allen Theilen des Reiches. So nahm er denn die Schmach auf sich und nannte den Maximus Kaiser.

Der Friede war jedoch nur ein Waffenstillstand und nicht einmal ein ehrlich gehaltener; aber bis 387 verzögerte sich doch der Ausbruch des offenen Krieges. Als er dann begann, da setzte er alle Kräfte des Reiches in Bewegung. Die Entscheidung fiel durch zwei Schlachten am Zusammenfluße von Kulpa und Save und nördlich

davon. Das Heer des Maximus wurde besiegt, und darauf ergab sich eine Festung nach der anderen, selbst Aquileja. Maximus ward ergriffen und enthauptet. Schwere Kämpfe fanden gleichzeitig in Gallien statt. Während sich Roms beste Kraft im Bürgerkriege verzehrte, brachen die drei fränkischen Hauptleute Marcomer, Sunno und Genobaud über den Rhein und bestürmten das feste Cöln. Die von Maximus zurückgelassenen Truppen concentrirten sich zum Entsatz der wichtigen Stadt. Sie hatten auch Erfolg, aber unterdes konnten die Streifschaaren der Franken weite Gebiete Galliens ungestört ausplündern und ihre Beute in Sicherheit bringen. Nur eine Abtheilung blieb zurück und ward im Kohlenwalde an der belgisch-französischen Grenze schwer geschlagen. Als nun aber die siegreiche römische Abtheilung bei Neuß über den Rhein ging, da ließen sie die Franken zwar erst zwei Tage lang ungestört vordringen und die Häuser am Wege verbrennen. Am Mittag des dritten Tages stießen die Truppen aber auf einen starken Verhau, von dem aus die Franken mit vergifteten Pfeilen schossen. Da wichen die Römer mit großem Verluste zurück und wurden in einen Sumpf gedrängt, in welchem die Reiter hülflos versanken und auch die Fußsoldaten sich kaum halten konnten, so daß sie von den nun auf allen Seiten hervorbrechenden Franken fast sämmtlich vernichtet wurden. Bald darnach erschien ein Heer des Theodosius in Gallien unter Führung des Arbogast, eines Franken von ausgezeichneten Gaben, den Theodosius zum magister militum erhoben hatte, was etwa unserem Feldmarschall entspricht. Die Truppen des Maximus leisteten keinen Widerstand; sie lieferten den jungen Sohn des Maximus zum Tode aus und schwuren wieder dem Theodosius und Valentinian den Fahneneid. Arbogast züchtigte die Franken und ordnete die Grenzvertheidigung aufs neue. Die Ruhe war wiederhergestellt; Rom herrschte wieder bis an den Rhein.

Unterdes war Theodosius in Italien mit sehr verwickelten Angelegenheiten beschäftigt, und erst im Spätsommer 391 glaubte er den Westen seinem Schützling überlassen zu können. In Arbogast gab er ihm eine kräftige Stütze zur Seite und kehrte nach Constantinopel zurück. Allein schon ein halbes Jahr darauf kam die Schreckenskunde, daß Valentinian ermordet sei, und daß Arbogast einen vornehmen Mann Namens Eugenius zum Kaiser proclamirt habe. Die Sache war ganz einfach zugegangen, man möchte sagen, ganz gesetzmäßig. Und eben dies machte sie so furchtbar. Denn was ist das für eine Monarchie, wo selbst der Mord des Herrschers ohne

Erregung vorübergeht? Arbogast war der eigentliche Regent gewesen, andere hatten ihn verdrängen wollen und hatten deshalb den kaum zwanzigjährigen Valentinian aufgereizt, sich dieser Vormundschaft zu entledigen. Der Knabe versuchte es. In voller Rathssitzung, von seinem goldenen Stuhle herab überreichte er dem Arbogast das Decret seiner Entlassung. Doch der war weit entfernt, sich den Kämmerlingen zu unterwerfen, die das veranlaßt hatten. „Du hast mir die Würde nicht gegeben, und Du kannst sie mir auch nicht nehmen", — mit diesen Worten verließ er den Saal und hielt den Kaiser eine Zeit lang wie einen Gefangenen; dann ließ er ihn erdrosseln. Das geschah in Vienne. Das Heer und die Beamten Galliens blieben ganz ruhig, es war, als sei nichts geschehen; und als Arbogast dann den Römer Eugenius zum Kaiser erhob, da nannte man diesen zwar Kaiser und errichtete ihm Bildsäulen, aber man gehorchte nach wie vor dem Arbogast. Auch Italien fiel ihm ohne viel Widerstand zu, vor allem die Hauptstadt Rom. In den vornehmen Kreisen herrschte hier das Heidenthum noch vor, und man war deshalb auf Theodosius schwer erbittert, der während seines Aufenthaltes in Italien alle Tempel geschlossen und alle Opfer verboten hatte. Eugenius war Christ, aber Arbogast Heide, und nach einigem Zaudern mußte sich Eugenius entschließen, Religionsfreiheit zu verkünden. Alsbald erhoben sich die Heiden Roms in leidenschaftlichem Eifer. Es war ein letztes, kurzes Aufflackern dieses erlöschenden Feuers, das so lange Zeit Menschenherzen erwärmt und erfreut hatte. Unmöglich war es nicht, daß Theodosius den Usurpator anerkannte; hatte er doch selbst den Maximus anerkannt, den Mörder Gratians. Aber die Verhandlungen zerschlugen sich, und das Schwert mußte entscheiden. Die beiden Gegner kannten einander, und Theodosius fürchtete in Arbogast einen der ausgezeichnetsten seiner Feldherren. So wurden denn die Rüstungen mit aller Sorgfalt betrieben, und beide rekrutirten sich vorzugsweise aus den Barbaren, Theodosius aus den Gothen, Hunnen und Alanen, Arbogast aus den Franken und Alamannen.

Darüber war dann der Winter 393 hingegangen und der Sommer 394; erst am 6. September trafen sich die Heere an dem Flüßchen Frigidus (Wippach), nicht weit von Aquileja. Die Entscheidung kam durch eine Abtheilung Germanen, welche den Theodosius aus einem Hinterhalt überfallen und tödten sollte, aber zu ihm überging. Auch ward das Heer des Eugenius in seinen Bewegungen durch einen jener fürchterlichen Stürme gehemmt, welche auf diesem Kalkplateau

unter dem Namen Bora gefürchtet sind. Eugenius ward ergriffen und sofort enthauptet. Sein Kopf wurde auf eine Stange gesteckt, um den Abtheilungen, welche noch Widerstand leisteten, den Muth zu nehmen. Arbogast entkam, tödtete sich aber wenige Tage darnach auf der Flucht selbst. Dem Heere des Tyrannen ward ohne Umstände Verzeihung gewährt: wo hätte man endigen sollen, wenn man in dieser Zeit jeden tödten wollte, der einem Tyrannen huldigte? Durch diesen Sieg ward Theodosius Alleinherrscher; aber schon vier Monate später, am 17. Januar 395, starb er, noch ehe sich das Reich von den Zuckungen des Bürgerkrieges beruhigen konnte.

Was bleibt da noch von „dem Glück der Zeiten", von dem „goldenen Zeitalter", das die Dichter und Redner unter Theodosius herrschen ließen? Kein Jahr ohne Bürgerkrieg oder ohne die Erwartung seines Ausbruches, ganz abgesehen davon, daß auch die Verhandlungen mit den Persern und die unruhigen Barbaren beständig als drohende Wolken an dem politischen Himmel hingen. Diese Kriegsnoth war aber noch nicht das Schlimmste. Schlimmer als die Kriege selbst war die traurige Thatsache, daß sie alle mit Verrath begonnen oder beendet waren. Die römischen Truppen haben sich dessen schuldig gemacht und ebenso die germanischen, und die Verhältnisse lagen so, daß man beinahe kein Recht hat, sie deshalb zu tadeln. Man wußte kaum noch, wer Kaiser war, so rasch und leicht ward aus einem Usurpator ein legitimer Herrscher, und wenn man heute an dem bedrohten Kaiser festhielt, so konnte man morgen von dem dann legitimen Kaiser als Rebell und Aufrührer geköpft werden. Hatte doch Theodosius selbst den Maximus anerkannt, und der heilige Ambrosius schrieb an den Usurpator Eugenius mit den feierlichen Titeln der kaiserlichen Majestät. Dazu kam noch ein anderes Moment. Der Verrath oder die Treue der Heerestheile hingen fast ganz ab von der Haltung ihrer Generale. Die Kaiser wechselten rasch, häufig wurden Kinder zu dieser Würde erhoben, und oft waren vier und fünf legitime Kaiser neben einander zu verehren. Da mußte das Verhältnis der Truppen zum Kaiser zurücktreten, der General allein war maßgebend für das Corps. Diese Generale hatten aber einen vollen Einblick in das Chaos von Intriguen, das den Hof beherrschte. Sollten sie weichen, wenn die Kämmerlinge und Eunuchen den Kaiser überredeten, sie zu verbannen oder zu tödten? Es war natürlich, daß sie sich leicht mit Gewalt dagegen setzten.

Damit ist zugleich die schlimmste Wunde des Reiches berührt. Nicht der Kaiser regierte, sondern in jedem einzelnen Falle hing die Entscheidung von demjenigen ab, der gerade das Ohr des Kaisers hatte. Das mußte so sein in einem Reiche, welches sich von dem Euphrat bis an den Rhein ausdehnte. Mit unseren Eisenbahnen und Telegraphen, Druckereien und Dampfschiffen und all den tausend Mitteln, die uns sonst zu Gebote stehen, überspringen wir heute große Räume und bringen uns wie im Fluge das Bild der Ferne nahe: damals ward nur spät und unter selten günstigen Bedingungen ein Angstschrei in Constantinopel oder Mailand vernommen, den ein unschuldig Gemordeter, eine gequälte Landschaft in Syrien oder Britannien ausstießen. Auch bei gesunden wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen und bei einem guten Zustande von Verwaltung und Gericht hätten sehr oft arge Dinge vorkommen müssen. Nun aber krankte die Gesellschaft an den schwersten Gebrechen, und die Verwaltung und das Gericht waren einfach eine Paschawirthschaft.

Die Zeit des römischen Kaiserreiches war im Ganzen die Zeit eines großartigen Fortschritts auf allen Gebieten der Cultur; aber in diesen letzten Jahrhunderten waren die Zustände sehr traurig. Zwar ehrte und pflegte der Staat Wissenschaft und Kunst; doch dieser schöne Schleier kann die unendliche Rohheit des Regiments nicht verhüllen. Jede Rede des Libanius und jedes Gesetz der Kaiser geben die Beweise. Die Statthalter unterhielten gelehrte Briefwechsel und disputirten mit dem Professor der Moral über die Pflichten des Regenten: aber das hielt sie nicht ab, die Bäcker durchzupeitschen, wenn das Brod theurer ward, oder die Rathsherren in einem abscheulichen Gefängnisse dem Tode entgegenschmachten zu lassen, wenn der Pöbel einige Stunden lang tumultuirt hatte, oder das Recht zu verkaufen an den besten Zahler. Dazu kam der Fluch der Naturalwirthschaft, der in diesem Reiche noch viel, viel schlimmer war, als in Frankreich vor der Revolution von 1789. Die Steuerordnung des Reiches war ein Labyrinth von Privilegien und Reallasten, die sich beständig kreuzten und aufhoben. Gruppenweise waren die Menschen zu verschiedenen Leistungen verpflichtet und genossen dafür wieder Befreiung von anderen Leistungen. Weil der Staat aber so ungeheuer viel gebrauchte, so wurde jeder überlastet, der zu irgend einer Leistung herangezogen ward. Da zeigte sich dann bald diese, bald jene Gruppe von Verpflichteten überbürdet, oder richtiger, bald drang von dieser, bald von jener Gruppe der Nothschrei zum Kaiser. Dann wollte er

helfen, aber selten konnte er es. Die Lieferung war nicht zu entbehren, und was hier etwa abgenommen wurde, das wurde dort mehr aufgelegt.

Kein Engel und kein Held hätten sich aus dem Gewebe von Klagen und Verklagen losmachen können, dessen Fäden von allen Städten und Posten des Reiches zum Palaste des Herrn liefen, unerreichbar und unverfolgbar. Freilich merkten tüchtige Kaiser wie Theodosius nachträglich oft, wie sie hintergangen waren; aber dann war es zu spät, und die Erkenntniß diente nur dazu, sie zu erbittern und schließlich abzustumpfen. Gegen all das sollte die rücksichtslose Strenge helfen, mit der auch die höchsten Beamten abgesetzt und getödtet wurden. Confiscation der Güter, Verbannung, Todesstrafe, selbst Feuertod und ähnliche Schrecknisse wurden schon bei kleinen Vergehungen angedroht. Aber wer ward bestraft? Selten die, welche es verdienten, meist die, welche am schamlosesten verleumdet wurden. Es war das nicht anders möglich, es mußten viele Unschuldige leiden, sollten die Schuldigen nicht immer sich entziehen — aber das Gefühl für Recht und Gesetz mußte dabei mit jedem Jahre stärker schwinden.

Allein der Mensch findet sich in Alles, und auch in dies Elend hatte man sich gefunden. So gut es ging, suchte man sich zu schützen oder zu rächen, ein jeder mit seinen Waffen. Die Gebildeten fanden sich mit einigen Phrasen ab, wenn sie Unrecht Recht nannten, und ihr durch die Kenntniß der großen Alten wachgehaltenes Bedürfniß nach politischer Ehre und vaterländischem Stolze befriedigten sie durch eine krankhaft gesteigerte Bewunderung der Vorzeit und deren spielende Vertauschung mit der Gegenwart. Der Pöbel, und es war ein sehr verwöhnter Pöbel, machte sich Luft, indem er durch sein Beifallgeschrei oder sein Zischen den Statthalter oder den Kaiser selbst beeinflußte. In Antiochien war er zu dem Zweck förmlich organisirt, hatte anerkannte Führer, die das Zeichen gaben, ob gezischt werden sollte, wenn der Vertreter der Regierung im Theater erschien. Von Zeit zu Zeit empfand der Pöbel das Bedürfniß einer etwas stärkeren politischen Aufregung, und dann prügelte er die kaiserlichen Beamten, zerstörte ihren Palast, zündete ein paar Häuser an oder tumultuirte sonstwie. Nach einigen Stunden war jedoch meist Alles wieder ruhig. Solche Aufstände waren auch unter Theodosius nicht selten — und einer davon erlangte eine traurige Berühmtheit.

Der Commandant von Thessalonich, ein Germane Namens Botherich, hatte einen beliebten Wagenlenker gefangen gesetzt. Beim

nächsten Rennen verlangte das im Circus versammelte Volk stürmisch seine Freilassung von dem Commandanten. Botherich blieb aber fest, reizte vielleicht auch den Pöbel noch, oder einige Demagogen entflammten den Haß, den die Römer auf alle Barbaren hatten, welche so stolz und mächtig über sie dahinschritten: genug, plötzlich erhob sich die Masse im Aufstande und erschlug den Botherich nebst mehreren anderen hohen Beamten. Theodosius war außer sich vor Zorn. Dem heiligen Ambrosius gelang es zwar, ihn zu beschwichtigen; aber bald darauf gewann der Zorn wieder die Oberhand und riß ihn fort zu einer That, die nicht bloß ihn selbst für alle Zeiten brandmarkt, sondern auch die fluchwürdige Rohheit dieses ganzen Regiments aufdeckt. An die Behörde erging der Befehl, das Volk zu einem Wagenrennen in den Circus zu rufen, in dem Botherich erschlagen war. Das Volk glaubte, der Kaiser habe gnädig verziehen, und der Circus füllte sich; auch aus der Umgegend strömte es herbei. Als nun aber Alt und Jung sich auf den Sitzen drängte, da erschienen statt der Rosse und Wagen Schaaren von Soldaten und begannen ein schonungsloses Gemetzel. Niemand konnte entrinnen; die Ausgänge waren besetzt. Drei Stunden währte das Morden; nach der geringsten Angabe sollen sieben Tausend erschlagen sein. Die Welt war in stummem Entsetzen gefesselt. Wer sollte es wagen, den fürchterlichen Herrn zur Rechenschaft zu ziehen? Da sich der Kaiser in Mailand aufhielt, so zweifelte Ambrosius nicht, daß es s e i n e Pflicht sei, es zu thun, und er verfuhr dabei mit Klugheit und unerschütterlicher Festigkeit. Er vermied es zunächst, ihn zu sehen, und schrieb ihm einen mahnenden Brief. Er erinnerte an Davids Sünde und an Davids Buße. Kein Engel, kein Erzengel vermag eine Sünde zu vergeben; nur denen vergibt der Herr, die Buße thun. Als dann Theodosius zur Zeit des Gottesdienstes ganz wie gewöhnlich die Kirche besuchen wollte, da trat ihm Ambrosius in der Vorhalle entgegen und wies ihn zurück. „Es scheint, o Kaiser," sprach er, „daß du die ungeheuere Größe des Mordes, den du verübt hast, selbst jetzt noch nicht erkennst, nachdem deine Leidenschaft sich gelegt hat. Der Glanz deiner Krone blendet wohl dein Auge und verdunkelt deine Vernunft. Aber bedenke, daß der Mensch gebrechlich ist und gar bald dahingeht. Aus Staub sind wir gemacht, und zu Staub werden wir wieder werden. Du bist davon nicht ausgenommen. Du bist nichts anderes als die Menschen, die du gemordet hast. Wir sind alle Mitknechte e i n e s Meisters und Königs. Kannst du die Augen aufschlagen zum Tempel dieses

dir und ihnen und uns allen gemeinschaftlichen Herrn? Wie willst du die Hände aufheben zum Gebete, die da triefen vom Blute der unschuldig Gemordeten? Willst du mit diesen Händen den hochheiligen Leib des Herrn empfangen? Willst du so sein kostbares Blut in deinen Mund nehmen? Entferne dich von hier und vermiß dich nicht, Frevel auf Frevel zu häufen. Thue Buße, um die Gnade wieder zu erlangen." Acht Monate lang blieb Theodosius in dem Banne; dann that er in der Kirche vor versammelter Gemeinde öffentliche Buße. Unter Thränen und Seufzern flehte er um Gottes Vergebung und gehorchte dem Ambrosius, der ihn ermahnte, ein Gesetz zu erlassen: daß Todesurtheile erst 30 Tage nach dem Ausspruch rechtskräftig und vollziehbar sein sollten.

Dieses Ende wirkt versöhnend. Es ist ja herrlich, daß sich ein Mann fand, der den Muth hatte, einen solchen Kaiser zur Buße zu zwingen; aber was ist das für ein Staat, in welchem ein tüchtiger Kaiser solche Gewaltthat begehen konnte! Denn ein tüchtiger Kaiser war Theodosius trotz alledem, zwar leidenschaftlich im Zorn, aber im Grunde mild, eine hervorragende Persönlichkeit voll Eifer und Kraft. Sein besonderer Ruhm aber ist, daß er in der für die Fortdauer des Reiches entscheidenden Frage über die Stellung zu den Germanen mit Klarheit seine Entscheidung nahm und sie unerschütterlich festhielt. Er wußte ihre Angriffe abzuwehren und ihre Kraft, die sich sonst gegen das Reich gerichtet hätte, demselben dienstbar zu machen. Im Heere wie in der bürgerlichen Verwaltung verwendete er sie zu Tausenden und vertraute ihnen die höchsten Stellen. Es ward ihm nicht leicht gemacht, an diesem Entschlusse festzuhalten. Die öffentliche Meinung empörte sich dagegen, und diese war schon damals eine Macht, namentlich in Fragen, welche die Sitte und Mode, den Glauben und das Gefühl betrafen. In allen möglichen Formen kam diese Stimmung zum Ausdruck. Der Dichter ließ die Göttin Roma Klagen erheben über die Macht dieser Barbaren, der Militär schrieb ein neues Lehrbuch über die Kriegskunst, und ein junger Philosoph, der spätere Bischof Synesius, setzte vor dem Kaiser Arcadius in glänzender Rede auseinander, wie schmachvoll und gefährlich dies Verhältniß sei. „Gleichwie der Körper alle fremden Stoffe ausscheiden muß, wenn er gesunden will, so geht auch das Reich zu Grunde, wenn es die Barbaren nicht ausscheidet. An Männern fehlt es Rom nicht, — wozu also diesen Fremden die Waffen leihen, die sie in jedem Augenblick gegen uns kehren können? Ist es nicht eine Schande, die

curulischen Aemter diesen Pelzträgern zu geben? Manche ziehen ja freilich die Toga an, wenn sie amtliche Handlungen vornehmen; aber zu Hause werfen sie dieselbe ab und höhnen, daß man das Schwert nicht führen könne in solchem Gewande." Diese Rede ist ein schönes Zeugniß für den idealen Schwung, der den an den Schriften der Alten genährten Jüngling über die Misere der Gegenwart hinweghob und ihn vergessen ließ, wo und zu wem er sprach. — Aber damit ist auch schon gesagt, daß die Rede nichts helfen konnte. Zu wem sprach er die schönen Worte? Zu dem Schwächling Arcadius, der im besten Falle sich einen Augenblick angeregt fand, um im nächsten Momente seine Günstlinge weiter wirthschaften zu lassen. Und hätte er sie auch zu einem Helden gesprochen, wäre er auch selbst ein Staatsmann gewesen, die Thatsache hätte sich doch nicht ändern lassen, daß die römische Gesellschaft nicht mehr im Stande war, ein Heer zu schaffen, wie es der römische Staat nöthig hatte. Aber eben weil die Thatsache unabänderlich war, so krampfte sich das Herz leidenschaftlich zusammen, und die hoffnungslose Verzweiflung erging sich bald im heftigsten Schelten auf die treulosen Geten, die man doch nicht entbehren konnte, bald zauberte sie sich glänzende Bilder von Roms Größe vor. Meist blieb dies Schwärmen freilich im höfischen Tone und mischte sich mit der Schmeichelei gegen den Kaiser oder einen seiner Gewaltigen; aber bisweilen sprengten der Schmerz und die Sehnsucht die Fesseln der Phrasen, so daß selbst das faltenschwere Gewand der hergebrachten Rhetorik das glühende Herz nicht verhüllen kann. „Höre mich, Königin, du, die Schönste der Welt, die dein Eigen, Roma, ins selige Reich himmlischer Sphären versetzt! Hebe den Lorbeer empor deiner Stirn im Schmucke der Jugend, Zeige, von Locken umwallt, Roma, das heilige Haupt. Was da dem Untergang nicht ist geweiht, es hebet aus Tiefen Bergender Wasser empor sich mit gedoppelter Kraft. Wie zur Erde geneigt die Fackel verdoppelt die Flamme, Strebst zu höherem Glanz du nach Verdunklung hinan." So sang Rutilius Namatianus nach der Plünderung der heiligen Stadt, und Claudian hat ähnliche Stellen. Mit solchen Hoffnungen mochte der Dichter sich hinwegheben über die Noth der Zeit und sich dann dem Zorn überlassen gegen das „treulos freche Volk der Geten". Theodosius empfand wohl ähnlich; aber er wußte, daß ein König nicht nach seinem Gefallen handeln darf: er ließ sich weder von dem Haß noch von der Liebe das Auge blenden. Er hatte eingesehen, daß er die Barbaren nicht entbehren konnte, und er han-

delte darnach. Es war nicht jene jugendliche Freude an den wilden Gesellen, welche den Gratian zu ihnen zog; Theodosius hielt sich an sie aus bitterer Nothwendigkeit.

Die Gothen wußten, was die Römer von ihnen dachten, und sie zahlten ihnen ihre hochmüthige Verachtung mit Zinsen zurück. „Es ekelt mich, diese Memmen niederzuhauen," sagte ein gothischer Häuptling, und in den Quartieren traten sie nicht selten auf wie die Herren. Bald wollten sie die Lieferungen nicht nehmen, bald ohne Geld kaufen. Eine Abtheilung, die vor Tomi lagerte, trieb es so arg, daß zuletzt der energische Commandant der Stadt einen Angriff auf sie machte und einen Theil derselben zusammenhieb. Aber statt der Auszeichnung empfing er Tadel. Die Römer sollten sich fügen, sagte Theodosius, solange nicht Verrath drohe; duldete doch der Kaiser, daß an seiner Tafel ein Häuptling den anderen niederstieß. Auf die Dauer konnte das freilich nicht so fortgehen, weder die Römer noch die Gothen konnten in dieser halben Stellung verharren, und je länger die Gothen diesen Einfluß im Reiche genossen, um so furchtbarer mußte die Katastrophe werden, wenn sie sich gegen dasselbe erhoben. Den Theodosius trifft deshalb kein Vorwurf. Der Arzt muß die dringende Gefahr beseitigen, selbst wenn das Mittel auch das schleichende Uebel steigern sollte. Ob Theodosius ein Gefühl davon hatte? Wenn es der Fall war, so hatte er doch keine Zeit, sich diesem Gefühle hinzugeben. Inmitten der großen Gefahren gingen die laufenden Geschäfte ruhig fort, und die Befehlmaschine des Cabinets verarbeitete wie im tiefsten Frieden Großes und Kleines. Was gerade einen Vertreter fand, das ward untersucht und gab Anlaß zu einer Verfügung. „Wenn eine Legion an einem Flusse lagert, so darf Niemand den gemeinsamen Becher beschmutzen oder das Pferd da in die Schwemme reiten, wo sein schmutziger, nackter Körper die keuschen Augen der Kameraden beleidigt (publicos oculos incestet); fern von den Blicken aller und unterhalb des Lagers soll es geschehen." So verfügte Theodosius 391, kurz bevor er Italien verließ. Inmitten der krachenden Ruinen des zusammenbrechenden Reiches, inmitten der tausend Gewaltthätigkeiten und Meutereien der Soldaten beschäftigte sich die kaiserliche Allmacht mit einem Gebot, das der gute Offizier und die gute Truppe nicht nöthig hat, und das die ungehorsame nicht bessert. Man möchte darüber spotten, aber man soll es nicht. Diese mechanische Arbeit hatte auch ihren Segen, einen Segen, den man gerade in solchen Convulsionen nicht entbehren kann. Sie half hinweg über die

Verzweiflung, sie erweckte wenigstens die Täuschung, als leistete man etwas.

Aber alle diese Dinge bildeten erst die eine Hälfte der Sorgen und Mühen des Kaisers, ähnlich schwere Aufgaben stellten ihm die kirchlichen Angelegenheiten. In allen Theilen des Reichs, namentlich in den großen Städten, bekämpften sich die kirchlichen Parteien auf das Heftigste. Vielfach entsprang der Streit in letzter Quelle nur aus einer elenden Personenfrage, nur aus der Erbitterung und Wuth unter den Anhängern zweier Prätendenten auf ein Bisthum. Die Bisthümer waren zu stolz geworden, gar zu reich und zu begehrenswerth. „Die Hyparchen und Toparchen," sagt Chrysostomus, „genießen keine solche Ehre wie die Häupter der Kirche. Wer ist der Erste, wenn er an den Hof, wer, wenn er in den Zirkel der Frauen, wer, wenn er in den Kreis der Vornehmen kommt? Keiner geht ihm an Rang vor." In den wüthenden Kämpfen zwischen Damasus und Ursinus, welche beide der orthodoxen Partei angehörten und doch zwanzig Jahre lang mit Lüge und Gewalt um das römische Bisthum stritten, bewahrte allein der damalige Präfect von Rom den Ruhm der Mäßigung, und der war ein Heide. Spottend sagte er: „Macht mich zum Bischof von Rom, dann werde ich auch Christ." Aehnliche Kämpfe erfüllten Antiochia, Ephesus, Constantinopel und noch andere Städte. Zahlreiche Menschen verloren dabei ihr Leben oder doch ihre Ehre und ihre Freiheit, und den Kaisern bereiteten sie unsägliche Mühen und Verlegenheiten. Ihre Minister und Generale wurden in denselben verbraucht und durch dieselben gestürzt. Aber damit waren die Ansprüche noch nicht erschöpft, welche die Kirche an die Zeit und die Kraft der Kaiser stellte. Auch den eigentlichen Glaubenskampf sollten diese entscheiden. Sie waren dabei in einer Lage, die ihnen das Blut in die Wangen treiben mußte, wenn sie einmal zum Bewußtsein derselben kamen. Sie waren das Werkzeug der Priester. Wollte ein Kirchenfürst den schonenden, zaudernden Kaiser antreiben, daß er die Ketzer vernichte, ihre Kirchen schließe, ihre Güter einziehe — dann rief er ihm zu: „Was zauderst Du? Bist Du nicht der Herr? Gab Dir Gott nicht die Gewalt, sie zu gebrauchen?" Sollte ihm aber eine Kirche genommen und einer anderen Partei gegeben werden, dann rief er: „Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Das Gebiet des Kaisers ist der Palast, das Gebiet des Priesters ist die Kirche. Dir ist Recht über die weltlichen Dinge verliehen, nicht

über die heiligen". Aber schließlich lag die Entscheidung doch bei dem Kaiser, und in diesen Jahren haben die Kaiser Gratian, Theodosius und Maximus durch ihren Befehl und ihre Soldaten entschieden: daß die Kirche und ihre Pfründen der Partei des Ambrosius zugehören sollten, daß alle abweichenden Lehren Ketzerei seien, und daß Ketzer und Heiden ihren Gottesdienst fürder nicht mehr pflegen dürften. Durch diese Erlasse wurden die Grundlagen gelegt zu der allmächtigen Kirche, welche die germano-romanischen Staaten der folgenden Periode nach langem Kampfe in ihre Bahnen zwang und die Idee des römischen Weltreiches in das Mittelalter hinüberrettete. Aber die Durchführung jener Erlasse kostete den Kaisern schwere Opfer und verwickelte das Reich in vielerlei Gefahren.

Bis 379 saßen im Orient die Arianer in den wichtigsten und reichsten Stellen — in Gallien und Spanien verbreitete sich die Sekte der Priscillianisten und zwar gerade unter der herrschenden Klasse der Reichen und Gelehrten, und in Rom war die vornehme Gesellschaft zu einem bedeutenden Theile noch heidnisch. Als Theodosius im November 380 gleich nach seinem Einzug in Constantinopel den arianischen Bischof der Hauptstadt entsetzte und Gregor von Nazianz zum Bischof erhob, da war die Hauptstadt fast ganz arianisch, und die Orthodoxen bildeten nur ein kleines Häuflein. So entstand denn eine furchtbare Aufregung. Soldaten mußten die Kirche besetzen, Soldaten den Bischof umgeben, als er eingeführt werden sollte; der Kaiser selbst leitete ihn. Gregor hat die Scene nie vergessen. Alle Straßen und Plätze waren von einer wüthenden Menge angefüllt, die Häuser bis ins dritte Stock hinauf von Zuschauern besetzt. Die einen fluchten dem frechen Priester, der sich der andersgläubigen Gemeinde aufdringen wolle, die anderen flehten den Kaiser an, ihnen den Glauben nicht zu nehmen. In der Kirche standen die Soldaten dem Volke gegenüber — aber es kam nicht zum Kampfe. Theodosius war fürchterlich in seinem Zorn, und seine Truppen waren zahlreich. So löste sich denn die Wuth in Thränen auf — es war, als wäre man in einer eroberten Stadt. Und das wagte Theodosius, während der gothische Krieg noch in hellen Flammen durch die Halbinsel tobte. Es war ein gefährliches Spiel, und sogar nach zwanzig Jahren hatte sich die Spannung noch nicht gelegt. Wohl ging die Masse jetzt in die orthodoxen Kirchen, aber die kräftigsten Seelen unter den Arianern harrten aus. Oft hörte man Nachts ihre feierlichen Gesänge durch die Straßen schallen. Ihr religiöses Leben blühte unter

dem Drucke nur um so reicher, und als in dem Kriege gegen Maximus sich einmal das Gerücht verbreitete, Theodosius sei erschlagen, da erhoben sich alsbald die Arianer im Aufstande. Am gefährlichsten aber war die Unzufriedenheit der Gothen. In Constantinopel hatten sie eine Kirche und an manchen anderen Orten ebenfalls; das Gesetz konnte nicht ausgeführt werden, wo sie in Menge waren; — aber ihr Glaube war doch geächtet, und im Falle eines Aufstandes der Arianer waren diese christlichen Gothen eine zweifelhafte Stütze des Kaisers.

Ebensowenig wich das Heidenthum ohne Widerstand. In Alexandrien kam es zu einem leidenschaftlichen Kampfe, und in Rom waren sehr einflußreiche Kreise auf das tiefste verletzt und erbittert, als Gratian und Theodosius die seit Julian genossene Religionsfreiheit wieder aufhoben. Widerstand wagte man freilich nicht. Man legte sich aufs Bitten. Alle hohen und stolzen Erinnerungen der Vergangenheit, alle Schatten derer, die einst hier unter der Götter Schutze herrliche Thaten vollbrachten, wurden beschworen, um die Kaiser zu erweichen. Die Aufregung schien dann zwar sanft verklingen zu wollen in den schöngeformten Worten des Symmachus, der im Namen des Senates für die Erhaltung des Altars der Victoria bat, aber im Stillen blieb der Groll, und zehn Jahre nach jenem Edicte des Gratian, das diesen Altar zerbrach, erhob sich Rom für den Usurpator Eugenius, der den Heiden Religionsfreiheit gewährte.

Allein obgleich dem Reiche so viele Gefahren daraus erwuchsen, so war es doch die rechte Zeit zur Aufrichtung der Alleinherrschaft der Lehre von Nicäa, die dann nach dem Siege den Namen der orthodoxen behauptete. Gratian und Theodosius thaten, was die Zeit erforderte, als sie das Heidenthum und den Arianismus vernichteten. Glaubensfreiheit war unmöglich, eine Entscheidung mußte getroffen werden, und jede andere hätte noch größere Gefahren heraufbeschworen. Theodosius hatte einige Male geschwankt. Der ehrwürdige Ulfila, der gewandte Eunomius und andere hervorragende Vertreter des Arianismus machten Eindruck auf ihn; aber zuletzt ward er doch bei dem Bekenntniß des Athanasius festgehalten, und da that er denn mit der ihm eigenen Energie das, wofür er sich entschieden hatte. Der Führer in diesem Kampfe war der heilige Ambrosius. Gratian stand zu ihm wie ein Sohn zu dem Vater, und Theodosius sagte, nur einen kenne er unter allen Bischöfen, der des Bisthums würdig sei, und das sei Ambrosius. Ambrosius hatte mancherlei und sehr bedeutende Gaben; aber keine unter allen war größer als das Fein-

gefühl des Staatsmannes für das, was möglich, was durchführbar war. In den Mitteln war er nicht wählerisch. Als Gratian 378 in den Orient zog, um Valens von den Gothen zu befreien, da bat er den Ambrosius um eine Auseinandersetzung über den Glauben. Während derselbe an der Arbeit war, erfolgte die Katastrophe von Adrianopel; aber Ambrosius trauerte nicht lange. Der Geschäftsmann der Kirche nutzte die Conjunctur aus. War doch das Haupt der Arianer erschlagen. Mit harter Theologenlogik setzte er dem jungen Kaiser auseinander, daß das Unglück ganz allein eine Strafe für die arianische Irrlehre des Valens sei. Nie werde Italien von den Barbaren so zerrissen werden, denn Jesus schütze das rechtgläubige Land. Armseliger Prophet! Wenige Jahre noch, und Italien wurde von demselben Feinde ebenso wehrlos plündernd durchzogen. Hätte es Ambrosius jedoch erlebt, so würde er sich seiner Prophezeiung trotzdem nicht geschämt haben, er hätte eine Erklärung bereit gehabt. Denn so war sein Wesen. Er war keine zarte, reflectirende, er war eine praktische Natur, er war stets überzeugt, das Rechte gethan zu haben. Das aber lieh ihm eine so unwiderstehliche Kraft, daß er mit dieser praktischen Zuversicht und Kühle eine aufrichtige, tiefe Empfindung im innersten Herzen verband. In die Aufgaben des Tages durfte sich dieses Empfinden nicht mischen, wenigstens nicht störend, aber es bildete den Jungbrunnen, in dem er sich für die Kämpfe des Lebens erneute. Er konnte sogar schmeicheln wie nur ein Höfling; selbst die heiligen Dinge waren ihm nicht heilig genug, um sie dazu nicht zu mißbrauchen, wenn es der Augenblick forderte. So verknüpfte er jene frevelhaften Betrachtungen über den todten Kaiser mit gar reichlichen Schmeicheleien an den lebenden. „Die Königin des Ostens kam zu Salomon, um Weisheit zu hören, so bist Du zu mir gekommen. Aber ich bin kein Salomon, und Du bist kein gewöhnlicher König über ein einziges Volk, sondern der Herr des Erdkreises. Du kommst auch nicht, um zu lernen, sondern um zu prüfen; denn was könntest Du, erhabener Kaiser, noch lernen über den Glauben, dem Du von Jugend an mit inniger Liebe zugethan bist?" In diesem Tone geht es fort, und so schrieb Ambrosius an den Jüngling, dem ein guter Pfeilschuß ein Ereigniß war, und der über den Reiterkünsten seiner Alanen und über den wilden Thieren in seinem Garten oft genug Land und Regiment vergaß. Auch war das keine vereinzelte Verirrung: in den Grabreden auf Gratian und Valentinian kommen noch schlimmere Dinge vor. Man muß das nicht verhüllen durch Betrachtungen über den höfischen

Stil der Zeit; es charakterisirt den Mann, daß er ein so vollendeter Höfling sein konnte. Alle diese Mängel und Schwächen treten aber zurück, wenn man den Mann im Ganzen betrachtet. Da erscheint er als der Bannerträger einer siegreich vordringenden Macht, voll gläubigen Vertrauens auf den Sieg seiner Sache. Er sucht nicht sich und seinen Ruhm — es ist ihm gleich, ob er heute oder morgen auf diesem Felde dahinsinkt. Er fällt auf seine Fahne, und der Geist, der ihn treibt, wird in einen anderen fahren, und der wird die Fahne weiter tragen — weiter bis ans Ziel.

In der gesammten Kirche war dies Gefühl der Vollendung, oft freilich nicht ohne Beschämung darüber, wie wenig doch diese Kirche dem Bilde entsprach, das die sehnende Erwartung der Gläubigen einst geschaut hatte in den Tagen der Verfolgung. Es ging ihnen, wie es uns heute ergeht, da uns die Hoffnung unseres Lebens erfüllt und Deutschland zu einem großen Staate geeinigt ist. „Gleich einer Wittwe ist die Kirche," klagte Chrysostomus, „die ehemals reich war und nun die Laden aufzieht und die Kasten, die einst voll lagen von Schmuck, und siehe, sie sind alle leer." Aber überwiegend war in der Kirche doch das Gefühl der Sicherheit. Und nun richtete man sich ein und eroberte nach und nach alle die verschiedenen Gebiete des Lebens und machte sie sich dienstbar. Denn bis dahin waren einflußreiche Schichten der Gesellschaft noch heidnisch und ebenso die Formen des öffentlichen Lebens zu einem großen Theile. Die Kaiser führten noch bis auf Gratian Titel und Abzeichen des heidnischen Oberpriesters; im Senat ward noch geopfert auf dem Altar der Victoria, zahlreiche hohe Beamten waren noch Heiden, die Circusspiele und die anderen Volksbelustigungen hatten heidnisches Ceremoniell, beim Gelage trank man zu Ehren der Götter, und die Literatur bewegte sich in heidnischen Bildern und Vorstellungen. Auf allen diesen Gebieten machte die Kirche gewaltige Fortschritte, und am bedeutsamsten war es, daß sie auch auf dem Gebiete der schönen Literatur eine überlegene Kraft entfaltete.

Freilich die christlichen Vergile und Homere, die damals wie Pilze aus der Erde schossen, waren selten genießbar; aber daneben erstand auch eine christliche Volkspoesie, in welcher das neue Leben, das die Christen erfüllte, einen reinen und kräftigen Ausdruck fand. Es ist bezeichnend, daß auch hier Ambrosius der Führer war. Mit dem heiligen Hilarius von Poitiers war er für die altlateinische Kirche, was Luther für den Protestantismus wurde. Er traf den Ton so

sehr, daß man diese ganze Hymnenpoesie ambrosianische Hymnen zu nennen sich gewöhnt hat. „Es ist nichts weniger, als ein neuer Gedanke, der uns hier rührt, dort mächtig erschüttert; Gedanken sind in diesen Hymnen überhaupt sparsam. Manche sind nur feierliche Recitationen einer bekannten Geschichte, oder sie sind bekannte Bitten und Gebete. Fast kommt der Inhalt aller in allen wieder. Selten sind es auch überraschend feine und neue Empfindungen, mit denen sie uns etwa durchströmen; auf das Neue und Feine ist in den Hymnen gar nicht gerechnet. Was ist es denn, was uns rührt? Einfalt und Wahrheit. Hier tönt die Sprache eines allgemeinen Bekenntnisses, Eines Herzens und Glaubens. Die meisten sind eingerichtet, daß sie alle Tage gesungen werden können und sollen, oder sie sind an Feste der Jahreszeiten gebunden. Wie diese wiederkommen, kommt in ewiger Umwälzung auch ihr christliches Bekenntniß wieder. Zu fein ist in den Hymnen keine Empfindung, keine Pflicht, kein Trost gegriffen; es herrscht in ihnen allen ein allgemeiner populärer Inhalt in großen Accenten." (Herder.)

O selig Licht, Dreifaltigkeit,
O Einheit du vor aller Zeit,
Nun uns der Sonne Glanz gebricht,
Gieb du in unser Herz dein Licht.

Lob sei dir, wenn die Sonne steigt,
Lob sei dir, wenn der Tag sich neigt,
Lob bring in Demuth unser Sinn
Dir dar durch alle Zeiten hin [1]).

Welch ein Schwung bei aller Einfachheit, welch eine Innigkeit trotz der Sprödigkeit des dogmatischen Stoffes! Diese Lieder übten auf die Gemeinde eine ungeheure Wirkung aus; mit diesen Liedern wehrte Ambrosius den Soldaten Valentinians den Eingang in die Kirche; sie trugen die Begeisterung der Führer in die Herzen

[1]) O lux beata, trinitas
Et principalis unitas,
Jam sol recedit igneus
Infunde lumen cordibus,

Te mane laudum carmine
Te deprecemur vesperi.
Te nostra supplex gloria
Per cuncta laudet saecula.

der Menge, und in ihnen fanden die erschöpften und erstorbenen Gemüther der vornehmen römischen Kreise neues Leben, in ihnen freilich auch der Fanatismus seine gefährlichste Waffe. Unter dem Gesange dieser Lieder rannten die Parteien aufeinander im nächtlichen Straßenkampf, und rüsteten sie sich zum Intriguengefecht der Concilien.

Dieser Ausbau der katholischen Kirche und die Behandlung der Germanen bildeten die beiden wichtigsten Aufgaben der Zeit des Theodosius, jede von ihnen schwer genug, die Kraft eines Mannes für sich allein zu erfordern. Da war es für Theodosius ein großer Gewinn, daß Ambrosius mit unerschütterlicher Kraft und Klarheit in der kirchlichen Frage alle Zweifel beseitigte und die Wege wies. Um so mehr Kraft konnte er selbst nun der politischen Aufgabe widmen — aber freilich auch so konnte er die bevorstehende Auflösung des Staates nur verzögern, nicht verhindern. Mit seinem Tode begann der letzte Act der großen Tragödie.

Sechstes Capitel.

Alarich und Stilicho.

„O, wie selig entfuhr zum Olymp Dein Vater in Ruhe,
Weil ihm Du hier folgst! Wie schaut er heiter im Aether,
Wie Du ihn durch Thaten erhebst! —"

So sang Claudian im festlichen Liede, als nach jahrelanger, oft verzweifelter Noth und Angst Stilicho Italien und Rom einen Augenblick der Ruhe verschafft hatte. Und um die Freude Roms vollzumachen, kam der junge Kaiser Honorius selbst zur heiligen Stadt, die längst aufgehört hatte, der Sitz der Kaiser zu sein. Zwanzig Jahre war Honorius alt; seit zehn Jahren führte er den Titel „Kaiser", und seit acht Jahren regierte er nun die Westhälfte des Reiches, die ihm sein Vater 395 sterbend übergeben hatte. Zum sechsten Male sollte er das Consulat bekleiden. Im Triumph zog er in die Stadt ein als Sieger über die Gothen. Seit hundert Jahren hatte Rom dies Schauspiel nicht gesehen — alle Erinnerungen wurden wachgerufen, aller Glanz wurde entfaltet. Der Strom der Festfreude schwemmte die Sorge und die Erinnerung an die Tage der Angst hinweg, und der Dichter tauchte seinen Pinsel hinein in all den Glanz und Schein und schrieb jene Verse, die dem nüchternen Leser wie Hohn, wie beißende Satyre klingen müssen: „O, wie selig entfuhr zum Olymp Dein Vater!" — Todesmüde legte Theodosius sein Haupt zum Schlafe nieder; aber solange ihm Bewußtsein blieb, mußte er in Verzweiflung ringen mit dem Tode, daß er ihn doch nicht schon jetzt hinwegreiße, wo die beiden Nachfolger noch Knaben waren von achtzehn und von zwölf Jahren und doch das Reich in diesem traurigen Zustande übernehmen sollten [1]).

[1]) An einer anderen Stelle XV, 293 schildert Claudian den Zustand, wie er wirklich war.

So mild Theodosius auch die geschlagene Partei behandeln mochte — Aufregung und Wuth erfüllten noch immer die Herzen. Auch ein Kampf war noch zu bestehen. Seit 386 hatte Theodosius dem Maurenkönige Gildo die Verwaltung Afrika's übertragen; er führte den Titel eines magister militum, er war einer der hohen Würdenträger des Reiches, aber er war doch zugleich Fürst eines Barbarenvolkes. Nicht bloß die Truppen von Afrika standen unter seinem Befehl, sondern auch die bürgerliche Verwaltung: er war dem Namen nach ein Beamter, der Sache nach ein Vicekönig. Doppelt wichtig war diese Stellung, weil die Verpflegung Roms auf die Getreidelieferungen Afrika's angewiesen war. Ehe Constantinopel erstand, sorgten auch die Lieferungen Aegyptens für Rom; aber seitdem waren diese für die neue Hauptstadt bestimmt, und Rom mit seinen Hunderttausenden dem Hunger preisgegeben, wenn der Statthalter von Afrika die Getreideschiffe im Hafen von Carthago zurückhielt. In den ersten Jahren blieb Gildo treu; aber als Theodosius den Krieg gegen Eugenius rüstete, da weigerte er sowohl Schiffe wie Mannschaft. Theodosius hatte es hingehen lassen müssen, und auch nach dem Siege am Frigidus fehlte ihm Zeit und Kraft, den Rebellen zu züchtigen. Er mußte zufrieden sein, daß derselbe die Lieferungen nicht zurückhielt. Aber was war von ihm zu erwarten, wenn die Knaben regierten? Diese Gefahr, dann die Parteien in der Kirche, die trostlosen Zustände des Heeres, das sich gewöhnt hatte, einen Herrn nach dem anderen zu verrathen, und endlich die unvermeidliche Rivalität der hervorragenden Männer des Hofes, die jetzt, da die Stelle eines allmächtigen Majordomus der Preis des Spieles war, in hellen Flammen auflodern mußte: diese Gedanken bedrückten ihn schwer.

Das Ostreich sollte Arcadius regieren, den Westen Honorius. Schon seit einem Jahrhundert war es üblich, das Reich zu theilen, und die Gründung von Constantinopel, dem neuen Rom, wie man gern sagte, gab dieser Sitte den schärfsten Ausdruck. Der griechische Osten ward dem lateinischen Westen entgegengestellt. Aber die Einheit des Reiches ward dabei nicht aufgegeben. Es sollte eine Theilung der Regierung sein, nicht eine Theilung des Staates. Die Consuln waren gemeinsam, und die Gesetze der einzelnen Kaiser gaben sich formell als gemeinsame Erlasse der zwei oder mehr Kaiser. So haben es auch die Brüder Arcadius und Honorius gehalten und ebenso deren Nachfolger. Allein trotzdem pflegt man mit dem Tode des Theodosius die Einheit des römischen Reiches als beendet zu betrachten;

denn von da ab begann eine ganz entgegengesetzte Entwicklung der beiden Theile. Der Osten blieb in den alten Formen, und noch mehr als tausend Jahre residirten in Constantinopel römische Kaiser. Das Westreich zerfiel schon nach wenigen Decennien. Diese theilweise Zerstörung des Reiches war nicht abzuwenden. Die Angriffe der Germanen, welche es auf allen Seiten bedrängten, fanden kein Ende, bis sie ein hinreichend großes Gebiet eingenommen hatten. Es wiederholte sich die Zeit Aurelians, wo auch erst die Ueberlassung von Dacien an die Gothen dem übrigen Reiche den Frieden sicherte. Zweifelhaft war dagegen, welcher Theil des Reiches geopfert werden müsse. Anfangs hatte es den Anschein, als sollte die Balkanhalbinsel germanisirt werden; — da aber führte der Gang des Krieges die Schaaren der Gothen von der Donau an den Po und weiter an den Rhone und den Ebro. Die Plünderung von Italien und die Eroberung von Gallien und Spanien befreiten das Ostreich. Nicht das Schwert seines Kaisers hat diesen Theil des Reiches gerettet, sondern die glückliche Ablenkung der feindlichen Ströme. Diese Zeit der Auflösung, die mit dem Tode des Theodosius begann, zerfällt in zwei Abschnitte. In dem ersten stand Stilicho im Mittelpunkte der Ereignisse und hielt die Ueberlegenheit Roms über die Barbaren aufrecht, im zweiten Abschnitte Alarich, der diese Ueberlegenheit, wenn auch gegen seinen Willen, zerstörte. Dieser zweite Abschnitt reicht über den Tod Alarichs hinaus: vom Standpunkte der römischen Geschichte endet er erst 476, vom Standpunkte der Entwickelung der Germanen endet er 419, mit der Gründung des ersten germanischen Culturstaates.

Stilicho war der Sohn eines Vandalen, der unter dem Kaiser Valens († 378) eine Abtheilung germanischer Reiter befehligte. Geboren um 360 wuchs er in überwiegend römischer Umgebung auf, ohne sich dem germanischen Wesen ganz zu entfremden. Seine Feinde unter den Römern schalten ihn einen Barbaren; der spitzige Hieronymus nannte ihn einen Halbbarbaren (semibarbarus), und noch am Ende seines Lebens hatten die barbarischen Truppen ein näheres Verhältniß zu ihm: aber sein Vaterland fand er in Rom. Nichts ist ungerechter als die Verleumdung, daß er das Reich den Barbaren verrathen habe. Die Behauptung ist auch sinnlos: es gab gar keine barbarische Macht, an deren Förderung Stilicho ein irgendwie denkbares Interesse hätte nehmen können. Mit seinen persönlichen Interessen, sogar mit

seiner Familie war er an das kaiserliche Haus geknüpft, und seine ganze Kraft hat er treu in Roms Dienste gestellt. Im römischen Reiche der Erste zu sein nach dem Kaiser, das war sein Ehrgeiz und das Ziel seiner Wünsche. Er hatte es früh erreicht. Von gebietender Gestalt und begabt mit klarem, sicherem Geiste stieg er schnell von Stufe zu Stufe. Als Offizier wie als Diplomat mit Auszeichnung genannt, war er bald der erklärte Liebling des Theodosius, der ihm sogar seine Adoptivtochter Serena zur Frau gab. Schon 385, ehe er noch dreißig Jahre alt war, erhielt er ein selbständiges Commando und 392 die Würde eines magister militum, die höchste militärische Würde, die das Reich kannte. Bei seinem Tode übergab ihm Theodosius das Obercommando über die vereinigten Armeen der beiden Reiche und legte ihm ans Herz, über beide Söhne väterlich zu wachen. Keinem besseren Manne konnte sie Theodosius empfehlen. Dreizehn Jahre hindurch hat Stilicho darnach das Westreich regiert und in der kirchlichen Frage wie in der Behandlung der Germanen nach den Grundsätzen seines Meisters und Vorbildes Theodosius regiert — aber ohne dessen leidenschaftlichen Zorn und den Germanen gegenüber mit größerer Vorsicht. Was ein Mann thun konnte, das Land zu retten, das hat Stilicho gethan. Nach der Schlacht am Frigidus hatten zwar die Truppen des Eugenius dem Theodosius gehuldigt, und die Legionen des Ostens und Westens waren wieder, was sie sein sollten, Truppen eines Reiches, die nur zufällig theils hierhin, theils dorthin commandirt waren. Allein sie hatten doch miteinander gefochten. Die Donauarmee hatte doch die Rheinarmee besiegt; das konnte keiner vergessen. Neckereien begannen, wo immer die Leute sich trafen, in dem Zelte des Marketenders wie beim Schwemmen der Pferde. Von Worten kam es dann oft zu Schlägen, und gerade in der Zeit, da Theodosius starb, drohten diese Schlägereien in Schlachten auszuarten. Stilicho's Klugheit gelang es, diese Aufregung zu beruhigen, und dann machte er sich an die noch schwerere Arbeit, die in Folge des Bürgerkrieges über Tausenden schwebende Rechtsunsicherheit zu beseitigen. Er bestätigte die Gültigkeit der unter Eugenius vollzogenen Rechtsgeschäfte, gab denjenigen, die durch den Tyrannen an Amt und Ehre geschädigt waren, ihre ehemalige Stellung zurück und bestimmte, daß auch diejenigen Beamten, welche in den Dienst des Eugenius getreten waren, keinen Makel und keine Strafe erleiden sollten. Nur verloren sie die höheren Posten, die ihnen Eugenius etwa verliehen hatte, und traten in ihre frühere Stellung zurück. Die gleiche Milde

und Gerechtigkeit athmeten alle seine Erlasse; selbst in den bösen kirchlichen Kämpfen wußte er sie zu bewahren. Uneingeschränkte Cultusfreiheit konnte er freilich nicht gewähren. Das wäre damals die Entfesselung des Krieges Aller gegen Alle gewesen. Er hielt den Grundsatz des Theodosius fest: es soll nur eine katholische Kirche geben, nur eine Heilsanstalt, und das soll die Kirche sein, welche den Sohn dem Vater gleich ehrt, die Kirche des Athanasius und Ambrosius. Den anderen Parteien schloß er die Tempel und die Kirchen und untersagte ihnen auch die private Ausübung des Cultus; aber persönlich blieben sie unangefochten. Die Ehren und Aemter des Staates standen dem Heiden und Sectirer ebenso gut offen wie dem Anhänger des Nicäischen Bekenntnisses. Den Heißspornen der Partei genügte er damit nicht; aber der heilige Augustinus, der damals so recht in der Kraft seiner Jahre stand, war des Lobes voll und schrieb gewissermaßen das Programm der kirchlichen Politik Stilicho's: Niemand soll zur Annahme der wahren katholischen Lehre gezwungen werden [1]); nur der soll sie bekennen, der es freiwillig thut und ohne Furcht. Sonst füllen wir unsere Kirche mit Heuchlern.

Stilicho konnte nicht alle Strafedicte vermeiden. Wenn die Ketzer, denen ihre Kirchen genommen waren, ihre gottesdienstlichen Versammlungen auf Friedhöfen oder in versteckten Räumen hielten, wenn ihre nächtlichen Processionen die Straßen füllten, wenn ihre frommen Lieder dann zum Schlachtruf wurden und die Gegner mit einem anderen Liede auf sie eindrangen, da war mit der kirchlichen Streitfrage die bürgerliche Ordnung unlösbar verknüpft, da mußte der Staat eingreifen. Gegen die unruhigen Donatisten und die als Zauberer angesehenen Manichäer und Priscillianisten wiederholte Stilicho deshalb die alten Strafedicte. Aber auch wenn er strafen mußte, bot er den Verirrten gleichzeitig die Hand zum Frieden. Wer zurücktreten wollte zur katholischen Kirche, der sollte mit dieser einfachen Erklärung frei sein von allem Makel und allen Strafen: „denn bei der Religion soll Niemand vergebens Hülfe suchen" [2]).

---

[1]) In einem Briefe ad Bonifacium: Ita enim existimabamus . . posse libere doceri et teneri Catholicam veritatem, ut ad eam cogeretur nemo, sed eam qui sine formidine vellet sequeretur, ne falsoset simulatores Catholicos haberemus.

[2]) Codex Theodosianus, lex 41 de haereticis vom Jahre 407. Quicunque igitur haereticorum, sive Donatistae sint, sive Manichaei vel cujuscunque alterius pravae opinionis ac sectae . . . Catholicam fidem et

Gleich schonend verfuhr er gegen die Heiden. Die alten Gesetze, welche die Opfer verboten, wurden aufrechterhalten; aber die herkömmlichen Festfreuden, die Umzüge, die feierlichen Gastmahle, kurz alles, was nur der Sitte angehörte, was nach und nach durch die christliche Kirche seine Heiligung gewinnen konnte, alles das wurde gestattet und geschützt. Kräftig wehrte er namentlich den wüthenden Mönchsbanden, die ihr Christenthum durch Zerstörung der heidnischen Tempel zu bethätigen suchten. Der Unfug hatte schon unter Theodosius angefangen und war einige Male straflos geblieben, da der heilige Ambrosius seinen Einfluß auf Theodosius zu Gunsten der Ruhestörer mißbrauchte; aber Stilicho wollte dergleichen nicht dulden. Er faßte die Tempel als öffentliche Gebäude, die den Städten zur Zierde gereichten, und er war empört, daß der Frevel den Rest von Glanz und Schönheit zerstören wollte, der in dem Elend dieser Tage wenigstens die Erinnerung an die Größe der Vorfahren noch wacherhielt. Es sah furchtbar aus in dem Reiche. In dem einen Kriege war diese, in dem anderen jene Provinz verwüstet; die Städte standen öde; die Bewohner waren auf die Sclavenmärkte geschleppt, Römer von Römern. Die Straßen waren zerfahren und verfallen. Da war Stilicho unermüdlich thätig. Kein Privileg sollte schützen, alle Anlieger sollten zu den Kosten beitragen, welche die „endlosen Strecken verdorbener Straßen erforderten.“ Selbst die kaiserlichen Domänen sollten nicht ausgenommen sein. Zugleich bemühte er sich, durch zahlreiche Erlasse die kaiserliche Post auf diesen Straßen wieder dienstfähig zu machen. Aber sie haben schwerlich geholfen, es war ein unglückliches Institut. Schaaren von Bauern sind unter den Frohnden zu Grunde gegangen, die es forderte, und doch leistete es dem Staate nur geringe Dienste [1]). Mit rücksichtsloser Energie wehrte er endlich den Gewaltthaten der Soldaten, den Uebergriffen der Richter, die in diesen Zeiten der Verwirrung in dem schamlosen Mißbrauch der Amtsgewalt ganz hartnäckig zu sein wagten, und den Ungerechtigkeiten der Steuererheber.

---

meritum (quae omnes homines cupimus observare) simplici confessione susceperint, licet adeo inveteratum malum longa ac diuturna meditatione nutriverint ut etiam legibus ante latis videantur obnoxii . . . ., ab omni noxa absolvendos esse censemus . . . . Quia nusquam debet in miseriis invocatum religionis deesse subsidium.

[1]) Dies ergiebt sich aus den Beschränkungen, die der Benutzung gezogen werden mußten.

Besondere Sorge widmete er der Stadt Rom. Der Bürgerkrieg hatte sie schwerer erschüttert als irgend eine andere Stadt, und kaum konnte sich diese Aufregung legen, so brach eine Theuerung aus (397), weil Gildo das afrikanische Getreide nur in geringer Menge und zuletzt gar nicht mehr nach Rom gelangen ließ. In dieser Zeit der Aufregung sicherte Stilicho die Ruhe der Stadt. Er wies die heimatlosen Vagabunden aus den Thoren, die sich auf dem Marsfelde allerlei Buden aufgerichtet hatten, dann die Schaaren von bewaffneten Dienern und Subalternbeamten, die im Gefolge der hohen Beamten zu kommen pflegten, und vor allem verbot er den vornehmen Herren, à la Clodius und Milo Gladiatorenbanden in ihrem Dienste zu halten. Auch ein Kleidergesetz gehört zu diesen Maßregeln. Er untersagte bei hoher Strafe, in germanischer Tracht auf den Straßen der „verehrungswürdigen Stadt" zu erscheinen. Niemand, auch kein Sklave, durfte die barbarischen Hosen und Stiefel oder Gamaschen aus Fellen, zangae, tragen. In Rom sollte man sich als Römer fühlen und als Römer betragen. Stilicho befriedigte damit einen berechtigten Wunsch. Gerade weil die Herrschaft der Barbaren als Schreckensgespenst vor den Thoren stand — war man um so empfindsamer, wenn man ihre Vorläufer in der Stadt erblickte. Alle Kreise der Gebildeten verpflichtete er sich durch diese Anordnungen, und die senatorischen Familien, die durch ihre kolossalen Reichthümer und ihre Privilegien einen sehr bedeutenden Einfluß über die hauptstädtische Gesellschaft besaßen, fesselte er noch besonders an sich, indem er ihnen wenigstens den Schein einer politischen Bedeutung verlieh. Nicht nur einmal und ausnahmsweise, sondern wiederholt legte er dem Senate wichtige politische Fragen zur Erörterung vor. Wenn es etwas gab, jene Gesellschaft zu trösten über das Verbot der heidnischen Opfer und die Zerstörung des Altars der Victoria, so war es dies schöne Gefühl, ganz wie sie es im Livius lasen, Senatusconsulte abzufassen über die Geschicke der Welt. Und als dann Gildo und Alarich besiegt waren und der junge Kaiser als Triumphator in die Stadt einzog, da konnte Stilicho sich einen Augenblick dem Gefühle hingeben, daß seine acht Jahre hindurch fortgesetzten Bemühungen mit Erfolg gekrönt seien, daß das Reich wieder gefestet und geordnet sei.

Alle diese schweren Aufgaben hatte er lösen müssen inmitten unaufhörlicher Kriege, die ihn bald an den Rhein, bald an den Alpheios führten. Mehr als einmal schien der Staat rettungslos

verloren unter den unermeßlichen Schaaren von Barbaren, die ihn überschwemmten. Aber zuletzt wurde Stilicho ihrer immer wieder Herr. „Glücklicher, den als Vater begrüßt die gerettete Roma, Liebling der Erde.“ So sang ihm der Dichter zu, und die Männer und Frauen füllten jauchzend und weinend die Straßen, als der Held erschien, dem sie Leben und Ehre dankten. Die Soldaten hingen an ihm; er kannte keine Gefahr, aber er opferte seine Leute nicht. Durch geschickte Märsche erreichte er mehr als durch blutige Schlachten.

Ein Mann, der das Steuer so fest führte, war natürlich nicht gewillt, es aus der Hand zu geben. Noch war der Kaiser ein Knabe, der ganz an ihm hing; aber mit jedem Jahre wuchs die Gefahr, daß Eunuchen und Schmeichler sein Ohr beherrschten und den glorreichen Minister verleumdeten, während er auf den Bergen Regen und Frost ertrug im traurigen Bivouak. Deshalb vermählte er denselben schon im Alter von vierzehn Jahren mit seiner auch noch unreifen Tochter Maria, und als sie starb, gab er ihm die zweite Tochter Thermantia. Dies verzweifelte Mittel, den Kaiser an sich zu fesseln, beleuchtet die Lage der Dinge, und es ist kein Zweifel, daß er noch manches gethan hat, was bedenklich oder gar verwerflich war. Eunuchen kann man oft nicht anders als durch Eunuchen bekämpfen, und in das Gewebe der Intriguen dringt man selten ein, ohne selbst zu intriguiren. Es war eine harte Zeit und eine arge Zeit; aber wenn man den Mann im Ganzen nimmt, so erkennt man den Helden, der sein Land in treuester Pflichterfüllung und mit genialer Kraft immer aufs neue emporrichtete und unterstützte, und der in einer uncontrolirbaren Stellung sich den Ruf der Uneigennützigkeit bewahrte. Nicht einmal seinen Sohn beförderte er in auffallender Weise. Diese Treue bewährte er bis in den Tod. Er fiel durch eine gemeine Intrigue; aber er ließ sich deshalb nicht verbittern: selbst noch auf seiner Flucht sorgte er für den Schutz der Städte, die er passirte, und als er sah, daß ein Bürgerkrieg entbrennen werde, wenn er sich vertheidige, da wehrte er denen, die ihn retten wollten.

Nicht von einer Partei ward Stilicho gestürzt, die das Wohl des Reiches durch ihn gefährdet glaubte. Man thut den Intriguanten zu viel Ehre an, wenn man ihnen allgemeine Zwecke unterschiebt. Sie haben nach dem Tode Stilicho's hier den orthodoxen Eifer, dort den Römerstolz zum Vorwand genommen und aufzuregen versucht; aber das war alles nur Schein. Stilicho erlag dem Neide, dem gemeinen Hasse, mit dem die Ehrsucht der kleinen Geister immer den

großen Mann verfolgt. Sein erster Nebenbuhler war Rufinus, dem Theodosius die Verwaltung des Ostreiches anvertraut hatte, als er in den Kampf gegen Eugenius zog. Rufinus war kein unbedeutender Mensch, aber dem Stilicho nicht gleich, und nun kam hinzu, daß Stilicho beim Tode des Theodosius thatsächlich die ganze Armee und den kaiserlichen Schatz besaß. Auch ging das Gerücht, daß Stilicho mit einer Art Oberaufsicht über beide Reiche betraut sei. Stilicho hat sie nie in Anspruch genommen; aber Rufinus erwartete, daß er darnach streben werde, ihn zu beseitigen und allein zu herrschen. Diese Furcht schwand auch nicht, als Stilicho die Armee und den hinterlassenen Schatz zwischen den beiden Reichen theilte. Die Rivalität begann gleichzeitig mit ihrem Regiment, aber es kam nicht zum offenen Kampfe. Denn noch im Jahre 395 erhob sich die Masse der durch Theodosius beruhigten Westgothen. Diese Noth zwang die Gegner, ihre Kräfte zu vereinen, statt sie gegeneinander zu kehren.

Die Westgothen waren es müde, sich in der bisherigen Weise als Söldner verbrauchen zu lassen. Auch unter Theodosius hatte sich schon bei ihnen der Wunsch geregt, wieder ein Volk zu bilden, und war nur durch die starke Hand des Kaisers zurückgedrängt; in dieser Schwäche des Reiches mußte die Bewegung unwiderstehlich wachsen: es bedurfte nur eines Führers, und der fand sich in Alarich[1]). Er war auf der Donauinsel Peuce geboren, etwa um 370, von gothischen Eltern, die dem edlen Geschlechte der Balthen, d. h. der Kühnen, angehörten. Er wuchs in den Kriegen auf, die seit dem Hunnenangriffe alle gothischen Völker beschäftigten, und er wußte es nicht anders, als daß ein tapferer Gothe entweder im Dienste Roms oder im Kampfe gegen Rom Ruhm und Macht erwerben müsse. Genannt wird er zum ersten Male in dem Heere, das Theodosius gegen Eugenius rüstete (393/94). Er führte in demselben nicht bloß sein Gefolge oder die Männer seines Gaues, sondern er hatte von Theodosius ein größeres Commando erhalten; doch auch so zählte er immer nur noch zu den Offizieren dritten Ranges. Das genügte

[1]) Ueber das Wann, Wo und Wie des Aufstandes haben wir nur Andeutungen, die in einem Wust von gegenseitigen Anklagen und Verleumdungen zerstreut sind. Es ist hoffnungslos, sie zu sichten, und was wäre erreicht, wenn man wahrscheinlich machen könnte, daß Rufinus den Alarich zum Aufstande gereizt und also noch eine Intrigue mehr auf dem Gewissen habe?

ihm nicht, und als er unter den von Stilicho dem Ostreiche zugetheilten Truppen nach Constantinopel kam, da forderte er von Rufin einen höheren Rang. War er schon König, als er diese Forderung erhob, oder trieb ihn der gekränkte Ehrgeiz auf die Bahn des Agitators, die schlummernde Begierde seines Volkes zu wecken und den ungeheueren Kampf zu beginnen? Ungern bescheiden wir uns, so fern zu bleiben dem Geheimnisse des persönlichen Antheils, den der Führer an der Bewegung hatte; denn so wenig wir von Alarich wissen, so verbreitet doch dies Wenige einen Glanz von so jugendlicher Frische und männlicher Sicherheit um ihn, daß man sein Bild deutlicher fassen möchte.

Oftmals war schon die Frage der Königswahl unter den Männern verhandelt: die einen waren dafür, andere aber kämpften dagegen an; und als dann die Stimmung im Volke günstig schien, da sammelten Alarichs Freunde das Volk zur Berathung. Die Gemeinen standen im weiten Kreise, die Häuptlinge traten in die Mitte. Einer erhob sich und sprach zu dem Volke, daß es Noth sei, wieder einen König zu haben, der das Volk führe und die Römer zwinge, reichlicheren Lohn zu zahlen und bessere Quartiere zu geben. Dann nannte er den Alarich, und die Masse stimmte ihm bei. Mochten sich einige Häuptlinge mit ihren Schaaren von der Dingstatt entfernen und Neid und Groll im Herzen den Römern zuziehen, um dem glücklicheren Rivalen Verderben zu bereiten: die Masse verharrte bei ihrer Meinung. Die Eifrigsten und Angesehensten hoben den Erwählten auf den Schild und trugen ihn durch den weiten Kreis. Dreimal vollendeten sie den Rundgang, und wohin sie kamen, da drängten die Männer herzu, sprangen jauchzend in die Höhe, rührten die Waffen und riefen ihm Heil zu. Als sie ihm dann den Eid schwuren, da riefen die einen Christus an, und das waren die meisten; aber es störte sie nicht, daß andere noch zu Wodan riefen, denn auch Wodan galt ihnen noch als ein göttliches Wesen, nur nicht mehr als das höchste [1]).

---

[1]) Ein Bericht über den Vorgang ist nicht erhalten. Daß es in Alarichs Heere nicht an Heiden fehlte, scheint mir zweifellos. Wohl war unter den zum Christenthum Bekehrten das Verlangen nach einer ruhigen Siedelung, nach dem Wiederaufbau des Staates stärker; aber man darf es nicht auf sie beschränken. Auch diese Christen waren noch Barbaren, und der Christ Gainas spielte gerade diejenige Rolle, die man den heidnischen Gothen im Gegensatze zu den christlichen Gothen Alarichs zuzutheilen pflegt. Daß Alarich den Eid seines Volkes empfing und ihm den Gegenschwur leistete, wäre auch dann anzunehmen, wenn

Die Kunde von diesen Ereignissen erfüllte die zahllosen Haufen, die jenseit und diesseit der Donau auf Gelegenheit zu Raubzügen warteten, und es mehrte sich Alarichs Volk durch mancherlei Zuzug. Das Heer, das Stilicho dem Osten überwiesen hatte, war dagegen durch den Abfall der Westgothen aufgelöst, und ohne Widerstand zu finden plünderte Alarich Thracien und bedrängte sogar Constantinopel. Rufin bewog ihn durch Unterhandlungen zum Abzuge. Er kam selbst in das Lager der Gothen und, um ihnen zu schmeicheln, in gothischer Tracht. Sein Einfluß auf den jungen Arkadius war erschüttert; andere Höflinge gewannen damals Einfluß. Deshalb war es ihm über alles wichtig, die Hauptstadt bei guter Stimmung zu erhalten, und da durfte er keine Zahlungen und keine Versprechungen sparen, um sie von den Gothen zu befreien. Alarich zog nach dem Süden ab und verwüstete ganz Griechenland bis nach Sparta hin. Nur von Theben mußte er ohne Erfolg abziehen, und Athen gestand er eine günstige Capitulation zu. Mit einer kleinen Schaar ritt er in die Stadt ein, ließ sich bewirthen und beschenken, und verließ dann mit dem Heere die Stadt und das Land.

Die Nachricht von dieser Noth erhielt Stilicho am Rhein. Der Tod des gefürchteten Arbogast hatte die Barbaren wieder entfesselt, die hier zu plündern pflegten. Stilicho hatte nur wenig Truppen bei sich; aber er kam doch rasch zum Ziele. Die gefährlichsten unter den fränkischen Häuptlingen wußte er zu stürzen und ihre Gegner an die Spitze zu bringen, die dann das Föderatverhältniß erneuerten und den Schutz der Grenze übernahmen. Sobald dies erledigt war, eilte Stilicho in das Lager der großen Armee und führte sie nach Griechenland. Aber Rufinus war über diesen Eifer nicht erfreut; er hatte einen Theil der westlichen Truppen zur Unterstützung haben wollen, nicht aber den Stilicho an der Spitze seiner Macht. Auf sein Drängen befahl Arkadius dem Stilicho, das griechische Gebiet zu verlassen und nur eine Abtheilung seiner Truppen als Verstärkung des oströmischen Heeres abzusenden. Dieser Befehl traf Stilicho in Thessalonich. Er gehorchte und sandte eine vorzugsweise aus Gothen bestehende, aber römisch gerüstete und geordnete Heerschaar unter Führung des Gothen Gainas nach Constantinopel. Um sie zu ehren ritt der Kaiser Arkadius mit Rufinus und einem glänzenden Gefolge

---

der Eid nicht regelmäßig zu der Königswahl gehörte. Bei einer solchen Rebellion mußte klargestellt werden, auf wen man zählen konnte.

ihnen vor das Thor entgegen und hielt auf einer Ebene südlich der Stadt Heerschau über sie. Aber unvermerkt zogen sich mehrere Abtheilungen auf den Weg, der zur Hauptstadt führte, und als der Kreis geschlossen und keine Flucht mehr möglich war, da umdrängten einige den Rufinus und hieben ihn an der Seite des Kaisers nieder (27. November 395). Der zitternde Kaiser nannte recht und gut, was die wüthenden Söldner gethan hatten. Der eben noch allmächtige Minister hieß nun ein Verräther. Sein Haupt ward auf einer Stange durch die Straßen von Constantinopel getragen, und mit der abgehauenen rechten Hand marschirte ein Pöbelhaufe von Thür zu Thür. Der Träger ließ sich ein Geldstück hineinlegen und dann zog er die Sehnen an, so daß sich die Finger des Todten nach dem Gelde krümmen mußten. So erfinderisch waren jetzt die Höflinge in ihrem Spotte, wie sie vorher in ihren Schmeicheleien gewesen waren. Sie waren stolz auf den geistreichen Einfall, die Habsucht des Gefallenen zu verhöhnen; aber sie lieferten damit nur einen traurigen Beweis von der sittlichen Barbarei, welche diese in lauter Wissenschaft und Kirchlichkeit gekleidete Gesellschaft beherrschte[1]). Der Eunuch Eutropius, welcher an Rufinus' Stelle trat, setzte die Rivalität gegen Stilicho fort. Zunächst freilich mußte man seine Hülfe anrufen. Stilicho kam zum zweiten Male, und es gelang ihm, den Alarich am Berge Pholoë an den Quellen des Alpheios so einzuschließen, daß derselbe mit seinem Heere vor Hunger und Durst vergehen oder sich gefangen geben mußte. Aber plötzlich löste sich der eiserne Ring, Alarich entkam und erhielt durch einen Vertrag mit Arkadius einen Theil der Provinz Illyrien. Wie das alles gekommen war, das blieb schon den Zeitgenossen dunkel, und immer haben es die Freunde des einen der beiden Minister benutzt, den anderen zu verleumden.

Ueber diesen Kämpfen war das Jahr 397 herbeigekommen; die folgenden drei bis vier Jahre blieb Alarich in seinem Vertrage. Er führte den Titel eines Dux, sein Volk galt als Abtheilung des oströmischen Heeres, und die Behörden wie die Bewohner hatten ihm alles das zu leisten, was sie sonst dem Höchstcommandirenden der Provinz zu leisten hatten. Die Grenzen des ihm überlassenen Gebietes sind nicht genau festzustellen. Es war etwa das Land zwischen dem 39. und 42. Breitegrade zu beiden Seiten des Pindus. Am

[1]) Ob Stilicho den Gainas beauftragt hatte, den Gegner zu ermorden, ist nicht auszumachen.

adriatischen Meere war Dyrrachium sein Haupthafen. Er hatte die Schlüssel zu den Festungen, die Verwaltung der Magazine, der Waffenfabriken, der Schiffswerften; — kurz, es unterstanden ihm die militärischen Hülfsquellen der Provinz in ganz unumschränkter Weise. Wahrscheinlich aber hatte er auch die bürgerliche Verwaltung. Zunächst versorgte er jetzt seine Gothen mit guten Waffen: die kaiserlichen Fabriken mußten liefern, was nur irgendwie geliefert werden konnte. Im Uebrigen war die Stellung der Gothen nicht anders als unter Theodosius. Sie wurden aus den Magazinen verpflegt, oder den Römern ins Quartier gelegt; eine Landanweisung nahm Alarich nicht vor, da die Verhältnisse noch zu ungewiß waren.

Stilicho fand bei seiner Rückkehr aus dem Osten Italien und besonders die Stadt Rom in großer Aufregung. Gildo hielt die afrikanischen Getreidelieferungen zurück, und die Menge hungerte. Hier war augenblickliche Hülfe nöthig; aber Stilicho konnte nicht sofort gegen den Rebellen zu Felde ziehen. Der griechische Feldzug hatte nicht nur ungeheuere Kosten verursacht und Vorräthe aller Art verbraucht, auch die Armee war in ihrem Bestande erschüttert. Die Intriguen, welche den Führer lähmten, blieben nicht unbekannt und zerstörten die Disciplin. Ueberdies stand Alarich in bedrohlicher Nähe. Gildo war aber kein verächtlicher Gegner, und Ostrom unterstützte ihn. Deshalb verwendete Stilicho das Jahr 397 zur Beruhigung Italiens und zur Reorganisation des Heeres, und im folgenden Jahre gelang ihm dann unerwartet leicht der Sieg [1]). Das Jahr 399 befreite Stilicho auch von Eutropius. Das Ostreich war in einem traurigen Zustande. Ein Intriguant stürzte den anderen, und Arkadius mußte thun, was sein jedesmaliger Herrscher befahl. Eutropius war eine ganz gemeine Natur und allgemein verachtet. Eine Schmach und Schande dünkte es die Römer, daß dieser Eunuch das Reich regierte und sich mit den Ehren des Consulats schmückte. Aber bis 399 stützte er sich auf den Gothen Gainas, der einen bedeutenden Theil der Armee commandirte, und so lange konnte er den Haß seiner Feinde verachten. Im Jahre 399 begann Gainas dagegen eine selbständige Rolle zu spielen. Es kam zu einer Meuterei, welche Kleinasien und

---

[1]) Er hatte einen Bruder des Gildo, Namens Mascelbelus, der vor Gildo nach Italien geflohen war, an die Spitze der Expedition gestellt. Dieser siegte, und Gildo tödtete sich selbst.

die gegenüberliegende Küste Monate lang mit Verwüstung und Kampf erfüllte. Mitten in dieser Unruhe erschien Gainas, der dabei mindestens eine zweideutige Rolle gespielt hatte, in Constantinopel und forderte den Kopf des Eutropius. Arkadius gehorchte; aber Eutropius ward gewarnt und konnte sich noch in die Kirche des heiligen Chrysostomus flüchten. Der gewaltige Redner war kein Freund des Mannes; aber jetzt sah er in ihm nur den schutzbedürftigen Unglücklichen. Die Schergen des Kaisers forderten stürmisch die Auslieferung des Flüchtlings, und rechtlich bestand damals das Asylrecht nicht mehr. Eutropius selbst hatte es aufgehoben. Aber in der Meinung der Menschen galt es doch als Frevel, in dem Heiligthume Gewalt zu üben, und der heilige Chrysostomus wehrte den Häschern standhaft den Eintritt. Am folgenden Sonntage drängten sich die Menschen zu Tausenden in die Kirche, Neugierde und Schadenfreude auf den Gesichtern. Da erhob sich Chrysostomus zu einer seiner gewaltigsten Predigten. „Nichts ist so vergänglich, wie die Herrlichkeit des Menschen. Kein Bild, kein Vergleich ist stark genug, es auszudrücken: nennt sie einen Rauch, nennt sie Gras, nennt sie einen Traum, nennt sie eine Blume, nennt sie, wie ihr wollt, ihr bleibt doch hinter der Wahrheit. Wo ist nun die Ehre des Consulats, wo sind die leuchtenden Fackeln, wo das Lebehoch, wo die Tänze, wo die Gelage? Es ist alles vorüber. Ein Sturm ist gekommen und hat den Baum entblättert, es steht nur noch der kahle Stamm, und auch dieser ist dem Sturze nah." Es war eine erschütternde Wirkung, welche diese Predigt auf die versammelte Menge ausübte im Anblick des eben noch so stolzen Ministers, der bleich und zitternd an dem Altare saß. Das rühmten die Menschen auch, als sie die Kirche verließen; aber damit hatten sie sich abgefunden und blieben, was sie waren, dieselbe feige und brutale Masse. Eutropius ließ sich durch Zusicherungen bewegen, das Asyl zu verlassen, und ward nach Cypern verbannt, aber einige Tage darauf hingerichtet. Gainas forderte dann den Tod von drei anderen Räthen des Kaisers, und auch sie wurden ihm ausgeliefert [1]). Es schien, als ob Gainas den oströmischen Hof beherrschen werde, wie Stilicho den weströmischen. Aber dazu fehlte es ihm an Persönlichkeit, er war noch zu viel Barbar, und bald darauf ereilte ihn auch das Schicksal.

[1]) Chrysostomus ging in das Lager des Gainas bei Scutari und bat um das Leben derselben. Gainas gewährte es, forderte aber für die Arianer eine Kirche in Constantinopel. Zu dieser Zeit hatten die Gothen also hier keine Kirche mehr.

Arkadius faßte den Muth, sich von ihm zu befreien, und beauftragte den Gothen Fravitta mit dem Oberbefehl über die Truppen, die ihm noch geblieben waren. Am Hellespont und auf dem Meere kam es zu einer Reihe von Gefechten, in denen Gainas viele Leute verlor. Mit dem Reste gelang es ihm, den Hellespont zu überschreiten; dann hieb er alle Römer nieder, die sich noch in seiner Schaar fanden, und ging auf das nördliche Donauufer in das alte Gothenland. Aber hier erlag er im Kampfe gegen den Hunnenfürsten Uldes, der es nicht dulden wollte, daß in seiner Nachbarschaft eine neue Macht erstehe. Uldes hatte nur einen Theil der Hunnen unter sich, und erst nach mehreren unentschiedenen Kämpfen gelang es ihm, den Gainas zu überwältigen und zu tödten. Den Kopf desselben sandte er an Arkadius. Fravitta, der für seinen Sieg über Gainas mit dem Consulat belohnt war, trieb dann später die Reste der plündernden Banden zu Paaren, denen sich große Haufen entflohener Sclaven zugesellt hatten, und so herrschte noch einmal Ruhe an der Donau. Aber über diesen Kämpfen war das Jahrhundert zu Ende gegangen, und mit dem ersten Jahre des folgenden brach Alarich aus Illyrien auf, um in Italien einzufallen.

Am 18. November 401 überschritt Alarich die Grenze, und nach einem glücklichen Gefechte am Timavus östlich von Aquileja schloß er diese Festung ein. Er konnte sie jedoch nicht erobern und drang deshalb plündernd weiter nach Westen. Dem ersten Angriff Alarichs hatte Stilicho nicht selbst entgegentreten können. Noch andere Sorgen bedrängten ihn. Die Alpenvölker in Rhätien und Noricum waren entweder selbst im Aufstande oder wurden durch die angrenzenden Barbaren beunruhigt. Als aber Alarich so schnell vordrang und ganz Italien in Angst erzitterte, da gab er Befehl, die Mauern Roms zu verstärken, und rief die Truppen herbei, welche Britannien gegen die Picten und Scoten vertheidigten, und den Kern der Rheinarmee. Er zauderte nicht, die Provinzen preiszugeben, um das Stammland zu retten. Auch durfte er darauf rechnen, daß die Franken, ihrem Vertrage getreu, die Rheingrenze so lange schützen würden, bis Italien gerettet sei, und die Legionen zurückkehren könnten. Vor Allem aber mußte in den Alpen die Ruhe hergestellt werden, damit die dort beschäftigten Truppen verfügbar würden. Dies übernahm Stilicho persönlich. Mitten im Winter überstieg er die östlichen Alpen und erreichte durch glückliche Unterhandlungen und durch richtige Ver-

theilung von goldenen Ketten und schönen Waffen, daß die Barbaren Frieden gelobten und ihm auch sofort so viele Hülfstruppen stellten, als er wünschte. In Menge drängten sie sich heran. Denn das war ja voller Ersatz für den fröhlichen Krieg, den sie eben hatten einstellen müssen, wenn sie nun im Dienste des glänzenden Herrn Wunden und Beute holen konnten. Aber Stilicho nahm von ihnen nur so viele, als er nothwendig brauchte, er wußte, wie gefährlich diese Waffe war. Der Winter war noch nicht zu Ende, da konnte er schon mit dem Heere nach der Ebene des Po hinabsteigen. Aengstliche Gerüchte trieben zur Eile. Alarich war bis über die Adda vorgedrungen und versuchte, den Kaiser in Mailand einzuschließen. Die Belagerung hatte noch nicht begonnen; aber von den Mauern der Stadt sah man im weiten Umkreise die Lagerfeuer des gothischen Heeres. Stilicho eilte mit einer auserlesenen Schaar voraus, um diesen Ring zu durchbrechen, damit sich der schwache Kaiser nicht durch die Angst zu einer Thorheit verleiten lasse. Bis zur Adda gelangte er ohne Gefährde, da stockte der Zug. Alarich hatte die Brücken besetzt. Allein Stilicho nahm keine Rücksicht auf die winterliche Jahreszeit: sobald die Nacht seine Bewegungen verdeckte, durchwatete er den Fluß und warf die Feinde, die das Ufer vertheidigten. Dann zog er quer durch den von den Gothen geschlossenen Kreis in die bedrohte Stadt.

Da gab Alarich die Belagerung auf und zog sich weiter nach Westen. Stilicho folgte ihm, und einige Wochen später kam es nach mehreren kleineren Kämpfen am 6. April 402 bei Pollentia am Tanaro zu einer großen Schlacht. Es war Ostern, und als Stilicho gestürzt war, da ist ihm auch daraus ein Verbrechen gemacht, daß er an dem heiligen Tage den Mord entfesselt habe. Wäre er geschlagen, so hätte man ohne Zweifel bewiesen, daß es deshalb geschehen sei, weil er am Heiligthum gefrevelt habe. Orosius, der unter den Eindrücken der späteren Niederlagen schrieb, brachte es sogar zu dem kühnen Oxymoron: „Wir wurden besiegt, weil wir siegten.“ All das Leid der folgenden Jahre sollte der beleidigte Gott über das römische Reich verhängt haben, weil Stilicho die Stille der Osterfeier durch Trompetengeschmetter und Schlachtruf entheiligt habe. Der Gott dieser eifrigen Christen war immer noch kein anderer Gott als der rachedürstende Jehovah oder der Zeus der Ilias. Aber Stilicho's Gedanken weilten nicht bei den frömmelnden Höflingen. Sie irrten sorgend über die entblößten Grenzen, über die zahllosen Völker, die unfehlbar in Masse über das Reich herein-

brachen, wenn dies Heer geschlagen wurde, das letzte, das Rom hatte. Ostrom konnte nicht helfen, wenn es nicht gar schuld war an der Noth und Alarich zu dem Angriff veranlaßt hatte. Die Stunde war günstig, es wäre Frevel gewesen, sie nicht zu nützen.

Der Kampf begann mit einem Reitertreffen. Die Alanen unter ihrem kühnen Führer Saul warfen sich mit solchem Ungestüm auf die Gothen, daß dieselben zu weichen begannen; allein Alarich sammelte sie wieder und trieb nun die Alanen zurück. Es war ein gefährlicher Moment; aber Stilicho führte ruhig die Legionen vor, die den Kampf zum Stehen brachten und bald mehr und mehr die Oberhand gewannen. Alarich verlor sein Lager mit Tausenden von Gefangenen und der Beute von dem halbjährigen siegreichen Feldzuge. Nach der Schlacht kam es zu einem Waffenstillstand oder einem Friedensschlusse; aber im Sommer wurde wieder gekämpft, am heftigsten bei Verona. Alarich entging hier mit Mühe der Gefangenschaft und zog sich nach dem Gebirge zurück, um nach Rhätien oder Gallien zu entkommen. Allein die Pässe waren besetzt, und da Stilicho ihm auf dem Fuße folgte, so konnte er nicht vor- und nicht rückwärts. Alarich war eingeschlossen, wie beim Berge Pholoë. Aber wieder wie dort entkam er. In allen den Schlachten hatte der Sieg lange geschwankt. Wie dann, wenn die Verzweiflung des Feindes Kraft verdoppelte, und ihm ein Sieg zufiel? War es diese Erwägung, waren es andere Gründe, die aus der besonderen Lage des Augenblickes hervorgingen — genug, Stilicho schloß einen Vertrag mit Alarich, der ihm freien Abzug nach Illyrien gewährte.

In den folgenden Jahren hört man nichts von ihm, bis er im Jahre 407 im Dienste Stilicho's das oströmische Reich angriff. In der Zwischenzeit hielt er sich ruhig, und das war für Stilicho von der größten Bedeutung; denn es waren das die Jahre, in denen Rhadagais mit seinen wilden Schaaren Italien verheerte. Das Jahr 403 verlief ohne einen Krieg. Stilicho konnte das Heer wieder in Zucht und Ordnung bringen, welches in dem wechselnden Kampfe mit den Barbaren verwildert war, und die Räuberbanden beseitigen, die sich aus entlaufenen Soldaten gebildet hatten. Dazu kamen große Tumulte der Rekruten, die sich nicht in das Heer einstellen lassen wollten. Namentlich in Afrika waren diese Unruhen sehr groß. Die gewöhnlichen Mittel der Regierung reichten nicht mehr aus; Stilicho mußte die Bürger und Bauern auffordern, sich zu bewaffnen und Streifschaaren zu bilden. Die Gnade des absoluten Monarchen gewährte den Unter-

thanen das Recht, sich zu wehren [1]). Noch schlimmer war die Verwirrung der Rechtsverhältnisse. Zahllose Gewaltthaten und Prozesse folgten dem Abzuge der Barbaren. Schaaren von Bewohnern der unbefestigten Orte hatten sich geflüchtet; andere hatten sich ihrer Güter bemächtigt, oder — und diese Art von rohem Mißbrauch fremder Noth war sehr häufig — die Flüchtlinge wurden in den Orten, wo sie Zuflucht suchten, als Sclaven in Anspruch genommen. Wie sollten sie beweisen, daß sie Freie waren? Der Flüchtling hatte immer die Vermuthung gegen sich, daß er ein entlaufener Sclave war. Auch kamen jetzt aus den Landen, in welche sich Alarich mit seinen Gothen begeben hatte, Flüchtlinge nach Italien. Für alle diese mußte gesorgt werden. Die Beamten mußten deshalb großen Spielraum haben, und doch kamen jeden Tag neue Klagen über abscheulichen Mißbrauch ihrer Gewalt. Aber das war nun einmal nicht anders in dem zerfallenden Reiche. Immerhin brachte das Jahr 403 einen Stillstand in die Gefahren, und am 1. Januar 404 sah sich Rom im Glanze des festlichen Triumphzuges.

Aber dieses Jahr, das so hoffnungsvoll begann, brachte die größte Noth. Aus den Ländern an der mittleren Donau und der Theiß, die rechtlich zwar noch größtentheils zum römischen Reiche gehörten, thatsächlich aber von allerlei Barbaren eingenommen waren, sammelte sich eine ungeheuere Masse derselben unter der Führung des Rhadagais. Er war ein Ostgothe, und diesem Stamme gehörte auch die Hauptmasse des Schwarmes an. Die Grenztruppen wurden übermannt, und widerstandslos war Italien der Plünderung preisgegeben; auch von den Städten wurden viele eingenommen und geplündert. In Rom regten sich zugleich die unterdrückten religiösen Parteien und bewiesen nun ihrerseits der herrschenden Orthodoxie, daß Gott dieses Elend über das Volk kommen lasse, weil der rechte Glaube unterdrückt sei. Der Fanatismus vergaß alle Gefahr, er konnte sich des Elends ordentlich freuen. Was galt ihm das Land

[1]) Cod. Theod. 14 de desertoribus: cunctis adversus latrones publicos desertoresque militiae ius sibi sciant pro quiete communi exercendae publicae ultionis indultum October 403. Ein ähnlicher Erlaß war bereits Ende Februar 403 veröffentlicht.

Für Stilicho ist es bezeichnend, daß er den Rekruten eine Gnadenfrist gewährte. Wer sich bis dahin fügte und stellte, sollte Gnade finden.

Die Gesetze gegen die Verknechtung von Flüchtlingen sind erst aus der Zeit nach Rhadagais; aber nach 402 mußte es ebenso sein.

im Vergleich mit solchem Beweise? Während die Parteien so stritten, arbeitete Stilicho an der Rettung des Landes, und noch einmal gelang sie ihm. Zunächst freilich mußte er sich zurückhalten. Solchen Massen war sein Heer nicht gewachsen. Erst im folgenden Jahre durfte er den Kampf wagen, nachdem er sich durch Hülfstruppen aus allerlei Volk verstärkt hatte. Er traf die Barbaren bei der Belagerung von Florenz und zwang sie zum Abzuge. Die Masse zerfiel in drei große Haufen, die sehr selbständig handelten. Einen derselben vernichtete Stilicho, die anderen schloß er in den Bergen von Faesulae so lange ein, bis der Hunger sie zwang, den hoffnungslosen Versuch zu machen, die Linie zu durchbrechen. Es wurden Tausende erschlagen, und zahllose Mengen zu Sclaven gemacht. Namentlich eine Abtheilung Hunnen unter ihrem Fürsten Uldin wurde der Schrecken der Gothen. Eine Eliteschaar von 12,000 vornehmen Gothen nahm Stilicho sofort in römischen Dienst; aber die Masse der Gefangenen kam auf den Sclavenmarkt. Für ein Spottgeld wurden sie weggegeben, und die Freude über solchen Gewinn ließ wenigstens Rom die Angst rasch vergessen. Stilicho stand auf der Höhe seines Ruhmes. Niemand wagte ihn einen Barbaren, oder seine Verträge mit Alarich einen Verrath zu nennen. Die vornehmen Frauen und Mädchen hatten Monate lang den entsetzlichen Augenblick kommen sehen, wo der Gothe sie binden und als Gefangene fortschleppen werde. Dann konnten sie in schmutziger Hütte die zerrissenen Wämser flicken und am Bache waschen, den Befehlen des wilden Weibes gehorchen und sich ruhig ergeben, wenn ein roher Geselle Gefallen an ihnen fand und sein Spiel mit ihnen trieb. Das alles war nun abgewendet. Stilicho hatte sie gerettet, ihm dankten sie Ehre, Gut und Leben. Sein Lob war in Aller Munde. Aber rasch vergißt der Mensch die Wohlthat. Was er nicht zu hoffen wagte, erscheint ihm bald als ein alltägliches Gut. Wie Luft und Licht nimmt er es als etwas Selbstverständliches hin. Stilicho stand auf dem Gipfel der Macht, aber auch unmittelbar vor seinem Sturze.

Das Jahr ging zu Ende unter dem Aufräumen der Trümmer — da kamen dunkele Gerüchte neuer Bewegung unter den Barbaren im Norden der Alpen, und am 1. Januar 406 überschritten Vandalen, Alanen und Sueben den Rhein. Die Vandalen hatten sechszig Jahre in Pannonien gesessen, und ein Theil des Volkes blieb auch jetzt noch in diesen Sitzen. Es drängte sie keine Noth; sogar der zurück-

gebliebene Rest des Volkes konnte das ganze Gebiet vertheidigen. Sie suchten überhaupt nicht nach neuen Sitzen, es war ein Raubzug, nur in großartigem Maßstabe. Mit ihnen zog ein großer Haufe jener Alanen, die 374 den Hunnen folgen mußten und seit der Zeit am Dnjestr und an der Donau hausten. Die Sueben bildeten den kleinsten Schwarm und hatten sich den beiden anderen Haufen vielleicht erst am Rhein angeschlossen. Der Zusammenhang unter diesen Haufen war ganz lose. Sie hatten nicht einmal einen gemeinsamen Führer. Den Uebergang über den Rhein erzwangen die Vandalen für sich allein. Römische Truppen waren nicht da, ihn zu vertheidigen; aber die Franken schirmten die Grenze, treu ihrem Vertrage mit Stilicho und in eigenem Interesse. Verstärkt wurden sie durch einen Theil der Alanen, dessen Häuptling Goar von den römischen Behörden mit reichen Gaben gewonnen war und nun sofort gegen seine Kameraden und Stammgenossen losschlug. Die Vandalen kamen in große Noth. Ihr König Godegisel war mit 20,000 Volksgenossen bereits gefallen, und unter fürchterlichem Siegesgeheul stürzten die Franken und Alanen auf den Rest des Volkes. Da erschienen die Alanen unter dem Häuptling Respendial, die der Waffenbrüderschaft treu geblieben waren, und nun wendete sich die Schlacht. Mit frischer Kraft raunten sie die erschöpften Franken nieder und brachten ihnen eine schwere Niederlage bei. Ihr Landsmann Goar entfloh und diente noch manches Jahr im römischen Solddienste.

Drei Jahre lang plünderten diese Schaaren Gallien; nicht einmal die fernen Gegenden Aquitaniens waren sicher vor ihnen, denn die Römer hatten im Innern des Landes keine Besatzungen; nur die Grenzen wurden vertheidigt. In dieser Verwirrung drangen nun auch die Anwohner des Rheins über den Strom. Alamannen, Burgunden und Franken besetzten endgültig das langvertheidigte linke Rheinufer. Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Rheims, Amiens, Arras und andere Städte wurden erstürmt und geplündert; doch hielt sich in ihnen noch längere Zeit römische Bevölkerung: denn die Germanen mieden die Städte. Das Land aber wurde germanisirt. Eine große Erleichterung war es für Gallien, daß die Vandalen, Alanen und Sueben 409 die Pässe der Pyrenäen erstürmten und sich über das bisher verschonte Spanien ergossen, das von da ab fast siebenzig Jahre lang der Schauplatz wechselnder Kämpfe blieb [1]).

[1]) Erst die Einverleibung in das westgothische Reich brachte hier Ordnung und Ruhe zurück.

Ruhig wurde Gallien freilich nicht; denn aus Britannien war ein Prätendent gekommen und hatte in Gallien Anhang gefunden. Er war von niederem Rang und auch kein besonders hervorragender Mensch; aber während Italien von den Barbaren überschwemmt war, stockte die Verwaltungsmaschine, und es war in den Provinzen ein gewisses Bedürfniß vorhanden, einen Kaiser aufzustellen [1]). Auch das empfahl ihn, daß er Constantin hieß, wie der gepriesenste aller Kaiser. Stilicho sandte ein Heer unter dem Gothen Sarus gegen ihn ab, das aber von den für Constantin kämpfenden Franken nach Italien zurückgetrieben wurde. Das geschah in den Jahren von 406 bis 408. Gallien war verloren, wenn Stilicho nicht selbst mit einer bedeutenden Macht dahin aufbrach. Aber ihn fesselte noch eine andere Aufgabe, eine schwere Verwicklung mit dem oströmischen Reiche.

Der Hof des Arkadius war der Schauplatz unaufhörlicher Intriguen. Eben in diesen Jahren erlag ihnen der heilige Chrysostomus. Man tödtete ihn zwar nicht, um sein Haupt durch die Straßen von Constantinopel zu tragen; aber man mordete den gebrechlichen Mann durch einen rohen Transport in ein fernes Exil. Im Kriege von 495 und 496 hatte Stilicho die Launen dieses Hofes geduldig ertragen, in den folgenden Jahren selbst die Unterstützung des gefährlichen Rebellen Gildo verziehen, und vielleicht war Ostrom auch an dem Einbruche Alarichs nicht unschuldig. Im Jahre 407 entschloß sich Stilicho, dem Treiben ein Ende zu machen. Er verbot jeden Verkehr mit dem Osten, so daß weder Reisende noch Waaren ein- oder ausgehen durften, und schloß mit Alarich einen Vertrag, daß er im Dienste des Honorius die oströmische Provinz Epirus angreifen sollte. Nach der Darstellung des Zosimus wollte Stilicho das oströmische Illyrien mit dem Westreiche vereinigen, und es ist wohl möglich, daß sich die Frage so zugespitzt hatte; aber das ist zweifellos, daß nicht die Gier nach einer Provinz oder nach dem Titel eines Regenten der beiden Reiche den Stilicho zum Angriff getrieben hat. Wo immer es möglich ist, einen Einblick in seine Handlungsweise zu gewinnen, da beweist er Besonnenheit und maßvolle Zurückhaltung. Wenn wir also hier seine Gründe nicht kennen, so dürfen wir sie darum nicht so niedrig suchen. Es wäre ein Wahnsinn gewesen, ohne dringenden Grund mit dem

[1]) Den Anstoß gab natürlich nicht das Bedürfniß sondern die pflichtvergessene Ehrsucht. In Britannien hatten die Truppen, so gering ihre Zahl auch war, rasch nacheinander drei Kaiser erhoben.

Osten Krieg anzufangen, während Gallien und Britannien verloren gingen.

Alarich rückte aus seinen nördlicher gelegenen Quartieren nach Epirus. Da kam ein Befehl des Honorius, die Expedition zu unterlassen. Alarich gehorchte und marschirte nach Noricum. Von dort aus forderte er durch eine Gesandtschaft 4000 Pfund Gold. Stilicho empfing die Gesandten in Ravenna, begab sich nach Rom zum Kaiser und legte die Forderung dem Senate vor. Es war das an und für sich nur eine Form: es gab keinen Widerstand gegen den Willen der „Milde und Erhabenheit," den der Minister repräsentirte; aber diesmal fand Stilicho Widerstand. Es war ein Zeichen, daß man seine Stellung für erschüttert hielt. Stilicho mußte seine Forderung nachdrücklich begründen: Alarich habe jene Märsche im Dienste des Kaisers gemacht und sei berechtigt, eine Entschädigung zu fordern. Man fügte sich, aber einer der Herren, der wohl mit den Intriguanten, welche an Stilicho's Sturze arbeiteten, genauere Fühlung hatte, wagte das kühne Wort: „Das ist kein Vertrag, das ist Knechtschaft." Er hatte das Feldgeschrei verrathen, unter dem die Bande kämpfte. Es war freilich noch ein wenig voreilig gewesen, und der Recke flüchtete sich schleunig in eine Kirche. Aber bald durfte er sich seiner Heldenthat rühmen; denn die Katastrophe kam rasch.

Im Anfang des Jahres war Arkadius gestorben, erst 31 Jahre alt, und hatte die Regierung seinem Sohne Theodosius II. hinterlassen, einem Knaben von sieben Jahren. Da beredeten die Gegner Stilicho's den Kaiser, selbst nach Constantinopel zu gehen und die Verhältnisse zu ordnen. Stilicho rieth dagegen, daß der Kaiser in Italien bleibe, daß Alarich im Dienste des Kaisers gegen den Prätendenten Constantin nach Gallien geschickt werde, und er selbst nach Constantinopel. In Bologna gelang es Stilicho, dem Honorius dies ungestört auseinanderzusetzen, und dann willigte derselbe auch in Alles ein und setzte seine Unterschrift unter die erforderlichen Vollmachten für Stilicho wie für Alarich. Aber in Pavia gerieth er gleich darauf wieder in die Hand der Intriguanten, an deren Spitze ein gewisser Olympius stand, den Stilicho selbst emporgehoben hatte. Dieser reizte die in Pavia zu einer großen Parade vereinigten Truppen zu einem Aufstande gegen eine Reihe hochgestellter Offiziere und Beamten aus der Umgebung des Kaisers, welche treu zu Stilicho hielten, und die zuchtlosen Söldner erschlugen einige derselben noch vor den Füßen des Kaisers selbst. Dieser gerieth in furchtbare Angst und war nun ein ehr- und wehr-

loses Werkzeug in den Händen der Verschworenen. Er glaubte alles, was sie sagten, und sie erklärten ihm, daß Stilicho für seine Familie nach der Krone strebe. Darüber seien die Truppen empört und hätten in freilich etwas wildem Loyalitätseifer die Anhänger des Verräthers niedergeschlagen. Dabei fanden sie die beste Unterstützung an der Politik des oströmischen Hofes. Wie eindringlich ließ sich das Thema behandeln, daß die beiden Bruderstaaten lediglich durch die Intriguen dieses Barbaren verfeindet seien! Es war das eine große Ungerechtigkeit; aber es ist ja das Schicksal der großen Männer, daß ihnen ihr Verdienst zum Verbrechen verkehrt wird.

Die Nachricht von jener Mordscene traf den Stilicho in Bologna, wo er eben eine Meuterei gebändigt hatte. Anfangs glaubte er, auch der Kaiser sei erschlagen, oder derselbe sei wenigstens nicht jetzt schon mit den Mördern verbunden, und er faßte deshalb mit den Truppen, die bei ihm waren, den Beschluß, die Mordbande zu züchtigen. Aber bald wurde der Zusammenhang bekannt, und da blieb ihm nur die Wahl, sich in sein Schicksal zu ergeben, in der schwachen Hoffnung, den Honorius seinen Gegnern wieder zu entreißen, oder an der Spitze seiner Truppen dieselben niederzuwerfen. Das war der Bürgerkrieg, und so viel galt ihm sein Leben nicht. Kaum aber sah man ihn vor diesem Entschluß zurückweichen, so fielen alle von ihm ab, die noch zu steigen hofften. Voran der Gothe Sarus. Er wollte den Henkerslohn verdienen und überfiel mit seiner Schaar das Zelt des Feldherrn. Aber nur die treue hunnische Leibwache konnte er niederhauen. Stilicho entkam mit einem kleinen Gefolge nach Ravenna. In den Orten, durch welche er zog, ermahnte er noch die Bürger, keine Barbaren aufzunehmen, weil sie durch die letzten Vorfälle sehr aufgeregt seien. In Ravenna hörte er, daß seine Verhaftung befohlen war, und flüchtete in eine Kirche. Dort ward er umstellt; aber als ihm in Gegenwart des Bischofs eidlich versichert wurde, daß sein Leben geschont werden solle, da kam er heraus. Alsbald aber zeigten die Schergen einen anderen Befehl des Kaisers vor, der seinen Tod befahl. Da rissen zahlreiche Germanen, die in der Nähe waren, ihre Wehr von der Seite und wollten die Wachen niederstoßen. Aber Stilicho gebot ihnen Ruhe, und auch jetzt noch gehorchten sie ihm, dann bot er selbst den Hals dem tödtlichen Schlage dar.

So beraubte sich das unglückliche Reich selbst seines Retters, und der Tod desselben eröffnete zugleich eine wilde Hetzjagd auf alle, die

als seine Anhänger galten. Honorius befahl sogar, die Güter aller von Stilicho angestellten Beamten zu confisciren. Es war eine ebenso unsinnige wie verderbliche Maßregel. Dreizehn Jahre hindurch hatte Stilicho das Reich regiert und alle wichtigeren Posten besetzt, wenn nicht unmittelbar, so doch mittelbar. Es gab wenig Beamte, auf die man jenes Decret nicht hätte anwenden können, wenn man Lust dazu hatte. Sie alle waren in Angst und Aufregung und mußten eilen, durch eifrigen Anschluß an die neuen Personen und rücksichtslose Verfolgung aller näheren Anhänger Stilicho's sich selbst zu decken. Von den hohen Beamten wurden viele gefoltert, damit sie etwas aussagen sollten, was die Verrätherei Stilicho's beweise, und da sie nichts zu sagen hatten, so wurde das Foltern so lange fortgesetzt, daß zwei dieser hochgestellten Männer unter den Schlägen starben. Vor wenigen Tagen entschied Honorius nach ihrem Rath; jetzt wurden sie ohne irgend welche Schuld buchstäblich zu Tode geprügelt.

Stilicho hatte zuletzt die föderirten Barbaren um sich gehabt, Olympius regelmäßige Truppen. Auch unter ihnen waren viele Barbaren; aber sie galten doch als römische Truppen im engeren Sinne. Zwischen ihnen und den föderirten Barbaren bestand naturgemäß die Rivalität des Corpsgeistes, die in keiner Armee zwischen den verschiedenen Truppengattungen fehlt, hier aber noch unendlich gesteigert war durch den Hochmuth des Römers, die traditionelle Verachtung gegen die Barbaren. Mit diesen Gesinnungen war jeder geborene Römer aufgewachsen, und die Barbaren in den Legionen blieben natürlich hinter den echten Römern darin nicht zurück. Weil Olympius diesen thatsächlich vorhandenen Haß zur Durchführung seiner persönlichen Absichten benutzte, so erhielt es den Anschein, als handele es sich ihm um einen Principienkampf, als sei es ihm darum zu thun, das Land von den Barbaren zu reinigen. Allein unter den Gemordeten waren auch viele Römer, und umgekehrt wurden nicht nur die Barbaren, die sich dem neuen Günstling anschlossen, in ihren Stellungen gelassen, sondern es wurden bald auch neue Schaaren von Hunnen und Gothen in den Dienst genommen. Leicht hatte Olympius die Legionen zur Emeute gereizt; aber schwer war es, sie wieder zu bändigen. In ihrer Wuth stürzten sie sich auf die Frauen und Kinder der Föderaten, die in verschiedenen Städten und Dörfern Oberitaliens einquartiert waren, ermordeten sie und bemächtigten sich ihrer Habe. Da erhoben sich gegen 30,000 Föderate im Aufruhr und marschirten zu Alarich nach Noricum. Das mochte leicht die Hälfte aller Truppen sein, die dem

Honorius in Italien zu Gebote standen. Der Feldherr war ermordet, und die Armee aufgelöst; der Leiter der Regierung war ermordet, und die Beamten in täglicher Sorge vor Confiscation und Folter: das war der Preis, den das Land bezahlte, damit ein elender Höfling Carriere machte.

Alarich versuchte auch jetzt noch, seine Forderungen friedlich durchzusetzen; da sie aber abgeschlagen wurden, so rief er seinen Schwager Athaulf herbei, der in Ober-Pannonien, in dem Lande zwischen der Donau von Wien bis Komorn im Norden und der Sau im Süden, an der Spitze eines großen Schwarmes von Gothen und Hunnen stand. Doch brach er auf, ohne ihn abzuwarten. Er zog an Aquileja vorbei in südwestlicher Richtung, überschritt bei Cremona den Po und marschirte dann auf der großen Straße über Parma und Modena nach Rimini, von da erst am Meere hin und dann über den Apennin nach Rom. Der Marsch war wie ein Festzug. Honorius hatte sich in Ravenna eingeschlossen, und seine neuen Günstlinge hatten genug zu thun, die Anhänger Stilicho's zu foltern und zu morden. Wäre ihnen doch beinahe der Sohn Stilicho's entgangen. Auch seine Gemahlin verstieß Honorius, weil sie eine Tochter Stilicho's war; doch ließ er sie nicht tödten, sondern ihrer Mutter zurückbringen, der Serena, die zugleich seine Adoptivschwester war. Diese hielt sich in Rom auf, und als Alarich heranrückte, da breiteten die Höflinge das Gerücht aus, Serena habe ihn herbeigerufen, um den Tod ihres Mannes zu rächen. Das war eine gute Gelegenheit zu beweisen, wie völlig man sich den neuen Gewalthabern angeschlossen habe, und so verfügten denn der Senat und Placidia, die andere, leibliche, Schwester des Honorius, welche in Rom Hof hielt, die Ermordung der Tochter des Theodosius, der Gemahlin des Mannes, welcher Rom so oft gerettet hatte.

Diese Schandthat besserte die Lage der Stadt nicht. Alarich besetzte den Hafen und alle Straßen, kein Wagen konnte hinein und kein Viehtransport. Anfangs tröstete man sich mit der Hoffnung, die Vorräthe würden ausreichen, bis Entsatz käme, und setzte die täglichen Rationen auf die Hälfte und dann auf ein Drittel herab. Aber bald mußte eine Gesandtschaft in das gothische Lager, um über die Capitulation zu unterhandeln. Sie trat sehr stolz auf: „Das Volk rüstet sich, sagte sie, und es ist zahllos wie der Sand am Meere.“ Da lachte Alarich und rief höhnisch: „Je dichter das Gras,

desto besser läßt es sich mähen." Dann sagte er seine Bedingungen — die Drohung mit dem Widerstande behandelte er als einen Scherz. Alles Gold, das in der Stadt sei, und alles Silber forderte er, dazu alle Sclaven barbarischer Herkunft. Entsetzt fragte einer der Gesandten, was er ihnen denn lassen wolle. „Das Leben", war die Antwort. Die Senatoren waren rathlos, als sie die unbestimmten und alles übersteigenden Forderungen hörten. In der Angst griff die Residenz des Nachfolgers Petri sogar wieder zu heidnischen Zauberkünsten. Aber kein kräftiger Spruch bannte den Feind von den Thoren, dagegen erlangte eine zweite Gesandtschaft einen günstigeren Bescheid.

Gegen 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 seidene Gewänder, 3000 purpurgefärbte Pelze und 3000 Pfund Pfeffer gewährte Alarich einen Waffenstillstand. Die Forderung an Golde war sehr mäßig. Es gab damals in Rom Familien, welche die gleiche Summe als Jahresrente einnahmen, und wie oft verbrauchte ein einzelner Mann ähnliche Summen auf einmal, um den Antritt eines curulischen Amtes durch Festspiele zu verherrlichen. Trotzdem war es nicht leicht, die Summe sofort zusammenzubringen, und es mußten die silbernen und goldenen Götterbilder eingeschmolzen werden, die der Staat seit Gratian und Theodosius aus den Tempeln in seine Verwahrung genommen hatte. Darunter war auch die Statue der Virtus. Die Menschen ergingen sich damals beständig in Anspielungen und Ahnungen, und man kann leicht denken, welch schmerzliche Betrachtungen angestellt wurden, als nun die altrömische Tapferkeit und Tüchtigkeit auch nicht einmal mehr im Bilde in Rom weilen sollte. Nach Empfang des Geldes und der Lieferungen zog Alarich mit seinem Heere etwas nördlich, verstärkt durch 40,000 Sclaven, die aus der Stadt entflohen waren, der Masse nach wahrscheinlich Gefangene aus dem Heere des Rhadagais. Zugleich gestattete er den Römern einen dreitägigen Markt, um sich zu verproviantiren. Mit Energie strafte er eine Schaar seiner Leute, die einen solchen Transport angriffen; denn was er gewährt hatte, das wollte er halten. Aber es war nur ein Waffenstillstand, und er hatte ihn auf so billige Bedingungen hin nur deshalb bewilligt, weil der römische Senat außerdem die Verpflichtung übernommen hatte, seine Verhandlungen mit Honorius zu unterstützen und in seinem Namen Gesandte nach Ravenna zu schicken. Das war ihm das Wichtigste bei dem ganzen Vertrage; um dies zu erzwingen, hatte er die Römer zuerst durch

seine ungemessenen Forderungen erschreckt. Jene Gesandten des Senates boten dem Honorius einen definitiven Frieden an. Alarich wollte Föderat des Kaisers werden und mit seinem Volke und dem Schwarme, der sich jeweilig damit vereinigte, des Kaisers Schlachten schlagen. Als Gegenleistung forderte er die Provinzen Dalmatien, Venetien, Noricum und den Rang und Titel eines magister militum, der ihn den höchsten römischen Beamten gleichstellte und ihn im Falle des Krieges davor schützte, unter den Oberbefehl einer der Creaturen des Hofes gestellt zu werden. Außerdem verlangte er noch jährlich eine bestimmte Summe Gold und monatliche Getreidelieferungen.

Das Heer, das Alarich anbot, war sehr bedeutend, und auch seine Forderungen waren nicht gering. Mit Annahme des Vertrages schied das Heerwesen einem großen Theile nach aus der römischen Verwaltung aus und ward gewissermaßen einem Generalentrepreneur übergeben. Aber der Vorschlag kam nicht in Folge einer Lust oder Laune, sondern die Verhältnisse hatten nach und nach dahin geführt. Die bisherige Art des Heerwesens erzeugte Emeute auf Emeute. Selbst ein so hervorragender Kaiser wie Theodosius mußte seine ganze Regierung hindurch mit Usurpatoren und Revolten kämpfen, und jetzt brachte fast jedes Jahr mehrere. Das Heer bestand aus zwei Elementen, aus föderirten Barbaren und aus römischen Soldaten im strengeren Sinne. Aber auch diesen letzteren war der Gedanke an das Wohl des Landes, das Pflichtgefühl des für den Schutz des Vaterlandes kämpfenden Bürgers fast ganz fremd. Sie recrutirten sich aus Lagerkindern und einer seit langer Zeit tief herabgedrückten Schicht der Bevölkerung oder selbst aus Barbaren. Der Corpsgeist und das Hochgefühl, der feigen Masse der übrigen Gesellschaft ihr Gesetz aufzulegen, die Lust am Dreinschlagen und Beutemachen — diese Instincte des Söldners waren weit stärker in ihnen als die Bande, die sie an das Land knüpften. Da es nun die wirthschaftlichen Verhältnisse der römischen Gesellschaft, ihre Anschauungen vom Leben und ihre Ansprüche an das Leben unmöglich machten, aus ihr selbst ein anderes Heer zu nehmen, so blieb nichts weiter übrig, als den föderirten Barbaren eine Stellung im Reiche zu geben, die mehr Festigkeit versprach. Dies bot Alarich an. Bisher traten die zersprengten Theile barbarischer Völker, kleine Häuptlinge mit kleinen Schaaren, in den Dienst des Kaisers [1]) und wurden hier erst nach

[1]) Auch die Westgothen, die mit Theodosius den Vertrag schlossen, machten keine Ausnahme. Der Zusammenhang der Masse war nur sehr lose.

Analogie römischer Armeecorps zu größeren Haufen vereinigt und einem aus ihrer Mitte unterstellt. Das Band, das sie zusammenhielt, blieb lose. Dies war ein Vortheil, solange der Kaiser das Vertrauen hatte, diese fremden Massen ganz zu beherrschen. Es hatte sich aber gezeigt, daß es nicht ging. Eriulf, Alarich, Sarus, Gainas und zahllose andere dieser Häuptlinge hatten die Befehle des Hofes verspottet und das Reich vom Taurus bis zu den Alpen mit endlosen Kämpfen erfüllt. Alarich bot dem Kaiser Föderate an, die durch nationale Mittel zu einem Volke verbunden waren. Hier war Bürgschaft größerer Ordnung. Die kleinen Häuptlinge konnten nicht mehr wagen, Empörung zu beginnen. Freilich wurde Rom damit abhängig von seinem Diener. Wenn Alarich plötzlich seine Forderungen verdoppelte, wer wollte ihm widerstehen? Konnte er doch in den ihm überlassenen Provinzen Waffen und Maschinen bereiten lassen, wie er in Illyrien gethan hatte, und seine Barbaren römisch ausrüsten.

Diese Gefahr war groß, aber doch nicht größer als diejenigen, welche der bisherige Zustand mit sich brachte. Vor Allem aber war zu erwägen, daß es sich nicht mehr darum handelte, diese Gefahr heraufzubeschwören: sie war bereits vorhanden. Alarich stand an der Spitze eines Volkes, er hatte römische Provinzen besetzt. Es handelte sich nur darum, diese Thatsachen anzuerkennen und auf Grund derselben einen Friedenszustand und eine rechtliche Ordnung herzustellen. Sehr bedenklich war freilich, daß Alarich die Provinzen forderte, welche Italien beherrschten; aber in diesem Punkte gab er im Laufe der Unterhandlungen nach. Er wollte sich mit Noricum begnügen und kein Geld, sondern nur jährliche Getreidelieferungen beanspruchen. Das Land Noricum, ein Quadrat, welches im Norden durch die Donau von Passau bis Wien und im Süden durch Drau und Sau begrenzt wird, mit den Städten Lauriacum (Lorch bei Linz), Juvavia (Salzburg), Virunum (Mariasaal), war doch nicht mehr zu halten. Mäßiger konnte Alarich nicht sein. Mit beiden Händen mußte Honorius zugreifen, um seinem Lande den Frieden so billig zu erkaufen, den die Lage des Reiches gebieterisch forderte. Durch den Sturz Stilicho's war das Heer wie die Verwaltung der Auflösung nahe gebracht, und zu dieser inneren Schwächung kam die Bedrängniß von außen. Die Alpenländer und die Gegenden im Osten und Nordosten Italiens waren nur noch theilweise im römischen Besitz, Italien hatte Alarich eingenommen, und durch den Usurpator Constantin waren auch Britannien, Gallien und Spanien abgerissen. Honorius

war mehr nur noch dem Anspruche nach Kaiser. In Gallien fühlte sich der Usurpator Constantin so sicher, daß er eine aus Eunuchen bestehende Gesandtschaft an Honorius abschickte und von ihm als legitimer Kaiser anerkannt zu werden forderte. Honorius mußte die Eunuchen empfangen und ihnen für ihren Herrn ein kaiserliches Gewand mitgeben. Wohin war es mit dem römischen Reiche gekommen! Barbaren waren seine Feldherrn, Kinder oder Abenteuerer seine Kaiser, Eunuchen seine Diplomaten. Und dabei sangen die Dichter, und redeten die Redner von dem unbesiegten Rom und von den Söhnen der Wölfin.

Honorius konnte nicht einmal einen Versuch machen, die Gothen aus Italien zu vertreiben. Alarich vernichtete eine auserlesene Schaar von 6000 Mann, welche die Besatzung von Rom verstärken sollte, völlig, und selbst das konnte Honorius nicht hindern, daß Athaulf mit einer nur mäßigen Schaar durch ganz Italien dem Alarich zuzog. Nur von Ostrom konnte Hülfe kommen, und Honorius hatte schon vor dem Tode Stilicho's darum gebeten; aber es dauerte ein Jahr, ehe sie kam, und auch da erschienen nur 4000 Mann. Unter solchen Umständen war es lediglich ein frevelhaftes Spiel, das Friedensangebot von Alarich zu verwerfen. Aber Honorius merkte von all der Noth wenig. Er hatte seine gut besetzte Tafel und seine unschuldigen Spielereien; solange das währte, beherrschten ihn die Intriguanten leicht, die ihn durch Lüge und Verleumdung dahin gebracht hatten, den Stilicho zu ermorden. Nur das wurde ihnen gefährlich, daß sie sich untereinander den Raub streitig machten. Einer stürzte den anderen; aber gegen Alarich hielten sie zusammen. Denn es waren unter ihnen wohl allerlei geschickte Leute, aber keiner von überlegener Bedeutung, und es war ihnen deshalb allen klar, daß Alarich Stilicho's Stellung einnehmen würde, wenn der Föderatvertrag zu Stande kam, und daß ihre Zeit dann vorbei sei. So hielten sie den Kaiser fest auf dem verhängnisvollen Wege. Als Jovius den Olympius stürzte, der sich zuerst auf Stilicho's Platz gesetzt hatte, da rieth er anfangs freilich zum Frieden mit Alarich; aber bald schlug er wieder die Wege des Olympius ein und war noch hartnäckiger als jener. Er trieb den Kaiser sogar zu der lächerlichen Komödie, einen Eid zu schwören, daß er dem Alarich niemals die Würde eines magister militum verleihen werde und auch niemals einem anderen Manne seines Stammes. Darauf mußten alle hohen Beamten schwören, nicht für den Frieden mit Alarich zu wirken.

Diesen Eid mußten sie beim Haupte des Kaisers schwören: denn ein solcher Eid sei sicherer als der, den man bei Gott schwöre. Es ist ein widerliches Gemisch von Albernheit und Schamlosigkeit, das sich hier offenbart, und es paßt ganz dazu, daß derselbe Jovius, der diesen Eid veranlaßt hatte, bald darauf zu Alarich überlief.

Es waren persönliche Gründe gewesen, die den Mord Stilicho's veranlaßt hatten, und es waren wiederum persönliche Gründe, die den Frieden mit Alarich verhinderten. Nicht weil er Barbar war, schlug man seine mäßigen Forderungen ab. Andere Barbaren bekleideten zu eben dieser Zeit hohe Aemter in dem Dienste des Honorius und wurden gefördert und begünstigt. Unter ihnen ragte Generid besonders hervor, der die in Rom stehenden Truppen befehligte. Nun hatte Olympius nach der Ermordung Stilicho's seinen christlichen Eifer zu bekunden gesucht und hatte das Gebot erlassen, daß kein Heide im Amte bleiben dürfe. Generid war Heide; er verschmähte es, den Glauben zu wechseln um seiner Stellung willen, und schickte ohne Weiteres seinen Amtsgürtel ein. Olympius wollte ihn nicht entbehren und erklärte, daß wegen seiner ausgezeichneten Verdienste um den Staat bei ihm eine Ausnahme gemacht werden sollte. Aber Generid lehnte diese Gnade ab, und da er bei diesem Entschlusse beharrte, so ließ Olympius den Kaiser das Gesetz wieder aufheben.

Alarich war es sehr darum zu thun, Frieden zu schließen. Ihn drängte zwar keine Gefahr: weit und breit war kein Heer, das ihn aus Italien hätte vertreiben können. Wäre es ihm nur um Beute zu thun gewesen, so konnte er Italien in Ruhe plündern, bis der Hof sich seinen Forderungen fügte. Aber er wollte das römische Reich aufrecht erhalten und in demselben mit seinem Volke eine geachtete Stellung einnehmen. Sein Volk hatte durch die Bekehrung zum Christenthum den ersten entscheidenden Schritt gethan, der aus der Barbarei führte. Alarich konnte und wollte nicht wieder zurück; aber er konnte auch nicht vorwärts ohne eine enge Verbindung mit Rom. Wenigstens war dies seine Ueberzeugung, und diese Ueberzeugung ließ ihn den kindischen Trotz dieser Lenker des römischen Reiches ertragen. Er machte noch einen letzten Versuch, in Frieden auszukommen, und verzichtete sogar auf die Würde des magister militum, obwohl diese Würde zur Durchführung seiner Pläne kaum entbehrlich war. Als er aber auch dann noch abschlägig beschieden ward, da zog er vor Rom und zwang die Stadt durch Besetzung des Hafens und der

Magazine, von Honorius abzufallen und den Stadtpräfecten Attalus als Kaiser auszurufen.

Attalus war ein Heide; aber aus Rücksicht auf Alarich ließ er sich von einem gothischen Bischofe taufen. Indeß war dies auch fast die einzige Rücksicht, die er auf Alarich nahm. Er war ein vornehmer Mann von großen Ansprüchen, aber geringer Kraft. Er war in seinem Römerstolze keck genug, den Gothenkönig wie einen von ihm ernannten Beamten zu behandeln, und im Senat hielt er prahlerische Reden; aber nichts führte er wirklich aus. Zunächst kam es darauf an, dem neuen Kaiser Afrika zu unterwerfen, sonst mußte binnen kurzer Zeit Hungersnoth in Rom ausbrechen. Alarich, der von Attalus zum magister militum ernannt war, forderte, daß ein Theil seiner Gothen unter dem von ihm bezeichneten Führer damit beauftragt werde. Attalus ging nicht darauf ein. Neben Alarich hatte er auch einen Römer zum magister militum ernannt und ihm die Truppen unterstellt, die in Rom und Umgegend gestanden hatten und mit ihm von Honorius abgefallen waren. Einen Theil dieser Truppen sendete er nach Afrika und zog mit Alarich gegen Ravenna, um Honorius zur Abdankung zu zwingen. Der schwache Mann war auch bereit, ihn als Mitregenten anzuerkennen; aber Attalus verlangte, daß er abdanke und sich auf eine Insel verbannen lasse. In seiner Angst wollte Honorius schon in den Orient entfliehen; da landeten im Hafen von Ravenna sechs Cohorten — 4000 Mann —, welche ihm sein Bruder Arkadius zu Hülfe sandte. Diese Verstärkung hob seinen Muth, und er entschloß sich, wenigstens solange in Ravenna auszuharren, bis über die afrikanische Expedition des Attalus entschieden sei. Sie mißglückte und ebenso eine zweite. Unterdeß aber erzeugte das Ausbleiben der afrikanischen Getreidelieferungen in Rom eine Theuerung, die sich zur förmlichen Hungersnoth steigerte. Die Armen griffen zu allerlei ekelhafter Nahrung, und bei den Circusspielen — denn kein Hunger und keine sonstige Bedrängniß konnten das leidenschaftliche Verlangen der großen Städte nach diesen Lustbarkeiten ertödten — riefen kecke Schreier dem Stadtpräfecten zu: „Bestimme doch den Preis für Menschenfleisch."

Alarich hatte dies Unglück vorhergesehen; aber sein Rath war nicht gehört, und er hatte sich gefügt, denn er wollte den von ihm erhobenen Kaiser halten, so lange er konnte. Er hatte sich unterdeß bemüht, die Städte Mittelitaliens zur Anerkennung desselben zu zwingen. Jetzt sah er ein, daß Attalus unfähig sei, sich zu behaupten,

setzte ihn ab und zog dann noch einmal nach Ravenna, um mit Honorius Frieden zu schließen. Es wäre auch wohl geglückt, wenn nicht kurz vorher der Gothenhäuptling Sarus, der unabhängig von Alarich einen freilich sehr kleinen Gothenhaufen führte und dem Alarich verfeindet war, in den Dienst des Honorius getreten wäre und Einfluß bei ihm erlangt hätte. So wurde Alarich wieder abgewiesen, und nun war seine Geduld zu Ende. Wollten sich die Römer nicht auf Frieden einlassen, so sollten sie den Krieg in seiner Schärfe empfinden. Der Kaiser selbst war freilich unangreifbar in der sumpfumgebenen Festung; aber Rom war jetzt wieder die Stadt des Honorius, und Rom sollte für ihn büßen. Mit diesem Gedanken zog Alarich jetzt zum dritten Male vor Rom, das seit dem Sturze des Attalus wieder von Afrika versorgt ward. Durch die erste Belagerung hatte er den Senat gezwungen, seine Verhandlungen mit Honorius zu unterstützen. Da sie nicht zum Ziele führten, zwang er die Stadt durch die zweite Belagerung, von Honorius abzufallen und sich mit ihm zur Aufstellung eines Gegenkaisers zu verbinden. Jetzt kam er vor die Stadt, um sie zu plündern. War sie nicht stark genug, um als Bundesgenossin zu nützen, so war sie doch reich genug, berühmt und geliebt genug, um in ihr den römischen Gegner empfindlich zu züchtigen.

Es war kein leichter Entschluß. So manche Stadt hatten seine Gothen in Flammen aufgehen lassen; aber Rom war eine ganz besondere Stadt. Ihr Name war Macht und Herrlichkeit. In ihr verehrte und bewunderte die Welt den Ursprung des gewaltigen Reiches, das auch in seinem augenblicklich so jammervollen Zustande dem klugen Barbarenfürsten als das einzige wirkliche Reich galt. Wer durfte es wagen, sich an dieser Stadt zu vergreifen? Dunkle Sagen gingen, daß jeder sterben müsse, der es wage. Andere Prophezeihungen waren noch schrecklicher. „Einst wird der Tag kommen, wo dieses Haupt der Welt im Feuer vergeht; aber das ist das sichere Zeichen, daß der Untergang der Welt bevorsteht.“ Aber je seltener die Frucht, desto mehr reizt sie. „Nicht aus eigenem Willen ziehe ich gegen Rom. Ein Dämon treibt mich, eine innere Stimme. Unaufhörlich ruft sie mir zu: Mache dich auf, zaudere nicht und zerstöre Rom.“ So ließen die Römer den Alarich sprechen, und sie trafen damit ohne Zweifel den Grundzug seiner Stimmung; nur haben sie ihn in das Sentimentale und Mystische gesteigert. Alarich blieb der ruhig überlegende Feldherr und der maßvolle Mann. Er

entschloß sich zur Eroberung Roms, als er den Trotz des Honorius nicht anders strafen konnte und er keinen Grund mehr hatte, seinem Heere die Plünderung der Stadt zu versagen, von deren ungeheueren Schätzen die ausschweifendsten Vorstellungen in Umlauf waren. Aber auch bei der Eroberung überließ er sich nicht der blinden Zerstörungswuth.

Mitte August des Jahres 410 lagerte er vor den Thoren Roms, nahm die Stadt nach kurzer Belagerung und gab sie seinen Gothen auf drei Tage zur Plünderung preis. Es war die Nacht des 24. August, als die Gothen eindrangen. Sie warfen Feuer in die Häuser am Thore, und beim Scheine des Brandes, der die nächsten Straßen verzehrte [1]), jagten sie die Einwohner vor sich her und brachen in die Häuser ein, wo es einem jeden gefiel. Es waren drei schreckliche Tage; und doch, wenn man das Schicksal anderer eroberter Städte und andere Eroberungen Roms vergleicht, so muß man die Schonung bewundern, welche die Gothen übten. Zwar wurden viele erschlagen und noch mehr mishandelt und in Knechtschaft geführt — aber es war kein allgemeines Morden und keine allgemeine Verknechtung. Alarich hatte befohlen, die Menschen zu schonen und nur das Gut zu rauben. Es war endlich auch kein wüstes Zerstören und Verbrennen. An und für sich waren die Gothen nicht mild und schonend. Die Raubfahrten des dritten Jahrhunderts, die Verwüstung spanischer Städte im fünften Jahrhundert zerstören jeden derartigen romantischen Traum. Aber hier waren sie mitten in der Plünderung, ich möchte wohl sagen gehalten. Zwei Mächte waren es, die sie hemmten, der Wille ihres Königs und das Christenthum. Die Gothen waren Arianer und deshalb in Glaubensfeindschaft mit den Priestern, die in Rom die Kirche vertraten; aber die Arianer fühlten sich nicht als Secte, sondern als allgemeine Kirche. Es galt ihnen nur als vorübergehendes Misgeschick, daß in mehreren Orten die Bischöfe der feindlichen Lehre von Nicäa herrschten. Die heiligen Orte der christlichen Tradition waren alle auch ihnen heilig. Nächst Jerusalem und Bethlehem war aber kein Ort heiliger als Rom, keine Kirche geehrter als die des heiligen Petrus und des heiligen Paulus. Mitten in ihren leidenschaftlichen Klagen über die Zerstörung der Stadt und in ihren Wuthausbrüchen über die Barbaren konnten deshalb die Zeitgenossen doch eine Reihe von Beispielen auffallender Milde nicht verschweigen.

[1]) Damals verbrannte auch das schöne Quartier der „Gärten des Sallust."

In ihrem reichen Hause auf dem Aventin ergriffen einige Gothen die fromme Marcella und schlugen sie in roher Weise, damit sie die Schätze anzeige, die sie verborgen glaubten. Als aber die Heilige unter allen Qualen nur darum bat, ihre Pflegetochter vor Gewalt zu schützen, da wurden die Krieger von Ehrfurcht erfüllt und führten die beiden Frauen in die Kirche des heiligen Paulus. Einen unauslöschlichen Eindruck machte vor Allem die Rettung der heiligen Gefäße aus der Kirche von St. Petrus. Man hatte dieselben in ein entlegenes Haus geschafft und eine fromme Jungfrau als Wächterin dazu gesetzt. Aber ein Gothe fand das Versteck. Schon war er im Begriff, sich voll Gier auf den kostbaren Schatz zu stürzen; da sagte die Wächterin: „Diese Gefäße sind Eigenthum des heiligen Petrus. Willst du sie rauben, so kann ich dich nicht abhalten; aber der Heilige wird den Frevler an seinem Eigenthum zu treffen wissen." Das Mädchen war wehrlos; doch sie fühlte sich sicher, und was ihr Kraft gab, das lähmte den Krieger, der vor ihr stand. Scheu zog er sich zurück und meldete Alarich, was er gefunden und was er gethan habe. Alarich befahl ihm, mit einer genügenden Schaar zurückzukehren und die heiligen Gefäße sammt ihrer Wächterin sicher in die Kirche zu geleiten. Als der sonderbare Zug das Haus verließ, Gothenkrieger in friedlicher Haltung, die goldenen Gefäße nicht als Beute fortschleppend in Säcken und Körben, wie der Augenblick sie bot, sondern in geordnetem Zuge ehrfürchtig tragend; da eilten von allen Seiten Flüchtlinge herzu. Greise und Kinder, Männer und Weiber bildeten eine Procession, die sich mit jedem Schritte verlängerte und feierliche Hymnen singend der Kirche zuging. Auch Gothen kamen herbei, auch Heiden schlossen sich an, — es war ein Schauspiel, wie es die Welt wohl nie sonst gesehen. Die Wuth plündernder Barbaren und der Fanatismus feindlicher Confessionen wurden in Andacht gebändigt. Es war ein schöner Triumph der Religion.

Aber die Scheu vor der Religion allein hätte doch nicht ausgereicht, die dreitägige Plünderung in solchen Schranken zu halten. Der Wille des Königs hielt die Ordnung aufrecht. Er muß eine starke, auserlesene Schaar zusammengehalten haben, um sich in jedem Augenblicke Gehorsam zu erzwingen. Lose war das Band, das die Leute zusammenhielt, die ihn als ihren König ehrten, und außerdem waren dabei Haufen von Hunnen, entlaufene Sclaven, Banden von allerlei germanischen Stämmen, die sich erst kürzlich angeschlossen

hatten und ebenso leicht wieder ablösten und zu den Römern gingen. Es bedurfte einer überlegenen Kraft, um sie im Zaume zu halten und sie zu zwingen, die Stadt schon nach drei Tagen wieder zu verlassen. Mehr als alle seine Siege zeigen diese Tage die Größe des Helden.

Am 28. August verließ Alarich die Stadt. Sein Heer war reich beladen mit Schätzen aller Art. Aber Rom stand doch noch, und seine schönsten Zierden waren im Wesentlichen erhalten. „Höre mich, Königin, Du, die Schönste der Welt, die Dein eigen. Wer Deine Tempel betritt, wähnet den Himmel sich nah." So sang wenige Jahre nach dieser gothischen Plünderung der Dichter Rutilius Namatianus in dem Gedicht, das über die Verwüstung anderer Gegenden Italiens durch die Gothen lebhafte Klage erhebt. Aber trotz der verhältnißmäßigen Schonung fühlte man in den fernsten Winkeln des Reiches den Schlag, der Rom getroffen hatte. Bettelnd irrten Tausende von Flüchtigen durch die Lande und erzählten von den Schreckenstagen. Augustin schrieb seine gewaltige Strafpredigt vom Falle der Stadt, und der heilige Hieronymus in Bethlehem war sprachlos vor Schmerz. „Es stockt meine Zunge, und die Worte gehen nicht aus dem Munde, die ich dem Schreiber dictiren will. Die Stadt ist bezwungen, die den Erdkreis bezwang." Diese Erstürmung Roms hat nicht wenig dazu beigetragen, die Römer aufzurütteln aus ihrem Traume von der ewigen Dauer des Reiches. Sie wurden zugänglicher der Vorstellung, daß es doch einmal sinken werde. Nur der elende Hof und seine Creaturen blieben, was sie waren und wie sie waren. Heraclian, der für die Ermordung Stilicho's mit der Verwaltung Afrika's belohnt war, machte die vornehmen Römerinnen, welche vor den Gothen zahlreich nach Karthago geflüchtet waren, zu Sclaven und verkauften sie an syrische Händler, von denen sie dann in die Bordelle der östlichen Städte geliefert wurden. Und wie der Kaiser selbst die Schreckensnachricht aufnahm, darüber giebt es eine Anekdote, die sicher erfunden ist, die aber besser als alle Schilderungen bezeichnet, wessen man sich von ihm versah und wie er war. Honorius beschäftigte sich viel mit Hühnerzucht, und namentlich war ein großer Hahn sein ausgesprochener Liebling, der den stolzen Namen Roma führte. Nun wollte der Zufall, daß der Eunuch, der dem Hühnerhofe vorstand, der erste war, der dem Kaiser Nachricht von der Eroberung Roms brachte. Voll Aufregung sagte er: „Roma ist zu Grunde gegangen." Da antwortete Honorius: „Was? Eben

hat er ja noch aus meiner Hand gefressen.“ „Die Stadt Roma“, wiederholte der Eunuch, „ist zu Grunde gegangen.“ „Ach so,“ erwiderte Honorius, „ich glaubte, du sprächest von dem Hahn“ [1]).

Plündernd zogen die Gothen von Rom durch Campanien. Das Land war wehrlos und mußte leisten und leiden, was ihm aufgelegt wurde. Mit Behagen lagerte das Volk in dem sonnigen Süden, hier und da, auf weitem Raume zerstreut. Wo es ihm gerade gefiel, da rastete es länger, schwelgend in den Genüssen, die das bisher noch von keinem Raubzuge der Barbaren verheerte Land bot. Jeder Gothe hatte zahlreiche Sclaven und Sclavinnen, die neben seinem Wagen einhergingen und die Beute schleppen mußten. Alarich zog bis an die Meerenge von Messina, um nach Sicilien überzusetzen und von da nach Afrika. Durch Afrika wollte er Honorius zwingen, seine Bedingungen zu erfüllen, sei es, daß er mit seinem Volke in Afrika selbst siedeln wollte, sei es in einer anderen Provinz. Aber ein Sturm zerstreute die Schiffe, welche die erste Abtheilung der Gothen über die Meerenge tragen sollten, und bald darauf starb Alarich, ehe er noch einen zweiten Versuch machen konnte.

Er stand in der Blüthe seiner Jahre, inmitten einer großartigen Laufbahn. Fünfzehn Jahre hindurch hatte er als König an der Spitze der Gothen gestanden, und diese ganze Zeit hindurch hatte er den Plan verfolgt, im Reiche des Kaisers eine rechtlich gesicherte Stellung zu gewinnen. Zweimal war es ihm gelungen; aber die Rivalität des oströmischen und weströmischen Reiches führte beide Male zur Auflösung des Verhältnisses. Leicht hätte er nördlich der Donau Land finden können, wo er ruhig siedeln konnte, denn die Germanen und Hunnen, welche diese Gegenden innehatten, waren in eine Menge kleiner Völkerschaften zersplittert und ihm nicht gewachsen — aber er wollte eine römische Provinz zur Ansiedelung und zwar auf Grund eines Vertrages. Nur im Anschluß an Rom, in der Hebung seines Volkes durch römische Cultur sah er das Heil. Nicht einmal die Bewaffnung konnte er ohne römische Fabriken in der Vollkommenheit halten, wie er sie gewohnt war. Er hätte es als einen großen Verlust empfunden, wenn das römische Reich zerschlagen wäre. Selbst aber ein Reich zu gründen, das dem römischen an Größe und Be-

---

[1]) Procopius, de bello Vandalico I, 2.

deutung gleichsam, das an Stelle des römischen die Entfaltung eines gebildeten Lebens ermöglichte, dazu hielt er seine Gothen nicht fähig.

Ohne Schwierigkeit hätte er ferner sich selbst zum römischen Kaiser machen können. Wenn er es den Römern befahl, so mußten sie ihn wählen. Daß er Germane war, bildete kein Hindernis. Wer ein Heer hatte und sich der Verwaltungsmaschine bemächtigte, der fand willenlosen Gehorsam und ward von allen Dichtern und Rednern als der menschgewordene Gott verherrlicht, mochte seine Wiege auch am Don gestanden haben oder an der Oder. Aber wenn er Kaiser wurde, so hörte er auf König der Gothen zu sein; die Gothen waren dann Föderate in seinem Dienst wie andere Barbaren. Alarich wußte, daß er die Grundlage seiner Macht verlor, sobald er nach diesem Glanze griff. Ein germanischer König war nichts, fand keinen Gehorsam, wenn er nicht die durch das Herkommen getragenen Formen dieser Stellung mit seiner persönlichen Thätigkeit, mit seiner ungetheilten Kraft erfüllte. Hundert Jahre später hat Theodorich der Ostgothe einen solchen Versuch gemacht, aber zu einer Zeit, als das römische Reich nur noch aus Italien bestand, und als Germanen und Römer schon in ganz anderer Weise mit einander leben gelernt hatten. Alarich konnte nicht einmal daran denken.

Sein Tod war ein schwerer Schlag für das Volk. Es war ja kaum schon wieder ein Volk zu nennen. Nach langjähriger Zersplitterung hatte sich eine Anzahl dieser Splitter unter Alarich zu einem Volke geeint, während andere Bruchtheile des großen Westgothenvolkes in ihrer alten Weise für sich Raub und Dienst suchten. Die Gefahr war groß, daß die Häuptlinge diese Gelegenheit benutzten, ihre alte Selbständigkeit wiederzugewinnen und für sich mit dem bedrängten Kaiser abzuschließen. Die glänzenden Erfolge eines Sarus, der nur 2—300 Mann unter sich hatte, bildeten eine starke Versuchung. Einige mögen sich auch damals so von dem Volke losgelöst haben; aber die Masse hielt zusammen, wählte Alarichs Schwager Athaulf zum Könige und ehrte den Alarich durch eine großartige Leichenfeier. Bei Cosenza in Calabrien fließt ein kleiner Fluß, der Busento. Sie leiteten ihn ab, und in seinem leeren Bette mußten dann zahlreiche gefangene Römer eine tiefe Grube auswerfen, in welche sie den Leichnam Alarichs mit vielen Schätzen hinabsenkten. Dann mußten die Gefangenen den Damm durchstechen, der das Wasser ablenkte, und als der Fluß wieder in dem alten Bette rauschte und

das Grab verdeckte; da wurden die Gefangenen getödtet, damit keiner verrathe, wo das Grab sei.

Athaulf war ein würdiger Nachfolger des Alarich. Nicht groß von Gestalt, aber schön und gewinnend, dabei von hervorragender Klugheit und wie Alarich fest entschlossen, seine Gothen zu einem Culturvolke zu erheben. Noch zwei Jahre blieb Athaulf mit den Gothen in Italien, ohne daß es zu erheblichen Kämpfen oder zu einem Friedensschlusse gekommen wäre. Dann zog er nach Gallien, wo eine unglaubliche Verwirrung herrschte. Gegen den Usurpator Constantin hatte sich ein anderer erhoben, und dies gab dem Honorius Gelegenheit, sie beide zu vernichten. Aber noch ehe es völlig gelang, hatte sich ein dritter Usurpator aufgeworfen. Es war ein vornehmer Mann mit Namen Jovinus, der sich namentlich auf die Burgunder um Worms und den Alanenhaufen des Goar stützte. In Mainz war seine Residenz. Seit Athaulfs Ankunft gab es also drei Hauptmächte in Gallien: das Heer des Honorius, das des Jovinus und das des Athaulf. Daneben aber zogen noch die Bagauden durch das Land. Das waren Bauern, die sich aus Verzweiflung über die endlosen Quälereien des Staates, der sie nicht einmal schützen konnte, zu förmlichen Heeren zusammengerottet hatten, dann Haufen von Gothen, Alanen, Hunnen und anderen Barbaren. Athaulf hielt es anfangs mit Jovinus, dann trat er in den Dienst des Honorius, überwand den Jovinus und lieferte ihn nach Ravenna. Als aber sein Vertrag mit Honorius keinen Bestand hatte, da erhob er wie ehemals Alarich den Attalus zum Kaiser, der noch immer dem Gothenheere folgte. Aber Attalus konnte ihm keine Hülfe bringen; er fand nur da Anerkennung, wo die Gothen standen. Die Truppen des Honorius hatten dagegen an dem Illyrier Constantius einen ausgezeichneten Führer; in ihm fand Stilicho endlich wenigstens annähernd einen Ersatz. Ernst und streng im Dienste, heiter scherzend in den Stunden der Muße, war er gefürchtet und geliebt zugleich. Honorius fügte sich ihm ganz: was er forderte ward ihm gewährt. Sein Ehrgeiz ging dahin, des Kaisers Schwester Placidia aus der Gefangenschaft der Gothen zu befreien, sich mit ihr zu vermählen und dann als des Kaisers Schwager das Reich zu regieren. Aber Athaulf forderte das Gleiche für sich oder wenigstens eine andere befriedigende Stellung im Reiche. Lange Zeit wurde darüber verhandelt; aber es kam zu keinem Abschlusse. Was man Athaulf für die Auslieferung der Placidia bot, das genügte nicht oder schien ihm nicht zuverlässig. Da entschloß er sich, die Placidia ohne

des Honorius Zustimmung zu heirathen, in der Hoffnung, von dem Schwager zu erlangen, was dem Feinde verweigert war. In Narbonne feierte er mit großem Pompe seine Vermählung und zwar in römischem Gewande und nach Formen, in denen germanischer und römischer Brauch sich mischten. Attalus, der gewesene Kaiser, mußte den Hochzeitsgesang leiten, und fünfzig in Seide gekleidete Knaben brachten der Placidia als Morgengabe je zwei große Gefäße, von denen das eine mit Gold, das andere mit kostbaren Steinen angefüllt war. Römer und Gothen feierten mit lautem Jubel das Fest gemeinsam. Es war das eine Thatsache von ungeheuerer Bedeutung. Athaulf zwang nicht einfach die Gefangene sein Weib zu werden, sondern er wollte die Vermählung als ein Friedensfest angesehen wissen. Mit List und Gewalt hatte er Narbonne eingenommen[1]); aber er behandelte die Stadt nicht wie ein Feind, sondern wie der rechtmäßige Commandeur, wie der Vertreter des Kaisers. Auch öffneten ihm manche Städte, so das reiche Bordeaux, freiwillig die Thore. Bei der Hochzeitsfeier gewährte er der Placidia den Ehrensitz, er selbst setzte sich eine Stufe tiefer. Er ehrte in ihr den Kaiser, er wollte der magister militum, der militärische Leiter des römischen Reiches sein. Trotz aller Hindernisse und Täuschungen suchte er auch jetzt noch den Frieden. Gegen einen vornehmen Römer sprach er sich damals in Narbonne wiederholt und mit leidenschaftlichem Nachdruck über seine Pläne aus. „Anfangs dachte ich Rom zu vertilgen", sagte er, „und ein Gothenreich an seine Stelle zu setzen, der Stifter einer neuen Weltherrschaft zu werden, wie es dereinst Augustus war. Aber im Laufe der Zeit erkannte ich, daß es nicht möglich sei, daß sich die Gothen der ruhigen Ordnung des Gesetzes nicht fügen würden. Seitdem habe ich mir das als Aufgabe gesetzt, daß ich mit der Kraft meiner Gothen das römische Reich schirme und schütze."

Aber die Tage der Festfreude dauerten nicht lange. Constantius drängte die Gothen Ende 414 oder Anfang 415 über die Pyrenäen. In Barcelona nahm Athaulf seine Residenz; dort begrub er auch in einer silbernen Lade den Knaben, den ihm Placidia geboren hatte, und der nach dem Großvater Theodosius genannt ward aber früh starb. Seine Lage wurde bald sehr gefährlich, weil Constantius

[1]) Die heimkehrenden Winzer waren gezwungen worden, unter den Reben eine Anzahl Gothen verborgen in die Stadt zu schaffen, und diese hatten dann das Thor besetzt und den nahen Kameraden offen gehalten.

die Vandalen, Alanen und Sueben, die noch immer in Spanien plünderten, in seine Dienste nahm und die Gothen somit von zwei Seiten eingeschlossen waren. Constantius vermied einen entscheidenden Kampf; er hatte in den gallischen Häfen jeden Verkehr mit Spanien verboten und hoffte, die auf engem Raume zusammengedrängten Gothen durch den Hunger fügsam zu machen. Die Noth erreichte in kurzer Zeit eine entsetzliche Höhe, — aber Athaulf blieb fest. Da ward er plötzlich ermordet (Juli 415). Während er nach seiner Gewohnheit die Rosse seines Marstalls besichtigte, stieß ihm ein Diener, dessen früheren Herrn er hatte tödten lassen, den Dolch in die Seite. Dieser Mord schien das Zeichen zu einer allgemeinen Auflösung des erst seit zwanzig Jahren wiedervereinigten Volkes zu werden. Sterbend hatte Athaulf seinem Bruder empfohlen, Frieden mit Rom zu schließen und Placidia zurückzugeben; aber nicht dieser Bruder ward zu seinem Nachfolger erwählt, sondern Sigerich, der Bruder des von Athaulf getödteten Sarus. Dieser ermordete die jungen Kinder Athaulfs aus erster Ehe, die der Bischof Sigesar in Schutz und Pflege hatte; dann hielt er eine Art Triumphzug, bei dem Placidia mit einer großen Schaar gefangener Römerinnen einen Weg von fast 18 Kilometern vor seinem Pferde hergehen mußte. Aber schon nach sieben Tagen wurde er gestürzt, und Wallia erhoben. Constantius war jetzt gern zum Frieden bereit; es lag ihm Alles daran, die Placidia zu erhalten, und die Mishandlungen, die sie unter Sigerich erlitten hatte, mahnten ihn daran, wie leicht sie getödtet und mit ihr alle seine ehrgeizigen Pläne zu nichte gemacht werden könnten. Wallia zögerte; er dachte nicht so wie Athaulf von dem Frieden mit Rom; er gehörte mehr zu der Richtung des Sigerich, ohne so roh zu sein. Er durchbrach die Vandalenhaufen, welche ihn in der Ebene des Ebro festhielten, und versuchte den Uebergang nach Afrika; aber die Schiffe, welche die erste Abtheilung der Gothen über die Meerenge tragen sollten, wurden vom Sturme zerstreut.

Nicht lange darauf schloß er einen Frieden mit Constantius, wie ihn Athaulf gewünscht hatte. Er gab Placidia zurück und übernahm es, die Vandalen, Alanen und Sueben in Spanien zu bekämpfen und die Provinz dem Kaiser wieder zu unterwerfen. Dafür erhielt er Lieferungen an Getreide und die Zusicherung, daß ihm ein geeignetes Gebiet zur Ansiedelung überlassen werden sollte. Die Vandalen, Alanen und Sueben standen bis eben im Bündnisse mit Rom, kämpften als seine Föderate gegen die Westgothen. Jetzt ließ

Rom sie fallen und verbündete sich zu ihrem Verderben mit den Gothen. So verfuhr Rom stets. Die Barbaren galten als rechtlos: jedes Mittel war willkommen, das sie vernichten half. Drei Jahre hat dann Wallia im Dienste Roms mit jenen Völkern gefochten. Sie standen nicht zusammen; eines nach dem anderen erlag ihm, vor allen die Alanen und die silingischen Vandalen, die in Baetica (Andalusien) hausten. Ihren König Fredibal schickte er gefangen nach Ravenna. Mitten in diesen siegreichen Kämpfen rief der Befehl des Constantius die Gothen nach Gallien, und hier ward ihnen durch förmlichen Vertrag Aquitanien abgetreten. — Dem Kaiser sollte die Souveränetät bleiben; die Gothen galten rechtlich als Föderate wie zur Zeit des Theodosius: aber die Zeit war eine andere, und die Verhältnisse waren andere. Wenige Jahre nur währte es, da war der Vertrag zerrissen, und das Volk der Westgothen trat als selbständiges Reich neben Rom, — das erste germanische Reich auf römischem Boden, der erste Culturstaat der Germanen.

Aeußerlich war Roms Herrschaft noch einmal hergestellt: in Gallien, Spanien und Afrika galt Honorius wieder als Kaiser. Aber es war doch eine furchtbare Erschütterung gewesen, und man fühlte, daß die Ruhe keine Dauer haben werde, und aus den Grenzländern hörten die Unglücksposten nie auf. Trier wurde in den ersten drei Decennien des fünften Jahrhunderts viermal erobert und geplündert, und ähnlich ging es anderen Städten. Wie war das zu verstehen? Was sollte werden? Lebhaft beschäftigten sich die Menschen mit dieser Frage. Die Heiden verstärkten damit ihre Klage über die Tyrannei der Kirche. Das ist die Strafe, sagten sie, dafür, daß den Göttern kein Opfer mehr dargebracht wird, und kein Gebet zu ihnen bringt. Die Christen waren in einer üblen Lage bei dieser Art Beweisführung, welche sie von jeher für sich selbst ins Feld geführt hatten, und sie veröffentlichten eine ganze Reihe von Schriften, in denen sie dieser Anklage zu begegnen suchten.

Am gröbsten verfuhr der Spanier Paulus Orosius. Er schrieb eine Weltgeschichte bis auf den Vertrag Wallia's mit Honorius und erstickte dann am Schluß jede Erinnerung an das Elend der Zeit, welches er hatte schildern müssen, unter rhetorischen Phrasen über die glückselige Lage, in welche das römische Reich durch diesen Vertrag versetzt sei. „Ist seit der Gründung der Welt etwas Aehnliches geschehen? Tyrannen sind vernichtet, ungeheuere Völkerschwärme sind

eingeschlossen und aufgerieben, ohne daß wir Römer recht zu kämpfen brauchten, ohne daß wir Blut verloren. Das mögen die bedenken, die das Christenthum schmähen, und mögen erröthen über ihre Lügen!" So war aber nicht loszukommen von der Thatsache, daß Tyrannen und fremde Völker seit vierzig Jahren unaufhörlich Krieg und Verwüstung über das Reich brachten. Andere fühlten das auch, und sie gestanden ruhig, daß das Elend unermeßlich sei. Aber nicht der Zorn der Heidengötter schaffe diese Noth, nicht mit Opfern und Zauberformeln sei sie zu wenden. Gott der Herr züchtige sein Volk, weil es ihm mit den Lippen diene und im Herzen den heidnischen Lastern fröhne. Am kräftigsten hat Salvian, der Presbyter von Marseille, diesen Ton angeschlagen. Die Nichtswürdigkeit der Beamten, welche ihre Gewalt misbrauchen, um die Bauern zu zwingen, ihnen ihr Land abzutreten und ihre Hörigen zu werden, die Schamlosigkeit der Sitten und der unverbesserliche Leichtsinn von Vornehm und Gering bilden die starken Züge eines wahrhaft entsetzlichen Gemäldes von dem Zustande Galliens. In derartigen Betrachtungen löste sich allmählich das starke politische Bewußtsein der Römer auf, die Vorstellung von dem einzigen Werthe ihres Staates; und der heilige Augustinus gelangte in seinen Büchern „Ueber den Gottesstaat", die er im Hinblick auf die Eroberung Roms von 410 zu schreiben begann, zu dem Satze, daß alles staatliche Leben werthlos sei, daß der Staat nur eine Räuberbande sei, ausgenommen wenn er und soweit er sich in den Dienst der Kirche stelle. Das war der vollendete Gegensatz zu der antiken und besonders zu der römischen Ansicht, welcher der Staat Selbstzweck ist, dem Alles geopfert wird. Man war noch fern davon, in den Barbaren das Volk der Zukunft zu sehen: so ungeheuere Umwälzung mußte erst thatsächlich vollzogen sein, ehe man sie für denkbar halten konnte. Aber dies Verzagen am Römerreiche, dieses Zugeständniß, daß es verkommen sei, war die Vorbereitung der Zukunft. Und hier und da erhoben sich auch schon Stimmen, welche in den Germanen den Menschen anerkannten, welche darauf hinwiesen, daß sie den Römern in vielen rühmlichen Eigenschaften überlegen waren, nicht bloß in der Tapferkeit, sondern auch in der Keuschheit, daß sie den Frieden mit Rom suchten und in den eroberten Landen nicht wie Feinde hausten, sondern die Ordnung bewahrten. „Siehe, es zitterte das ganze Land," predigte ein gallischer Bischof, „vor dem Zorne des gewaltigen Volkes; aber die wir als Barbaren verschrieen, die haben uns behandelt, als ob sie Römer wären."

Das waren nur erst vereinzelte Stimmen, und selbst die, welche unter dem Eindruck ungeheuerer Erfahrungen so sprachen, haben zu anderen Stunden sich meist wieder dem Römerstolze und dem Barbarenhasse hingegeben. Aber ehe der Sommer einzieht, wehen immer erst einige warme Winde über das Land und melden, daß er nahe ist. Sie schmelzen das Eis und lockern den Boden. So waren auch jene Stimmen die Vorläufer der Zeit, da die Germanen an Stelle des römischen Reiches dastehen sollten als die Träger der Entwicklung der europäischen Menschheit. Aber Niemand wußte, daß diese Zeit so unmittelbar bevorstand. Der Vertrag, den Wallia 419 mit Honorius abschloß, unterschied sich anscheinend in nichts von den früheren Verträgen mit Föderatvölkern; aber er bildete die Grundlage, auf der sich in kurzer Frist der erste germanische Culturstaat erhob, er bildete die Schwelle zu einer neuen Periode der Weltgeschichte.

Anhang.

Die Auffassungen der älteren deutschen Geschichte
von Möser bis auf Roth und Sohm.

Die Geschichte der Deutschen bis auf Karl den Großen erzählt zugleich die Entstehung des französischen Volkes und Staates. An ihrer Darstellung ist deshalb von jeher jenseit der Vogesen mit gleichem Eifer gearbeitet wie diesseit. Und bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts waren die französischen Arbeiten den deutschen ohne Zweifel überlegen, nicht etwa bloß in dem eleganten Genre, auch in Quartanten und Folianten, in Quellenausgaben und mächtigen, mit ausführlichem Citatenapparat geschützten Systemen. In den letzten Decennien hat sich das Verhältniß umgekehrt, wenigstens für die gelehrte, systematische Darstellung. Die bedeutendsten französischen Forscher schließen sich heute ebenso der Führung von Waitz, Roth und Sohm an wie die deutschen. Doch kann sich das leicht wieder ändern, und diese Betrachtung soll keinesweges den Ruhm germanischer Wissenschaft über die Nachbarn erhöhen, sie soll nur rechtfertigen, wenn der Anhang zu einer Geschichte dieser Periode nicht von Guizot und Augustin Thierry handelt, sondern von Möser und Eichhorn, von Waitz und seinen Nachfolgern.

Aber ganz ist von den französischen Arbeiten auch in dieser Skizze nicht zu schweigen.

Zwei Punkte müssen erwähnt werden, die den meisten eigenthümlich sind.

1) Die Nationaleitelkeit gebietet, daß Frankreich den barbarischen Germanen nichts verdanke. Noch im achtzehnten Jahrhundert waren sie Barbaren, und im fünften Jahrhundert hätten sie etwas Nützliches über den Rhein getragen? Sie konnten nur zerstören. Frankreich ist in seinem Staat und seiner Cultur ein unverfälschter Nachkomme der großen Römer und der ritterlichen Celten.

Dieser Satz galt und gilt Vielen als ein Dogma, mögen auch die offenkundigsten Thatsachen den germanischen Ursprung der Heerverfassung wie der Gerichtsverfassung, des Königthums wie des eigenthümlichen Beamtenthums des fränkischen Reiches erweisen. Bei Am. Thierry, Histoire d'Attila, 2 éd. 1864, sind die Germanen roher als die Hunnen. Ihnen allein legt Thierry die Zerstörung der christlichen Kirchen zur Last, welche Attila's Heerzug durch Gallien niederbrach. Attila selbst und seine Hunnen waren tolerant; aber die Sciren, die Rugier, die Turcilinger in seinem Heere waren fanatische Anhänger des „Odinismus" und verfolgten das Christenthum mit wüthendem Haß.

Schon die Namen klingen so barbarisch. Wer möchte da noch zweifeln? [1])

Nicht viel anders urtheilt Guizot. Er hat über diese Periode einen vortrefflichen Essai geschrieben. Viele Seiten des Lebens und Treibens der Zeit sind so lebendig zur Anschauung gebracht, daß man sich ihm leicht ganz anschließt. Aber in diesem Hauptpunkte bringt er nur das alte Dogma in neuer Form. Die Franken hatten keinen Staat, als sie nach Gallien eindrangen, und keine Vorstellung vom Staate. Sie lebten in einzelnen Haufen, die durch Familienzusammenhang oder Gefolgsverband zusammengehalten wurden. Nach Gallien brachten sie nur die Auflösung und Verwirrung. Sie zerstörten die allerdings verlebte römische Staatsordnung und die römische Gesellschaft. Sie schufen ein Chaos, und aus diesem Chaos erstand das Lehnswesen.

Kürzlich ist diese Meinung mit wahrer Leidenschaft vertreten in Fustel de Coulanges, Histoire des Institutions politiques de l'ancienne France 1875. Fustel de Coulanges ist ein gelehrter Mann und ein begabter Schriftsteller; aber er hat einen förmlichen Haß gegen alles, was germanisch heißt, und hat sich zu unglaublichen Behauptungen fortreißen lassen.

Nach ihm waren die Germanen im dritten und vierten Jahrhundert gänzlich verkommen. Die schönen Sitten der taciteischen Zeit

1) Das Werk ist in Deutschland viel gelesen; deshalb fordert es noch einige Bemerkungen. Es hat einen gelehrten Anstrich. In ausführlicher Breite begleiten Citate der lateinischen Quellen Seite für Seite und erwecken den Anschein, als sei jedes Wort des Textes durch eingehende Forschung sichergestellt. Aber diese Gründlichkeit ist nur Schein. Es wäre ein trostloses und ganz unnützes Geschäft, ihm auf seinen verwirrten Sprüngen nachzugehen.

und ihre gesunden gesellschaftlichen Zustände waren längst dahin. Die meisten Germanen waren in persönlicher Abhängigkeit, und große Schaaren folgten allerlei Bandenführern in die Ferne. Da gingen die einen zu Grunde, und die, welche zurückkehrten, waren ausgebildete Bummler und Landstreicher. Im fünften Jahrhundert waren die Germanen nur noch les restes d'une race affaiblie, p. 317, seit drei Jahrhunderten geschlagen von Römern, von Slaven und von Hunnen, dabei zerrissen durch innere Streitigkeiten und entnervt durch eine Reihe socialer Revolutionen. Sie kamen in Menge nach Gallien hinein, aber nicht als siegreiche Völker, sondern als Arbeiter und Soldaten. Die unteren Classen der römisch-celtischen Gesellschaft waren durch eine élévation incessante zu hoch gestiegen, um die groben Arbeiten zu verrichten. Maschinen gab es noch nicht: so holte man denn die Germanen ins Land. Sie brachten weder neues Blut, noch neue Sprache, weder einen neuen Geist, noch neue Einrichtungen nach Gallien, p. 420, — nur die Unordnung und Auflösung trugen sie in die Gesellschaft. Und das ist es, wodurch sie allerdings einen bedeutenden Einfluß auf die folgenden Jahrhunderte gewannen; denn aus dieser Gährung ging schließlich eine neue Ordnung der Dinge hervor.

So schroff ist das alte Dogma vielleicht nie formulirt, und dabei gewinnt es noch eine ganz überraschende Wendung. Bei Guizot und den Anderen erscheinen die Germanen unfähig, eine staatliche Ordnung zu schaffen, weil sie zu unbändig sind, weil sie keine Beschränkung ihrer individuellen Freiheit ertragen. Fustel de Coulanges hat die Entdeckung gemacht, daß das Gegentheil wahr sei. Nicht aus Unbändigkeit waren sie unfähig, sondern aus Schwäche. Der Geist der Germanen war nicht die Freiheit, sondern die Subordination. On a beaucoup vanté l'esprit d'indépendance des Germains; pourtant l'immense majorité de ces hommes étaient dans les liens d'une sujétion personnelle. A titre d'esclaves ou de paysans atttachés à la glèbe, de lites ou d'affranchis, de compagnons de guerre, ils étaient étroitement soumis, non au roi ou à l'État, mais à la personne d'un autre homme; ils avaient un maître. Ce qui dominait de beaucoup dans la Germanie, loin que ce fut la liberté, c'était la subordination, p. 305.

Man kann nicht zweifeln: es ist das ein Versuch, sich der Anerkennung zu entziehen, welche die straffe Zucht unserer Heere im Kriege von 1870 auch dem leidenschaftlichen Gegner abgerungen hat.

2) Solange sich Adel und Bürgerthum in Frankreich bekämpften, so lange zeigten die meisten französischen Darstellungen dieser Zeit noch eine andere Eigenthümlichkeit. Sie waren zugleich politische Schriften. In der Darstellung der Vergangenheit bekämpften sich die Parteien der Gegenwart.

Es scheint unmöglich, da die Kämpfe jener Tage doch längst abgethan sind; aber es ist so: Augustin Thierry konnte in seinen Considérations sur l'histoire de France die Geschichte dieser Geschichtschreibung zu einer Geschichte des Kampfes der Parteien gestalten.

Wohl beneidet der deutsche Schriftsteller den französischen um sein Publikum. Für ein Werk, das den rechten Ton trifft, begeistern sich dort ganze Kreise der Gesellschaft, die bei uns auch den bedeutendsten Leistungen gegenüber gleichgültig bleiben. Aber dieser Segen birgt auch seinen Fluch. Das Publikum, das sich mit seinem Interesse betheiligt, gewinnt auch Einfluß auf den Autor.

Anfangs war die Hauptfrage, ob das französische Volk eines Stammes oder aus germanischen Franken und romanisirten Celten gemischt sei. Und als man dies nicht leugnen konnte, da begann der Wetteifer, diese Thatsache für sich auszubeuten.

Der Graf Boulainvilliers behauptete in der Histoire de l'ancien gouvernement de la France folgende Sätze:

1) Der fränkische Staat ist gegründet durch Chlodwigs Eroberungen. Chlodwig war der Führer eines Heeres von freien Franken, die ihn gewählt hatten und zwar unter der Bedingung, die Früchte des Sieges mit ihm zu theilen.

2) Die Adligen von heute sind die Nachkommen jener Franken, und die Bauern von heute sind die Nachkommen der unterdrückten Römer.

3) Deshalb muß dem Adel der ihm im Laufe der Zeiten von den Königen entrissene Antheil an der Regierung zurückgegeben werden, und der Bauer muß in Knechtschaft verbleiben.

Das Werk hatte einen ungeheueren Einfluß. Man wagte anfangs nicht es zu drucken, und da circulirte es fünf Jahre lang in Abschriften. Es erschien 1727, und das Schlagwort des Adels war fortan: il y a deux races d'hommes dans le pays.

Die beste Antwort hat Siéyes in seiner Flugschrift: Qu'est ce que le tiers-état? darauf gegeben. Sind die Privilegien des Adels

so alt wie Chlodwigs Eroberung, so ist die Freiheit des Volkes noch älter als diese Eroberung; sind sie durch Gewalt begründet, so kann das Volk jetzt ebenfalls mit Gewalt sein Recht begründen.

Zunächst aber antwortete ihm ein gelehrtes Werk aus den Reihen der Bourgeoisie: Jean Baptiste Dubos, Histoire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules 1734. Sein Satz war: Die Franken kamen nicht als Eroberer nach Gallien, sondern als Bundesgenossen der Römer. Sie ließen die römischen Einrichtungen unverändert, ihre Könige fühlten sich als Beamte und später als Rechtsnachfolger der Kaiser. Die Adelsherrschaft ist erst im neunten Jahrhundert begründet, indem sich zwischen König und Volk eine Klasse erhob, welche die königliche Macht auflöste und Gallien knechtete.

Diese Ansicht von Dubos mußte jenes ersterwähnte Vorurtheil mächtig fördern und umgekehrt durch dasselbe gefördert werden. Dubos schilderte den Einfluß der Germanen so gering als möglich, um dadurch die Privilegien des Adels zu bekämpfen. Fustel de Coulanges ist eine förmliche Wiedergeburt von Dubos — aber der Kampf gegen den Einfluß der Germanen ist ihm Selbstzweck.

Es sind zahlreiche Werke der Art geschrieben, Geist und Gelehrsamkeit haben der Leidenschaft nicht gefehlt, und ihre Auffassungen haben auch in Deutschland viel Anhang.

Selbst in dem angesehensten Werke über deutsche Kaisergeschichte ist zu lesen, daß Karl der Große die Verfassung des fränkischen Reiches durch Umbildung der römischen Institutionen geschaffen habe. (Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Band III, Buch 6, Abschnitt 1.)

Bei einiger Geschicklichkeit läßt sich auch leicht recht viel Scheinbares für Dubos' Meinung sagen. Denn der Einfluß der römischen Cultur auf die Germanen war sehr groß und machte sich auf allen Lebensgebieten geltend. Aber die Grundlagen der fränkischen Verfassung, die Heerverfassung und Gerichtsverfassung sind nicht den Römern entlehnt. Dies erwiesen zu haben, ist das Verdienst einer langen Reihe von deutschen und französischen Forschungen, deren Resultate in den Systemen von Möser, Eichhorn, Waitz, Roth und Sohm zusammengefaßt sind. Diese Systeme folgen nicht nur der Zeit nach aufeinander, es ist auch ein innerer Zusammenhang unter ihnen.

Die Osnabrückische Geschichte von Justus Möser ist eins der

besten und einflußreichsten Werke von allen, die über deutsche Geschichte geschrieben sind. Die erste Auflage erschien 1768, die zweite 1780. Sie ist dann nach seinem Tode wiederholt abgedruckt und aus dem Nachlaß ergänzt. Der erste Theil behandelt die Entwicklung der deutschen Geschichte im Allgemeinen und zwar bis in das neunte Jahrhundert, wo Stadt und Bisthum Osnabrück entstand, dessen Geschichte dann bis 1366 fortgeführt wird. Hier handelt es sich um den allgemeinen Theil.

Statt einer Kriegs- und Regentengeschichte wollte Möser eine Geschichte der Gesellschaft geben.

„Die Geschichte der Deutschen", sagt er in der Vorrede, „hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer, als die wahren Bestandtheile der Nation, durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper bilden und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodann dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopee geben, worin die Territorialhoheit und der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt, sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältniß des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehrerer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir bloß das Leben und die Bemühungen der Aerzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken."

Er theilt die deutsche Geschichte in vier Perioden; die erste reicht bis auf den Tod Karls des Großen. Sie ist die „güldene", in der „noch mehrentheils jeder deutsche Ackerhof mit einem Eigenthümer oder Wehren besetzt, kein Knecht oder Leut auf dem Heerbannsgute gefestet, d. h. dergestalt eingesetzt war, daß er überall als ein vollmächtiger Wirth in Reih und Gliedern erscheinen konnte." Alle Macht und Ehre war damals bei den Grundbesitzern, die theils adelig, theils gemeinfrei waren. Die abhängigen, besitzlosen Leute bedeuteten noch nichts. Doch sei schon Karl der Große genöthigt gewesen, diesen Zustand durch besondere Vorkehrungen zu erhalten.

„Die zweite Periode ging allmälig unter Ludwig dem Frommen und Schwachen an." Die „Bannalisten", d. h. der freie Heerbann, genügten ihm und den unter ihm entstandenen Parteien nicht, denn sie wollten nur ihren Herd und ihr Vaterland bei eigener Kost und ohne Sold vertheidigen. Besonders Otto I. beförderte diese Entwick-

lung und vernichtete den Heerbann der freien Grundbesitzer. „Ihm war ein Ritter, der mit ihm über die Alpen zog, lieber als tausend Wehren, die keine Auflagen zahlten und keine andere Dienstpflicht als die Landesvertheidigung kannten."

„In der dritten Periode, welche hierauf folgte, ist fast alle gemeine Ehre — freier Bauernstand — verschwunden." „Der ganze Reichsboden wandelt sich überall in Lehn-Pacht-Zins- und Bauergut." „Alle Ehre ist im Dienst, und der schwäbische Friederich bemühet sich vergeblich, der kaiserlichen Krone, worin ehedem jeder gemeine Landeigenthümer ein Kleinod war, durch bloße Dienstleute ihren alten Glanz wiederzugeben. Die verbundenen Städte und ihre Pfahlbürger geben zwar der Nation Hoffnung zu einem neuen Eigenthum; allein die Hände der Kaiser sind zu schwach und zu schlüpfrig, und anstatt diese Bundesgenossen mit einer magna charta zu begnadigen und sich aus allen Burgen und Städten ein Unterhaus zu erschaffen, welches auf sichere Weise den Untergang der ehemaligen Landeigenthümer wieder ersetzt haben würde, müssen sie gegen solche Verbindungen und alle Pfahlbürgerschaft ein Reichsgesetz über das andere machen."

„Der vierten Periode haben wir die glückliche Landeshoheit oder vielmehr ihre Vollkommenheit zu danken." Durch die Auflösung der Gaue und die Verleihung der Regalien ist sie begründet, durch die Reformation gefördert und durch den westfälischen Frieden vollendet. So bitter nämlich Möser über das Mittelalter urtheilt, so zufrieden ist er mit der Verfassung des vorigen Jahrhunderts. Es ist das bemerkenswerth, da er ein so hervorragender Mensch war. Indeß, für diese Zusammenstellung kommt es nur darauf an, wie er die Zeit bis auf Karl den Großen betrachtete. Und da ist Mösers Meinung, daß die Staatsordnung der Urzeit im Wesentlichen unverändert fortdauerte bis auf Karl den Großen.

Es ist nun leicht, dem großen Manne sehr grobe Verstöße nachzuweisen.

Ein Germanist wird sich entsetzen über die Wortdeutungen, die sein System stützen sollen, und seine Construction der ältesten politischen Geschichte ist nicht besser.

Nach dem cimbrischen Einbruche schlossen mehrere deutsche Völkerschaften eine Verbindung zu gemeinsamer Vertheidigung, die Germanie, d. i. die Heermanie, Heergenossenschaft. An der Elbe hatte dieser Bund eine Abtheilung, die Markomannie. „Sie mußten die Marko-

mannie so stark machen, daß sie dem ersten Anlaufe widerstehen konnte. Und die zahlreichen, obgleich späteren Durchbrüche der Gothen, Hunnen ꝛc., zu deren Vorfahren oder Bundesgenossen ich die Cimbern und Teutonen mitrechne, zeigen die Nothwendigkeit einer Markomannie, worin zum wenigsten 50,000 Mann allezeit fertig sein mußten." Marbod ist der „Feldkönig oder Markgraf oder Markbote" über diese Grenzprovinz gewesen, hat sich aber gegen das Reich — die Germanie — empört. „Es ist übrigens nicht das letzte Mal, daß das Reich vor seinem Markgrafen hat erzittern müssen."

In solchen Phantasien geht es fort. Möser schreibt gar nicht die Geschichte der Urzeit. Kurzer Hand legt er die Geschichte des Mittelalters in die Urzeit. Es ist dasselbe Verfahren, das er zur Construction der Verfassung der Urzeit einschlägt, aber bei der politischen Geschichte wird der Irrweg leichter erkannt. Marbod der Markgraf eines großen deutschen Reiches! Da bedarf es keiner Kritik weiter.

Möser war ein vielbeschäftigter Mann. Als Hochfürstlicher Justizrath und Geheimer Referendarius, Ritterschaftlicher Syndicus und Advocatus Patriae regierte er das Stift Osnabrück, und es blieben ihm nur wenige ersparte Stunden zu seinen Studien und zahlreichen Schriften. Sein lebhafter Geist hatte aber das Bedürfnis, Alles im Zusammenhange, Alles begründet zu sehen. Berührt von allen geistigen Strömungen des rationalistischen Zeitalters, dabei aber fest wurzelnd in dem Recht und der Sitte der Heimat —, ordnete er jede neue Erfahrung sofort in die Gesammtheit seiner Anschauungen ein und suchte die Rechtsverhältnisse, über die er zu wachen, die er weiterzubilden hatte, geschichtlich zu begreifen. So kam er zu der geschichtlichen Forschung.

Er hatte von Amtswegen viele alte Urkunden zu lesen, Rechtstitel zu prüfen, die weit zurückreichten, und jede dieser Urkunden suchte er dann aus der Geschichte des betreffenden Rechtsverhältnisses zu verstehen. So hatte er die wichtigsten Fragen der deutschen Geschichte von mannigfaltigen Gesichtspunkten aus durchdacht. Er hatte das im wissenschaftlichen Interesse fortgesetzt und die Lectüre der Chroniken damit verbunden. Sein Freund Lodtmann gab die Monumenta Osnaburgensia heraus und begann eine Geschichte des Bisthums. Er starb zwar vor der Vollendung; aber Möser war dadurch vielfach angeregt.

Das war Mösers Vorbereitung, als er den Plan zu dem Werke

faßte. Mit den Bearbeitungen hielt er sich nicht auf. Er ging unmittelbar an die Quellen. Zu schreiben begann er auf seinen amtlichen Reisen während des siebenjährigen Krieges, indem er sich im Postwagen die verschiedenen Möglichkeiten vorstellte und dann zu Hause nachsah, ob sich in den Quellen Beweise finden ließen für die Auffassung, für welche er sich entschieden hatte.

So kam er zu jenen sonst ganz unbegreiflichen Darstellungen aus der politischen Geschichte, die auch gar keinen Zusammenhang mehr mit der Wirklichkeit haben. Und die Darstellung der Verfassung ist gleicher Weise ganz und gar dogmatische Construction.

Er verlegt den Staat des späteren Mittelalters, seine Heer- und Gerichtsverfassung wie seine Markverfassung, seinen Hausbau und sein Hausgewerbe in die Urzeit, aber so, daß er den freien Bauernstand wiederherstellt und den Dienstadel streicht.

Mit einem durch die genaueste Kenntniß bäuerlichen Lebens und bäuerlicher Verwaltung geschärften Blick und — man verzeihe den Ausdruck, aber die Wissenschaft war damals ja noch in der Kindheit — mit einer naiven Sicherheit hat Möser aus diesem Princip für alle Lebensverhältnisse die nöthigen Folgerungen gezogen und dann Beweise für seine Auffassung zusammengepreßt. Die Beweisführung ist deshalb meist verkehrt, aber die Anschauung stets großartig, und die Grundzüge des deutschen Staates und seiner Entwicklung sind richtig gezogen.

Die Verfassung des Mittelalters ist ihm eine Fortbildung der Verfassung der Urzeit, und diese Fortbildung ward herbeigeführt durch den Untergang des freien Bauernstandes und eine Steigerung der Befugnisse des Königs. An Stelle des Heerbannes traten die Schaaren der Dienstleute, an Stelle der vom Volke gewählten Richter die Grafen, d. h., wie Möser (I, 3, 43 Anm. b) übersetzt, die „Bedienten" des Königs. Diese Veränderung erfolgte im Staate der Franken und gab ihm eine größere Geschlossenheit. Dadurch steigerte sich die Kraft desselben so, daß die in dem losen Verbande der Urzeit gebliebenen Sachsen den Franken auf die Dauer nicht widerstehen konnten.

Und außer diesem richtigen Grundgedanken hat er so viele wichtige Fragen scharf gestellt, so manche wichtige Quellenstelle und Urkunde erläutert und das alles mit einem so kräftigen Mannessinn durchdacht und durchfühlt, daß sein Werk trotz aller offenbaren Mängel die Zeitgenossen geradezu beherrschte und noch heute auf jeden

Leser einen mächtigen Einfluß ausübt. Dazu wirkt die Form desselben bedeutend mit.

Möser ist ein Meister populärer Darstellung; denn er ist immer klar. Er hat sich jedesmal eine deutliche Vorstellung davon gemacht, wie die Einrichtungen, die er auf dem Papier schilderte, im Leben wirkten, ineinander griffen und miteinander arbeiteten. Er führt uns von Anschauung zu Anschauung. Die wichtigsten seiner Ansichten sind folgende:

Schon zu Cäsars und Tacitus' Zeit war der Privatbesitz am Acker ausgebildet. Die gegentheiligen Nachrichten des Tacitus sind dem Cäsar nachgeschrieben, und Cäsar hat auf alle Germanen übertragen, was nur von den Sueben galt, die damals gerade in einer besonderen, „von einem kriegerischen Genie" erdachten Verfassung lebten.

Der Besitz eines Ackergutes war die Grundlage aller Rechte und Verpflichtungen. Ward der Heerbann aufgerufen, so mußte in Reihe treten „wer ein Wehrgut hatte". Der Heerbann ward jedoch nur zur gemeinen Landesvertheidigung aufgerufen; alle anderen Kriege wurden von den Gefolgen geführt. Die Gefolge bildeten „ebenso wie der spätere Dienstadel" den eigentlichen Kriegsstaat der Deutschen. Alle Adeligen hatten das Recht, Gefolge zu halten.

Aus dem Adel wurden die Richter gewählt und zwar jedesmal auf ein Jahr.

Einige Staaten hatten Könige; aber diesen standen keine anderen Befugnisse zu als die der Richter, nur in einem größeren Gebiete. Bedeutend war dagegen die Macht der Priester.

Als Beweis hierfür benutzt Möser ganz arglos die Schilderung der Druiden bei Cäsar und Strabo, die ausschließlich den Kelten angehören.

Dieser Irrthum hat noch lange fortgewirkt und ebenso die Lehre, daß die Handhabung des Gerichts auf der Gesammtbürgschaft aller Gerichtsgenossen ruhte. Jeder habe eine bestimmte Taxe empfangen, die seinen Verwandten zu zahlen war, wenn er erschlagen ward, und die er zahlen mußte, wenn er sein Leben verwirkt hatte. Dieses Wergeld verbürgte man einander mit gesammter Hand. Das war der Ursprung aller staatlichen Ordnung.

Diese Darstellung ist nicht haltbar. Später kommen dergleichen Einungen vor; aber in der Urzeit findet sich keine Spur davon. Möser hat sie sich construirt aus seinem rationalistischen Dogma von der Ent-

stehung des Staates durch Vertrag der ursprünglich isolirt nebeneinander stehenden Familien, die aber merkwürdiger Weise schon in sehr ausgebildeten Rechtsverhältnissen lebten.

Das ist Mösers System, ausgezeichnet durch richtige Grundanschauung und großartige Behandlung, aber voller Lücken und Fehler und mit ganz ungenügender Begründung. Vor allem: er hatte den Zusammenhang des mittelalterlichen Staates mit dem Staate der Urzeit wohl erkannt, aber nicht erwiesen. Den Staat der Merowinger, der den Uebergang bildet, hatte er nicht näher untersucht. Er kam nicht dazu, weil der Zusammenhang ihm als selbstverständliche Voraussetzung galt. Er entwickelte die Verfassung der Urzeit aus der des Mittelalters, statt umgekehrt nachzuweisen, wie die Verfassung des Mittelalters aus der der Urzeit hervorgegangen sei.

Diese Lücke hat Karl Friedrich Eichhorn im ersten Bande seiner Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte 1808 (4. Ausgabe 1834) ausgefüllt, deren Darstellung für ein Menschenalter als herrschende Lehre galt, so hervorragend war sie in jeder Beziehung.

Die Urzeit sieht Eichhorn im Wesentlichen mit Mösers Augen, in dieser Ueberschau kommt deshalb nur seine Auffassung des fränkischen Staates in Betracht.

Die Grundlage seiner Darstellung ist der Satz: die Verfassung des merowingischen Reiches war eine Fortbildung der Verfassung der Urzeit. Von 114 v. Chr. bis 561 n. Chr. setzt er sogar eine einzige Periode. Nicht Chlodowech bildet ihm die Epoche.

Aber daneben steht die Behauptung: über die Römer in Gallien erwarb der König diejenigen Rechte, welche der römische Kaiser gehabt hatte. Er war ihr unumschränkter Gebieter. War das der Fall, so fehlte dem Staate die Einheit, so war der König über die eine Hälfte der Unterthanen germanischer König, über die andere kaiserlicher Beamter oder Kaiser. Es sind dies Verschiedenheiten, die sich nicht mit den alten Standesunterschieden decken. Die letzteren sind Abstufungen an dem im Wesen gleichen Bürgerrechte — hier aber ist gar kein Bürgerrecht. Das eine Princip forderte einen Verwaltungsapparat, den das andere ausschloß. Solange der König diese Doppelstellung hatte, so lange mußte es unentschieden bleiben, ob der fränkische Staat sich auf römischer oder auf germanischer Grundlage weiter entwickeln werde. Eichhorn hat hier die Zustände des ostgothischen Staates auf den fränkischen übertragen. In manchen

Einzelausführungen ist Eichhorn zwar über diese Auffassung hinausgegangen, — principiell hat er sie nicht überwunden.

Nicht geringere Schwierigkeit bereitet eine andere Behauptung Eichhorns. Er sagt, der fränkische Staat sei entstanden durch die Eroberungen der fränkischen Könige an der Spitze ihres Gefolges, das sich Eichhorn von ungeheuerer Ausdehnung denkt.

Zu den freien Franken in Gallien hatte der König also die Stellung eines Gefolgsherrn. Er konnte sie jeder Zeit zum Dienst aufbieten, während der Heerbann der altgermanischen Verfassung nur zur gemeinen Landesvertheidigung verpflichtet war. Unbegreiflich, daß die Verfassung dieses Gefolgstaates trotzdem auf der Verfassung des altgermanischen Volkstaates beruhen sollte.

Dem Gefolge fehlen alle Einrichtungen, die für das Leben des Volkes nothwendig sind. Die Verfassung des Gefolges ist der Gegensatz zur Verfassung des Volkes. Im Gefolge ist der Führer allein Quell der Macht und der Ehre; im Volke ist die Gesammtheit Souverän.

Zum schärfsten Ausdruck kommt der Gegensatz in der Heeresverfassung und ist hier auch von Eichhorn hervorgehoben, ohne daß er doch den Widerspruch, der darin gegen sein System lag, erkannt, geschweige denn eine Lösung desselben versucht hätte.

Auf zwei Wegen konnte man dieser unbefriedigenden Lage entkommen. Entweder mußten die Zweifel beseitigt werden, die Eichhorns System gegen den Zusammenhang der fränkischen Verfassung mit der altgermanischen bestehen ließ, oder man mußte die Annahme fallen lassen. Wer sich hierzu entschloß, dem blieb dann kaum eine andere Möglichkeit als mit Dubos und seinen Nachfolgern den römischen Ursprung der fränkischen Verfassung zu behaupten.

Beide Lösungen sind gleichzeitig versucht und beide von hervorragenden Männern.

Heinrich von Sybel vertrat in seiner Entstehung des deutschen Königthums den römischen Ursprung. Georg Waitz reinigte in seiner Deutschen Verfassungsgeschichte die Möser-Eichhorn'sche Theorie von den Widersprüchen, in denen sie befangen war.

Die Werke erschienen gleichzeitig. Die Vorreden sind vom März und April 1844 datirt. Die Verfasser haben dann in Schmidts Zeitschrift für Geschichte 1845 ihren Standpunkt gegeneinander vertheidigt, und Waitz führte seine Darstellung 1847 im zweiten Bande

bis zu den Carolingern weiter. Von da ab war Waitz' Auffassung die herrschende Lehre. Sybel stellte folgende Theorie auf.

In der Urzeit, d. h. bis zur Gründung der Staaten auf römischem Boden, hatten die Germanen überhaupt keinen Staat. Sie lebten in einer Geschlechterverfassung, die keiner Weiterbildung fähig war. Die Anfänge staatlicher Ordnung entnahmen sie römischen Einrichtungen.

Mit großer Geschicklichkeit überschaut Sybel die reichhaltigen Forschungen von Grimm, Dahlmann, Wilda, Savigny, Thorpe, der nordischen Forscher, Loebell u. A. und stellt zusammen, was irgend für seine Meinung sprechen könnte. Die schwachen Seiten der alten Auffassung weiß er zu treffen. Sein Buch hat den Wahn zerstreut, der in den Germanen des Tacitus den westfälischen Bauer des Mittelalters sah. Aber so bedeutungsvoll deshalb sein Buch für die Klärung der Ansichten gewesen ist, und so geschickt er seine Meinung verfocht: jene beiden Hauptsätze hat er nicht erweisen können. Vielmehr zeigt gerade sein Buch, wie unmöglich diese Auffassung ist. Wenn so viel Gelehrlehrsamkeit und Scharfsinn den Beweis nicht erbringen konnte, so ist er überhaupt nicht zu erbringen.

Durch vollständige Sammlung und eingehende Prüfung aller Zeugnisse säuberte Waitz zunächst die Möser-Eichhorn'sche Auffassung der Urzeit. Er widerlegte die Theorie von der Gesammtbürgschaft und führte die Vorstellungen von der Macht der Priester und der Bedeutung der Gefolge auf das richtige Maß zurück.

Das Hauptverdienst des Buches ist aber in dem Nachweise zu suchen, daß der Staat der Merowinger in seinen Grundzügen weder auf römischen oder gar auf keltischen Einrichtungen ruhe, noch auf einem Gefolge, sondern daß er die Fortbildung der altgermanischen Verfassung sei.

Was bei Möser ein Dogma war, bei Eichhorn eine schlechtgestützte Behauptung, das ward hier erwiesen, und damit ist für die deutsche Geschichte ein fester Ausgangspunkt gewonnen. Das ist der Ruhm von Waitz' Arbeit.

Aber es ist schwer, sich von Vorstellungen zu befreien, mit denen man aufgewachsen ist.

Theoretisch überwunden, machen sie sich doch immer wieder geltend, wo immer ein günstiges Zeugnis oder eine dunkle Stelle es gestattet oder dazu verführt.

So bewahrte Waitz aus dem von ihm selbst widerlegten Gefolgs-

staate Eichhorns den Satz, daß ein Theil der Franken in Gallien unter dem Namen „leudes“ in einem besonderen Dienstverhältnisse zum Könige gestanden hätte, ein Satz, der ihm bei der Lehre von der Entstehung des Lehnwesens viel Noth bereitet hat.

Noch verhängnisvoller wurde ein anderer Rest des Möser-Eichhorn'schen Systems. Waitz beharrte auf der Annahme, daß die Germanen schon in der Urzeit Privatbesitz am Acker hatten, und daß der Grundbesitz schon damals die Grundlage der bürgerlichen Rechte gewesen sei. Nur wer Grundbesitz hatte, war heerpflichtig und dingpflichtig, nur er hatte eine Stimme in der Gemeinde.

Diesen Resten des überwundenen Systems ist es nicht am wenigsten zuzuschreiben, wenn es Waitz' Darstellung bisweilen an klarer Anschauung fehlt. Seine Schriften bilden noch immer die Grundlage der Forschung, aber sie brachten das regste Leben in diese Studien und führten so selbst dazu, daß die Forschung über seine Lehre hinauskam.

Die beiden nothwendigsten Aufgaben des Staates sind die Organisation der Wehrkraft des Volkes für den Krieg und die Handhabung des Rechtes im Frieden, und in der Urzeit kennt der Staat kaum noch eine weitere Aufgabe als diese. Der Hauptsache nach erschöpft sich deshalb auch seine Verfassung in Heerverfassung und Gerichtsverfassung.

Die Heerverfassung des fränkischen Staates und ihre Umbildung zum Lehnwesen hat Paul Roth, die Gerichtsverfassung hat Rudolf Sohm näher untersucht, und beide sind über Waitz hinausgekommen. Ihren abweichenden Ergebnissen hat Waitz vielfach nicht zugestimmt, und namentlich haben sich Roth und Waitz lebhaft, ja leidenschaftlich bekämpft. Dem Laien könnte es scheinen, als stritten sie sich die Grundlagen ihrer Forschung ab, als stehe hier überhaupt nichts fest. Aber dem ist nicht so. Roth setzt vielmehr fort, was Waitz begann, und es wiederholt sich nur die in der Geschichte der Wissenschaften alte Erfahrung, daß wer den Weg brach, unmöglich so weit auf demselben laufen kann, als wer ihm folgt, und sei er noch so groß. Pristley wollte von Lavoisier nichts wissen.

Roth und Sohm befreiten Waitz' System von Resten der von Waitz überwundenen Möser-Eichhorn'schen Anschauung, in denen Waitz selbst noch fundamentale Wahrheiten vertheidigen zu müssen glaubt.

Die Bücher von Paul Roth — Geschichte des Beneficialwesens 1850 und Feudalität und Unterthanenverband 1863 — haben dabei noch ein in Deutschland von jeher seltenes Verdienst. Sie sind bei

aller Gelehrsamkeit ausgezeichnet geschrieben, besonders das zweite, Feudalität und Unterthanenverband, dessen Einleitung geradezu einen großartigen Wurf hat.

Er hat keineswegs in allen Punkten Recht; aber die Mängel verschwinden vor dem Reichthum, der hier geboten ist.

Diese Werke haben den Bann der Autorität gebrochen, den Waitz' Verfassungsgeschichte für die meisten Forscher besaß.

Roth behandelt die Auflösung und Fortbildung der merowingischen Verfassung; aber um das Wesen der Einrichtungen zu ergründen, hat er sie bis in ihre Anfänge verfolgt, ihre Entstehung aus den Einrichtungen der Urzeit nachgewiesen.

Ebenbürtig neben sie trat 1871 Rudolf Sohm, Die fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung.

Das Buch behandelt in der Einleitung die Verfassung der Vorzeit und die Gründung des fränkischen Reiches, sodann im ersten Abschnitt die Verfassung der lex salica und im zweiten die Verfassung des fränkischen Reiches. Schon diese Eintheilung ist von Bedeutung.

Die Verfassung der lex salica wird hier gleich als die Periode des Ueberganges charakterisirt zwischen der Verfassung der Urzeit und der fertigen Monarchie der Franken.

Auch Waitz hatte dies schon hervorgehoben; aber hier geschieht es noch schärfer und consequenter. Es ist dies der Boden, auf dem die Frage nach dem germanischen Ursprung des fränkischen Staates entschieden wird, und wie geschaffen für die kühne Methode, mit der Sohm die charakteristischen Merkmale verschiedener Perioden einander gegenüberzustellen versteht.

Es ist ein Vergnügen, ihm zu folgen, wenn er durch klare Hervorhebung eines wichtigen Merkmals, sei es einer Berechtigung oder einer Beschränkung, ein Amt, eine Einrichtung in ihrem Wesen erfaßt.

In dieser Schärfe liegt freilich auch eine Gefahr. Sie verleitet dazu, aus einem Merkmal zu viel zu folgern; aber Sohm hat über eine ganze Reihe von Aemtern und Verhältnissen zum ersten Male feste, klare Begriffe aufgestellt. Er hat Anschauungen geschaffen, wo bisher unbestimmte Vorstellungen ineinander übergingen. Von den einzelnen Resultaten mag manches angefochten und berichtigt werden: aber das Hauptergebniß ist gesichert.

Man sieht den Grafen des Königs den alten vom Volke gewählten Richter verdrängen, man sieht neben dem Volksrecht ein

Amtsrecht entstehen und mehr und mehr an Stelle des Volksrechtes treten.

Kurz, die Entstehung der Gerichtsverfassung und der Verwaltung des fränkischen Reiches aus der Verfassung der Zeit des salischen Gesetzes sowie deren Zusammenhang mit der Verfassung der Urzeit sind von Sohm in ebenso feiner wie strenger Form erwiesen.

Wohl Mancher wird in diesem Ueberblick ein Werk vermißt haben, das als eine der allerwichtigsten Schriften über diese Dinge bekannt ist: Jacob Grimms deutsche Rechtsalterthümer. Es ist nicht erwähnt, denn es gehörte nicht hierher. Es ist keine Darstellung der deutschen Staatsordnung in irgend einer Zeit, es ist auch keine Geschichte der Entwicklung dieser Verfassung; es ist vielmehr eine Vorarbeit für alle künftigen Geschichten dieser Art. Und als solche ist es von unerreichter Vollendung. Wo es der Stoff fordert, da fließt die Rede in behaglicher Breite, scheut keine Wiederholung — man liest und liest mit immer gesteigertem Vergnügen. Und bei dieser Breite die glücklichste Knappheit.

Es ist ein liebenswürdiges Buch; hier stört kein „Wenn" und kein „Vielleicht", kein unglücklicher Versuch, die widersprechenden Zeugnisse miteinander zu vereinen. Fröhlich stehen sie nebeneinander: keines thut dem anderen Gewalt, keines verdunkelt das andere. Höchstens wird die unbequeme Notiz von Tacitus und Cäsar über den Ackerbau der Germanen beseitigt; aber das geschieht in einer Note und mit so überlegener Sicherheit, daß die meisten Leser das Gefühl haben werden, dieser Gärtner versteht das Krauten.

Grimm hatte aus der hingebenden und ausdauernden Beschäftigung mit den Urkunden aller Perioden die richtige Ansicht geschöpft: „Hier ist Zusammenhang". Er gleicht darin dem älteren Möser. Und dieser muthige Glaube ist der Genius des Buches. Er läßt ihn die verschiedenen Zeugnisse so aneinanderfügen; aber der Autor versuchte es nicht, diesen Zusammenhang im Einzelnen nachzuweisen. Wo es nöthig war, schloß er sich lieber an das herrschende System von Eichhorn an. Hatte ihn Mösers Schicksal abgeschreckt? Er würdigte dessen Bedeutung; aber er sah auch, daß sich seine „Muthmaßungen in das Ungewisse verstiegen".

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.